



RICHARD  
**FORD**  
*Eine Vielzahl von Sünden*

RICHARD  
**FORD**

*Eine  
Vielzahl  
von  
Sünden*

Die zehn Erzählungen kreisen um die Vergnügungen und Fallstricke der Untreue, um Affären und deren Aufdeckung, um Geständnisse und überraschende Begegnungen, ein Zyklus von Verrat und heimlicher Lust – Sünde im Mehrfachpack. Ford versteht es, dem Verlogenen und Verlorenen eine ergreifende Melancholie abzulauschen.

© 2002 Berlin Verlag, Berlin, ein Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH | ISBN 3-8270-0064-5 | scan & layout Zentaur

RICHARD  
FORD  
*Eine Vielzahl von Sünden*

Aus dem Amerikanischen  
von Frank Heibert

BERLIN VERLAG

## **Kristina**

2. Auflage 2002 Die Originalausgabe erschien 2002 unter dem Titel *A Multitude of Sins* bei Alfred A. Knopf, New York © 2002 Richard Ford Für die deutsche Ausgabe © 2002 Berlin Verlag, Berlin, ein Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH | Alle Rechte vorbehalten | Umschlaggestaltung: Nina Rothfos und Patrick Gabler, Hamburg Typografie: Renate Stefan, Berlin | Gesetzt aus der Spectrum und der Frutiger durch psb, Berlin Druck & Bindung: GGP Media, Pößneck Printed in Germany 2002 | ISBN 3-8270-0064-5

## INHALT

- Aussicht – 5
- Gute Zeiten - 11
- Ruf- 40
- Wiedersehen - 76
- Welpe - 86
- Krippe - 127
- Unter dem Radar - 162
- Revier – 175
- Nachsicht – 208
- Abgrund - 257

## AUSSICHT

**E**s geschah damals, als meine Ehe noch glücklich war. Wir wohnten in einer großen Stadt im Nordosten. Es war Winter, Februar. Der kälteste Monat. Ich versuchte natürlich immer noch zu schreiben, meine Frau arbeitete als Übersetzerin für einen kleinen Verlag, der auf tschechische Wissenschaftstexte spezialisiert war. Wir waren zehn Jahre verheiratet und glaubten noch an die seltsame, erheiternde Illusion, wir hätten die schlimmsten Prüfungen des Lebens hinter uns.

Unsere Mietwohnung lag in der alten Industriegegend am Südende der Stadt, der Wohnbereich war ein einziger großer leerer Raum mit hohen Fenstern zu beiden Seiten, praktisch ohne elektrisches Licht. Alles natürliches Licht. Ein berühmter Theaterregisseur der Avantgarde hatte vor uns hier gewohnt und auch seine stachlichen, nihilistischen Stücke aufgeführt, die Wände waren daher schwarz gestrichen, und an der einen gab es eine Reihe Klappstühle für sein kleines launisches Publikum. Unser Bett stand in einer dunklen Ecke, hinter ein paar hohen Kulissen aus schwarzer Leinwand, mit denen wir für etwas Intimsphäre sorgen wollten, dabei gab es niemanden, vor dem wir sie hätten schützen müssen.

Jeden Abend, wenn meine Frau von der Arbeit nach Hause kam, gingen wir hinaus auf die kalten, glänzenden Straßen, um in irgendeinem Restaurant zu essen. Danach saßen wir noch

eine Stunde in einer Bar und tranken Kaffee oder Brandy, diskutierten die Übersetzungen, an denen meine Frau gerade arbeitete, und (zum Glück) nie meine Texte, an denen ich schon längst scheiterte.

Man muss es wohl kaum sagen: Wir wollten die Rückkehr in die Wohnung möglichst lange hinauszögern. Es gab nämlich nicht nur praktisch kein Licht dort, der Hausbesitzer drehte außerdem jeden Abend um sieben die Heizung ab, und bis zehn Uhr war es sogar in unserem, dem obersten Stockwerk zu kalt, um sich woanders aufzuhalten als im Bett, unter Bergen von Decken, so dass man sich kaum rühren konnte. Meine Frau hatte damals lange Arbeitstage und war immer übermüdet. Manchmal geschah es zwar, dass wir etwas angetrunken nach Hause kamen und uns im Dunkeln liebten, unter den Decken, aber meistens kippte sie völlig erschöpft ins Bett und schnarchte, noch bevor ich neben sie geschlüpft war.

Und so kam es, dass ich in jenem Winter an vielen Abenden in dem kalten, großen, beinahe leeren Raum saß, wach, oftmals hellwach von dem starken Kaffee, den wir getrunken hatten. Und oft schlenderte ich einfach von Fenster zu Fenster, starnte in die Nacht hinaus, nach unten auf die leer gefegte Straße oder nach oben in den gespenstischen Himmel, der vom schimmernden Widerschein der Stadt mit ihren Gebäuden leuchtete, Gebäuden, die ich gar nicht sehen konnte. Oft hatte ich eine oder gar zwei Decken um die Schultern geschlungen und trug die groben dicken Socken, die ich noch aus meiner Jungenzzeit hatte.

Und in so einer kalten Nacht passierte es, dass ich durch die Fenster auf der Rückseite der Wohnung, die auf eine schmale Durchfahrt und eine dahinter liegende Fläche hinausgingen, wo eine Kabelfabrik abgerissen worden war, was den Blick auf die Häuser der Parallelstraße freigab - dass ich in einer lang gezogenen, gelb erleuchteten Wohnung die Gestalt einer Frau erblickte, die sich langsam auszog, offenbar ohne einen Gedanken an die Welt da draußen hinter ihrer Fensterscheibe.

Wegen der Entfernung konnte ich sie nicht richtig sehen, schon gar nicht deutlich erkennen, nur dass sie von kleiner Statur war und vermutlich dünn, mit kurz geschnittenem dunklem Haar - eine in jeder Weise zierliche Frau. Das gelbe Licht in ihrem Zimmer schien zu lodern und tauchte ihre Haut in glänzende Bronze, ihre Bewegungen erschienen durch das Fenster stilisiert und etwas unwirklich, wie die Bewegungen einer Silhouette oder in einem alten Kinofilm.

Und ich, der ich allein in der sinnesfeindlichen Dunkelheit saß, in Decken gewickelt, die auch meinen Kopf umhüllten wie ein großer Schal, während meine Frau nur wenige Schritte entfernt schlief - ich war von diesem Anblick wie entrückt. Zuerst ging ich näher an die Scheibe heran, nah genug, um sie kalt an meiner Wange zu spüren. Doch dann beschlich mich das Gefühl, ich könnte trotz der großen Entfernung bemerkt werden, und ich zog mich weiter ins Zimmer zurück. Irgendwann ging ich in die Schlafecke und knipste die kleine Lampe aus, die meine Frau neben unser Bett gestellt hatte, so dass mich die Dunkelheit nunmehr vollkommen verbarg. Und ein paar Minuten später holte ich aus einer Schublade das silberne Opernglas, das der Theaterregisseur zurückgelassen hatte, nahm es mit ans Fenster und beobachtete die Frau über den dunklen Raum hinweg aus meinem eigenen dunklen Raum heraus.

Ich weiß nicht, was ich alles dachte. Keine Frage, dass ich erregt war. Keine Frage, dass mir die Heimlichkeit, aus dem Dunkel herauszuspähen, einen besonderen Kitzel verschaffte. Keine Frage, dass mir gerade das Ungehörige daran gefiel, wo meine Frau direkt neben mir lag und schlief und keine Ahnung von dem hatte, was ich tat. Möglicherweise mochte ich sogar die Kälte, die mich umgab, so allgegenwärtig wie die Nacht selbst, vielleicht hatte ich gar das Gefühl, der Anblick der Frau - die ich als jung einschätzte, als entweder unvorsichtig oder wenig schamhaft - stärkte mich irgendwie, umgäbe mich mit einer Isolierschicht, und die ganze Welt stünde still, vollkommen in dem Bild zweier Pole aufgehoben, die mein Blick miteinander

verband. Inzwischen weiß ich, dass all das mit meinem bevorstehenden Scheitern zusammenhangt.

Sonst geschah nichts. Ich blieb jedoch in den kommenden Nächten immer wach, um die Fremde zu beobachten, und ließ meine Frau erschöpft einschlafen. Eine Woche lang erschien die andere Frau allabendlich an ihrem Fenster und entkleidete sich langsam in ihrem Zimmer (das ich mir nie vorzustellen versuchte, an der Wand hinter ihr hing allerdings eine Zeichnung, die nach einem springenden Hirsch aussah). Sobald ihre Kleider abgelegt waren, ihre knochigen Schultern, die kleinen Brüste und dünnen Beine und Rippen und der unauffällige, leicht gerundete Bauch entblößt, bewegte sich die Frau eine Zeit lang im Zimmer umher, von Fenster zu Fenster im Bronzelicht, und vollführte etwas, das mir wie ein langsamer ritueller Tanz vorkam oder vielleicht ein theatralischer Bewegungsablauf, Aufrichten und Bücken und Armausstrecken, Nackenkrümmen, während die Hände anmutige, federnde Gesten machten, die ich nicht verstand, ich versuchte es auch gar nicht, so gebannt war ich von ihrer Nacktheit und dem gelegentlichen Anblick des dunklen Haarbüschels zwischen ihren Beinen. Es war die reine Erregung und Heimlichkeit und Ungehörigkeit, sonst eigentlich nichts.

Eine Woche lang tat ich das, wie gesagt, und dann hörte ich damit auf. Einfach so, eines Abends, als ich, wieder einmal in Decken gewickelt, mit meinem Opernglas ans Fenster trat und das eingeschaltete Licht über den leeren Raum hinweg betrachtete. Eine Weile sah ich niemanden. Und dann drehte ich mich um, ohne einen bestimmten Grund, und legte mich ins Bett zu meiner Frau, die unter ihren Decken warm war und nach Brandy, Schweiß und Schlaf roch, und ich schlief selber ein und kam nie mehr auf den Gedanken, durch dieses Fenster zu starren.

Eines Nachmittags jedoch, eine Woche nachdem ich aufgehört hatte, die Frau durchs Fenster zu beobachten, stand ich frustriert und in sinnloser Verzweiflung von meinem Schreibtisch auf und stapfte hinaus in das Winterlicht, an der Reihe schicker Geschäfte entlang, wo die alten Häuser gerade

zu Kleiderläden und erfolgreichen Kunstmärkten umgestylt wurden. Ich ging bis zum Fluss, auf dem sich große graue Eisschollen ineinander schoben. Und weiter in das Universitätsviertel, fast bis dorthin, wo meine Frau gerade arbeitete. Dann, es wurde bereits dunkel, machte ich mich auf den Rückweg in meine Straße, das Gesicht hart vor Kälte, die Schultern steif, die Hände ohne Handschuhe erstarrt und rot. Als ich um eine Ecke bog, eine Abkürzung zu meinem Block einschlagend, fiel mir plötzlich das Haus auf, das ich tagelang ausgespäht hatte. Es hatte irgendetwas an sich, das keinen Zweifel daran ließ, obwohl ich noch nie mit Bewusstsein daran vorbeigegangen war oder es auch nur bei Tageslicht gesehen hatte. Und genau in diesem Augenblick stand dort, die große Haustür aufschließend, die Frau, die ich in jenen wenigen Nächten beobachtet, von der ich mir Vergnügen und sicher auch heimlichen Trost geholt hatte. Natürlich erkannte ich ihr Gesicht - klein und rund und, wie ich sah, unbewegt. Zu meiner Verblüffung, nicht aber traurigen Enttäuschung war sie alt. Vielleicht siebzig oder noch älter. Eine Chinesin, gekleidet in dünne schwarze Hosen und eine dünne schwarze Jacke, in der sie bestimmt so fror wie ich. Eiskalt muss ihr gewesen sein. Plastiktüten voller Lebensmittel hingen an ihren Armen, einige hielt sie in der Hand. Als ich stehen blieb und sie ansah, wandte sie sich um und musterte mich, am Fuß der Treppe, mit einem Ausdruck, den ich im Nachhinein nur als Gleichgültigkeit bezeichnen kann, vielleicht war auch ein Hauch Bedrotheit dabei. Schließlich war sie alt. Ich hätte plötzlich das Bedürfnis verspüren können, ihr etwas zu tun, und es wäre ein Leichtes gewesen. Aber natürlich dachte ich gar nicht daran. Sie drehte sich wieder zur Tür um und steckte, sichtlich hastig, den Schlüssel ins Schloss. Noch einmal warf sie mir einen Blick zu, als ich hörte, wie der Riegel weit zurück schnallte. Ich sagte nichts, sah sie auch nicht mehr an. Ich wollte nicht, dass sie darauf kam, was mir durch den Kopf ging, und ebenso wenig auf das, was mir nicht durch den Kopf ging. Also setzte ich meinen Weg fort, fühlte mich seltsam, aber keineswegs überraschend betrogen, ging einfach weiter die Straße entlang

zu meinem eigenen Zimmer, meinen eigenen Türen, damals,  
als mein Leben in seinen ersten, langen Zyklus der Not eintrat.

## **GUTE ZEITEN**

Von dort, wo er auf der befahrenen Sheridan Road an einer roten Ampel hielt, beobachtete Wales, wie eine Frau im Schnee hinfiel. Plötzlich den Tritt verloren auf dem rutschigen, unebenen Haufen, den die Schneepflüge am Fußgängerüberweg hinterlassen hatten. Wahrscheinlich alt, dachte Wales, obwohl es dunkel war und er ihr Gesicht gar nicht gesehen hatte, nur ihren Sturz - hintenüber. Sie trug einen langen grauen Herrenmantel und Stiefel und eine ins Gesicht gezogene Strickmütze. Oder sie trank, klar, überlegte er und beobachtete sie durch seine salzgesprengelte Windschutzscheibe, während er weiter wartete. Sie konnte auch jünger sein. Jünger und Trinkerin.

Wales war unterwegs zum Drake, um die Nacht mit einer Frau namens Jena zu verbringen, einer verheirateten Frau, deren Mann ein enormes Vermögen mit Immobilien gemacht hatte. Jena hatte sich für eine Woche eine Suite im Drake genommen - um dort zu malen. Sie war vierzig. Sie hatte die Erlaubnis ihres Mannes. Sie - sie und Wales - trafen sich jetzt schon fünf Nächte in Folge. Er wünschte sich, es könnte weitergehen.

Wales hatte vierzehn Jahre lang im Ausland gearbeitet, für verschiedene Auftraggeber geschrieben - in Barcelona,

Stockholm, Berlin. Immer auf Englisch. Vor einiger Zeit war ihm aufgegangen, dass er inzwischen zu lange fort war, den Kontakt zum amerikanischen Alltag verloren hatte. Doch dann rief ihn ein jahrelanger Freund an, ein Reporter, den er aus London kannte, und sagte, komm zurück, komm nach Hause, komm nach Chicago, halt ein Seminar darüber, was genau es heißt, James Wales zu sein. Nur zwei Tage die Woche, ein paar Monate lang, dann zurück nach Berlin. »Die Literatur des Eigentlichen«, hatte sein Freund, der Professor geworden war, gesagt und gelacht. Und es war wirklich lustig. So lustig wie Hegel ungefähr. Keiner der Studenten nahm es allzu ernst.

Die Frau, die hingefallen war - alt, jung, betrunken, nüchtern, er wusste es nicht genau - , hatte sich jetzt wieder aufgerappelt und legte aus irgendeinem Grund eine Hand auf ihren Kopf, als wäre es windig. Vor ihr rauschte der Verkehr die Sheridan Road hoch, beschleunigende Geschwindigkeit hinter Scheinwerfern. Hohe Wohnblocks aus den Sechzigern - eine lange Reihe, alle mit schöner Aussicht - trennten die Straße vom See. Es war Anfang März. Wintrig.

Die Ampel für Wales' Spur blieb auf Rot, doch die entgegenkommenden Autos bogen jetzt vor ihm in zügiger Folge auf die Ardmore Street ab. Die Frau, die hingefallen war und sich eine Hand auf den Kopf gelegt hatte, wählte diesen Moment, um die Hauptverkehrsstraße zu betreten. Aus irgendeinem glücklichen Zufall heraus bremste der Fahrer auf der am nächsten gelegenen Spur, der am Bürgersteig, und kam für sie zum Stehen. Allerdings bemerkte die Frau das gar nicht, spürte nicht, dass sie sich mit zwei, vielleicht drei unklugen Schritten in Gefahr gebracht hatte. Wer weiß, was sich in dem Kopf abspielt, dachte Wales und beobachtete sie weiter. Eben gerade hatte sie noch im Schnee gelegen. Und kurz davor war alles in Ordnung gewesen.

Die Autos bogen weiter eilig in die Ardmore Street ab. Und die Fahrer genau dieser Wagen - auf der mittleren Abbiegespur - konnten die Frau nicht sehen, die unsicher immer weiter auf die Straße hinausging. Obwohl es schien, als sehe sie sie sehr wohl, denn sie streckte dieselbe Hand, die vorher ihren Kopf

berührt hatte, mit einer abwehrenden Geste den Autos entgegen, als erwarte sie, dass sie anhielten, wenn sie ihre Fahrspur betrat. Eines dieser Autos, ein dunkler Van, der einem kleinen Raumschiff ähnelte (und der, dachte Wales, viel zu schnell fuhr, schneller als vernünftig jedenfalls, bei diesem Wetter), eines dieser zu schnell fahrenden Autos traf die Frau mit voller Wucht, prallte direkt in ihre Seite, als würde sie von einem Boot gerammt, kein Gedanke an Bremsen, und dadurch wurde sie nicht etwa in die Luft oder unter die Räder oder auf die nichtexistente Motorhaube geschleudert, sondern flog zur Seite und auf die Straße - und in einer Sekunde verwandelte sich eine alte, junge, womöglich betrunkene, womöglich nüchterne Frau in einem grauen Herrenmantel in eine Ansammlung ausgewählter Überreste auf dem gefrorenen Asphalt.

Tot, dachte Wales - keine anderthalb Meter von der Stelle, an der er und seine Spur nun flott vorbeizufahren begannen, da die Ampel auf Grün gesprungen war und von weiter hinten Hupen einsetzte. In seinem Seitenspiegel sah er den reglosen Körper der Frau auf der Straße (da war er schon einen halben Block vom Schauplatz entfernt). Die Straße war in beiden Richtungen verstopft, immer mehr Hupen blökteten. Er sah, dass der Van, mit leuchtend roten Schlusslichtern, stehen geblieben war, eine Gestalt stürmte auf die Straße und fuchtelte wie wild herum. Menschen rannten von der Bushaltestelle herbei, aus den Wohnhäusern. Auf dieser Seite brach der Verkehr völlig zusammen.

Er dachte daran stehen zu bleiben, aber das würde auch keinem helfen, dachte Wales, wieder einen halben Block weiter. Eine Ansammlung undeutlich erkennbarer Menschen stand auf der Fahrbahn und starre zu Boden. Er konnte die Frau nicht sehen. Aber niemand kniete sich hin, um ihr zu helfen - das war ein sicheres Zeichen. Sein Herz schlug plötzlich rasend schnell. Kalter Schweiß stieg ihm in den Nacken, in dem warmen Auto. Mit einem Mal zitterte er panisch. *Es ist immer schlimm zu sterben, wenn man es nicht will.* Das war das Motto eines Mannes namens Peter Swayzee gewesen, den er in Spanien

kennen gelernt hatte - ein Fotograf, ein dummer Mensch, mittlerweile gestorben, zerschossen, als er über ein Scharmütsel in Ostafrika berichtete, an einem Ort, wo Journalisten darauf zählten, beschützt zu werden. Er selbst hatte so etwas nie gemacht - über einen Krieg oder ein Scharmütsel oder einen Schusswechsel an der Grenze oder überhaupt eine Schießerei berichtet. Er hatte kein Bedürfnis danach. Es war leichtsinnig. Er zog die Dinge vor, die nicht Krieg waren. Kultur. Und er war in Chicago jetzt.

Beim Abbiegen nach Süden auf den Outer Drive am See entlang ging Wales noch einmal in Gedanken durch, was an dem Tod, den er gerade mit angesehen hatte, bemerkenswert erschien. Irgendetwas in ihm musste sich offenbar auflösen, er brauchte das Gefühl einer Erleichterung. Es war immer wichtig, seine eigenen Reaktionen zu katalogisieren.

Zuallererst: dass sie tot war; wie sicher er sich dessen war; wie nichts Geringeres denkbar schien. Das hatte nichts mit Moral zu tun. Ihr wurde von anderen geholfen, falls sie etwa doch nicht tot war. Er hatte Leuten früher auch schon geholfen - einmal, in der U-Bahn in Berlin, als die Kurden im Berufsverkehr Plastiksprengstoff gezündet hatten. Man konnte vor lauter Rauch in dem Bahnhof überhaupt nichts sehen, und er brachte Leute nach draußen, führte sie an der Hand nach oben auf die sonnige Straße.

Sodann natürlich - und vielleicht hatte das sehr wohl etwas mit Moral zu tun: Die Frau hatte ihn berührt, als er sie zum ersten Mal sah, als sie in den Schnee fiel, fast sanft, dann aufstand und sich berappelte, es schaffte, ihre Hand ordentlich auf den Kopf zu legen. Die Dinge wieder in Ordnung zu bringen. Da hatte sie mitten in ihrem Leben gestanden, es absolut im Griff gehabt, selbst darüber erstaunt. Und dann - vor seinen Augen - drei Schritte, vielleicht vier, und alles war vorbei. Im Geist nahm er das auseinander: zuerst, als wäre keines der Ereignisse unvermeidlich gewesen. Und dann, als wäre alles unvermeidlich gewesen und hätte sich stetig

weiterentwickelt. In seinem Arbeitsfeld konnte keiner solche Überlegungen gebrauchen. In seinem Arbeitsfeld war das Eigentliche alles, das Tatsächliche.

Der See lag zur Linken, dunkel wie Petroleum und unsichtbar jenseits der grellen Fahrspuren des nordwärts rauschenden Pendlerverkehrs. Freitagabend. Weiter vor ihm beleuchtete das Stadtzentrum die tief hängenden Wolken, die Umhüllungen der hohen Gebäude, deren höchste Spitzen verschwunden waren und den Himmel von innen entzündeten. Das eigentliche Zittern, bemerkte er, hatte gar nicht so lange angehalten. Doch was blieb, war einfach eine Art Verwirrung - recht vertraut - , als hätte er diesen Menschen, den er nicht mal kannte, unbedingt für tot erklären müssen, um dadurch etwas klarzustellen, was aber gar nicht gelungen war. Natürlich konnte sein Gefühl auch bloße Vorfreude sein.

Das Drake wimmelte um sechs Uhr nachmittags nur so von Leuten - selbst in der unteren Arkade bei den teuren Läden und dem Restaurant im nachgemachten Cape-Cod-Stil. Er und Jena hatten dort an ihrem ersten Abend gegessen, begeistert darüber, zusammen zu sein. Wales nahm jeden Abend den Hintereingang und verließ das Gebäude auch jeden Morgen auf diesem Weg. Falls Jenas Mann einen Detektiv engagiert hatte, um ihn zu erwischen, dann würde der Detektiv, beschloss er, den Vordereingang bewachen. Er war nicht besonders gut im Betrügen, das wusste er. Betrügen war sehr amerikanisch.

Überall in der unteren Lobby waren Männer im Anzug und ihre Frauen in geblümten Kleidern unterwegs, hetzten hierhin und dorthin und trugen Namensschilder mit der Aufschrift DIE GROSSEN ZEHN. Er wollte an alldem vorbei. Doch ein Mann schien ihn zu erkennen, als er sich gerade durch die überfüllte Arkade auf die Fahrstühle zuschlängelte.

»Hey!«, sagte der Mann. »Wales.« Er pflügte sich durch die Menge, ein massiger, specknackiger, lächelnder Mann in einem glänzenden blauen Anzug. Ein ehemaliger Sportler, natürlich.

Auf seinem weißen Plastik-Namensschild stand *Jim*, darunter *Präsident*. »Kommen Sie zu unserer Cocktailparty?«

»Ich weiß nicht. Nein.« Wales lächelte. Überall waren Leute, und sie machten zu viel Lärm. Paare tröpfelten in einen großen hell erleuchteten Bankettsaal mit lauter Klaviermusik und Gelächter.

Er war diesem Mann schon begegnet, diesem Jim. Aber das war das Einzige, woran er sich erinnerte, ohne sich wirklich daran zu erinnern. Bei einem Uni-Essen möglicherweise. Und jetzt war er wieder da, im Weg. Chicago war groß, aber nicht groß genug. Es war auf eine kleine Weise groß.

»Ja, also, Sie sind eingeladen«, sagte der Mann Jim jovial und rückte näher.

»Danke«, sagte Wales. »Gut. Ja.« Sie hatten sich nicht die Hand gegeben. Keiner wollte den anderen allzu lange aufhalten.

»Ich meine, haben Sie ein besseres Angebot, Wales?«, sagte der Mann namens Jim. Seine Haut war zu weiß, zu dick entlang der kräftigen Kinnlinie.

»Tja«, sagte Wales. »Ich weiß nicht.« Er hätte fast gesagt, »kommt drauf an«, ließ es aber. Er fühlte sich hier äußerst auffällig.

»Haben Sie die Tickets bekommen, die ich Ihnen geschickt habe?«, sagte Jim laut.

»Natürlich.« Er wusste nicht, wovon dieser Jim redete. Aber er sagte: »Hab ich. Danke.«

»Ja, man kann sich auf mich ebenso verlassen wie auf mein Wort, oder?« Der Mann brüllte gegen den stetig zunehmenden Lärm der Menschenmenge an.

Wales spähte zu den Fahrstühlen hinüber. Polierte Messingtüren, die sich langsam öffneten, langsam schlössen. Blassgrüne Dreiecke - aufwärts. Blassrote Dreiecke - abwärts. Ein schwacher, verführerischer Gongton. »Danke für die Tickets.« Er wollte dem Mann die Hand schütteln, um ihn loszuwerden.

»Sagen Sie Franklin einen schönen Gruß«, sagte der Mann, als meinte er das sarkastisch. Wenn er lächelte, sahen seine großen ungewöhnlichen Kinnbacken aus wie bei Mussolini. Franklin, überlegte Wales. Wer war Franklin? Er konnte sich an keinen von der Uni namens Franklin erinnern. Er fühlte sich betrunken, obwohl er nichts getrunken hatte. Noch vor einer Stunde hatte er unterrichtet. Eingesperrt in einen getäfelten Raum voller Studenten.

Bing... bing... bing. Fahrstühle fuhren los.

»O ja«, sagte Wales, »mach ich«, und lächelte ein drittes Mal.

»Also«, sagte Jim, »dann halten Sie die Ohren steif.« Seine Vorderzähne waren allesamt falsch.

Jim wanderte in die Menge, die jetzt rascher in den Bankettsaal strömte. Genau in diesem Augenblick roch Wales eine Zigarette, voll und dicht und durchdringend. Er musste an die Paris Bar in Berlin denken. Etwas an dem Rauch und diesem Bernstein-Messing-Arkadenlicht war fast so wie dort. Eines Abends war er mal mit einer Freundin hingegangen, auf einen Drink und um Kondome zu kaufen. Beim Gang aufs Herrenklo hatte er festgestellt, dass der Kondomautomat neben den Urinalen stand, die unablässig benutzt wurden. Und irgendwie - wahrscheinlich aus Nervosität, aus Vorfreude - irgendwie hatte er sein Fünfmarkstück fallen lassen. Und weil er damals tatsächlich getrunken hatte und die Kondome kaufen wollte, unbedingt kaufen wollte, war er neben einem gerade pinkelnden Mann in die Hocke gegangen und hatte die störrische Münze von den Fliesen zwischen den Füßen des breitbeinig dastehenden Fremden aufgeklaubt. Der Mann lächelte ihn unbekümmert an, als würde so etwas ständig passieren. »Offenbar hab ich heute die Fallsucht«, sagte Wales auf Englisch und befierte die harte Silbermünze, die kein bisschen feucht geworden war. Und dann fing er an zu lachen, sich laut auszuschütten vor Lachen. Auf der gesamten Herrentoilette konnte unmöglich jemand das englische Wort für »Fallsucht« kennen. Das war urkomisch. Ein typisches Sprachproblem.

»Viel Glück, mein Freund«, sagte der Mann auf Deutsch, zog seinen Reißverschluss hoch und schaute sich zufrieden um.

»Ja, ja. Der beste Glück. Natürlich«, erwiderte Wales und warf die Münze in den Automaten.

»Jetzt werden es alle erfahren«, sagte seine Freundin, als sie aus dem Lokal in die warme Sommernacht auf der Kantstraße traten. Sie lachte darüber. Sie kannte alle Leute dort.

»Das juckt doch bestimmt keinen«, sagte Wales.

»Nee, natürlich nicht. Kein Stück. Das ist alles vollkommen albern.«

Jena hatte ihm den Schlüssel gegeben, eine knackfrische weiße Karte, die, wenn man sie in einen Schlitz einführte, ein winziges grünes Licht auslöste, das wiederum ein leises Klicken hervorrief, worauf sich die Tür öffnete. Zimmer 839.

»Oh, ich hab mich so nach dir gesehnt«, sagte Jena warm, mit tieferer Stimme als sonst. Er konnte sie nicht richtig erkennen. Im Zimmer war es dunkel, bis auf eine Kerze, die Jena neben ihre Staffelei gestellt hatte, in den Schatten beim Fenster. Die Suite war lang und L-förmig und endete mit einem kleinen Podest vor den hohen Fenstern, die einen Ausblick auf den Drive boten. Der begehrte Nordblick. Der teure Blick. Das Bett stand am anderen Ende, wo kein Licht war, nur der Radiowecker, der 6:05 anzeigte. Ein gutes, geräumiges amerikanisches Zimmer, dachte Wales. So viel angenehmer als Europa. Man hätte ein ganzes Leben in so einem Zimmer verbringen können, und es wäre ein hervorragendes Leben gewesen.

Jena saß in einem der beiden Lehnsessel, die sie an die Fenster gestellt hatte. Sie hatte die Autos unten auf dem Drive beobachtet. Sie streckte ihren Arm nach hinten, um seine Hand zu ergreifen. Sie war unwiderstehlich. Attraktiver als irgendwer sonst. »Bist du nicht zu spät?«, sagte sie. »Du fühlst dich viel zu spät an.«

»Zu viel Verkehr«, sagte Wales.

Sie wandte ihm den Kopf zu. Er beugte sich vor, um sie auf die Wange zu küssen, und roch ihren schwachen Zitrusatem.

Jena hatte die Heizung hochgedreht. Ihr war immer kalt. Sie war zu dünn, dachte er, dünner, als sie angezogen aussah - eine kleine dunkelhaarige Frau mit dünnen Armen, nicht gerade hübsch in jedem Licht, aber hübsch - ihr Gesicht etwas spitz, ihre weichen lächelnden Lippen etwas zu schmal. Und doch war da so viel Reiz - eine Anmutung von Verwegenheit an ihr. Sie war geistreich, unvorhersehbar, dachte fast die ganze Zeit an sich, lachte an den falschen Stellen. Sie war reich und verheiratet und hatte Kinder, und so hatte sie vielleicht, dachte Wales, wenig Erfahrungen mit der Welt gemacht, nicht genug, um zu wissen, was man besser unterließ, und daher war sie nur sie selbst - eine Eigenschaft, die ebenfalls großen Reiz für ihn hatte.

Wales war eingeladen worden, um einen Vortrag zu halten, der seinen Aufenthalt an der Universität rechtfertigte. Und er hatte beschlossen, etwas über den Tod von Prinzessin Diana als Ereignis in der englischen Presse zu machen. Unter dem Titel »Ein Fall von verfehlter Eigentlichkeit«. So etwas, sagte er, war am einfachsten für den Berichterstatter: man erfand die Emotionen einfach, erfand ihre Abfolge, erfand, was wichtig war. Das war üblich in England. Er hatte Henry James zitiert: »Schreiben erzeugt Wichtigkeit.« Das war nicht ganz dasselbe wie Journalismus, gab er zu.

Jena hatte den Vortrag »als eine Ortsansässige« besucht, sie war von ihrem Vorort seeaufwärts in die Stadt gefahren. Nachher hatte sie ihn auf ein Glas eingeladen. In der Bar redeten sie lange darüber, dass Amerika die Welt aus dem Griff verliere; über das globale Bedürfnis nach mehr Gefühlen; über den immer stärker werdenden Eindruck von globaler Trauer; über den amüsanten Zufall seines Nachnamens - Wales. Sie war zierlich, geradeaus, provozierend, blieb selten lange bei einem Thema, lachte zu oft - das Lachen einer Frau, fand er, die Misstrauen gewöhnt war. Aber er hatte auch gedacht: Wo bist du denn hergekommen? Wo kann ich dich wiederfinden? Anfangs hatte sie gewirkt, als sei sie ihrer selbst nicht sicher - aber nicht schüchtern, schüchtern war sie nicht im Geringsten: sie lebte abgeschirmt, ohne Verpflichtungen, sorglos, was es ihr

ermöglichte, unsicher zu *wirken* und dadurch gewagt. Das gefiel ihm auch. Es war spannend. Natürlich wusste er, wenn Frauen zu Vorträgen gingen, dann, weil sie etwas wollten - durchaus auch etwas Unschuldiges - , aber irgendetwas immer. Das war vor zwei Wochen gewesen. Als sie die Bar verließen, griff sie nach seinem Arm und sagte: »Wir werden uns beeilen müssen, wenn wir irgendwas zusammen vorhaben. Du bleibst ja nicht lange.« Sie hatten eigentlich nicht davon gesprochen, dass sie etwas zusammen vorhätten. Aber er würde tatsächlich nicht lange bleiben.

»Dann beeilen wir uns halt«, sagte er. Das hatten sie getan.

»Du hast eiskalte Hände.« Jena nahm seine Hände. Er mochte sie wirklich sehr.

Er kniete sich hin und legte beide Arme um sie und hielt sie, so dass seine Wange an ihrem Haar lag. Sie trug ein kleines schwarzes Chanel-Kleid, das ihren Hals zeigte, und dort küsste er sie, dann küsste er sie ins Haar, das sich trocken auf seinem Mund anfühlte. Er konnte sich riechen. Säuerlich. Er sollte ein Bad nehmen, dachte er. Das wäre eine Wohltat.

»Ich habe in der Lobby einen Mann getroffen, der mich kannte«, sagte er. »Er fragte mich nach einem Franklin. Ich wusste nicht, wer das sein sollte.«

»Er hat dich wahrscheinlich mit jemand anderem verwechselt«, sagte Jena leise, ihr Gesicht an seinem.

»Kann sein.« Vielleicht war es so, nur hatte ihn der Mann mit Wales angeredet. O Gott, merkte er, das waren ja genau die tristen Kleinigkeiten, die man seiner Frau erzählte, wenn man sich nichts mehr zu sagen hatte. Unwichtige Kleinigkeiten. Er hatte keine Frau.

In jeder der fünf gemeinsamen Nächte im Drake hatte Jena, kaum dass er da war, darauf bestanden, sexuell sofort zur Sache zu kommen, als wäre dieser Akt eine Bestätigung von ihrer beider Existenz und alles andere müsste gefälligst warten; ihre Zeit miteinander war ernsthaft, drängend und schmolz schnell dahin. Jetzt wünschte er sich diesen Akt sehr, er war

erregt, aber auch etwas aufgelöst. Immerhin hatte er heute Abend einen Todesfall miterlebt. Der Tod hätte jeden aufgelöst.

Nur, was Jena gar nicht mochte, war Schwäche. Egal wo. Deshalb wollte er nicht aufgelöst wirken. Sie war eine Frau, die gern die Fäden in der Hand behielt, sich zugleich aber auch aus dem Gleichgewicht bringen lassen wollte, gebannt, als wäre das Rätselhafte eine Form interessanter Intelligenz. Daher müsste er für sie derjenige sein, der die Fäden in der Hand hatte, der sogar abseitig, dunkel und möglichst rätselhaft wirkte - alles, nur nicht schwach. Das war ihre Traumwelt.

Und doch war Abseitigkeit eine solche Last. Wen kümmerte es letzten Endes, ob man sich offenbarte oder nicht? Man tat es doch sowieso, ob man wollte oder nicht. Er begriff, dass er ihr bei alldem die interessantere Rolle überließ. Das war eine Art von Großzügigkeit. Schließlich gab es für sie nichts Realeres als das, was sie wollte.

»Ich würde gern reden«, sagte Jena. »Können wir erst ein bisschen reden?«

»Das hatte ich gehofft«, sagte Wales. Das klang dunkel genug. Vielleicht würde er ihr von der Frau erzählen, die vor seinen Augen auf der Ardmore Street umgekommen war.

»Komm, setz dich in den Sessel neben mir.« Sie schaute auf und lächelte. »Wir können die Lichter anschauen und reden. Ich habe dich vermisst.«

Ihm war egal, was er mit ihr machte; der Abend konnte auf ganz verschiedene Weise gut werden. Es würde sich schon ergeben, dass sie miteinander schliefen. Später würden sie auf die breite, erleuchtete Avenue hinaustreten, in die Kälte und den Wind, und irgendwo etwas essen. Das würde ihm mehr als reichen.

Er saß zwischen ihr und ihrem Arbeitstisch, auf dem sich Bürsten, Becher mit Wasser und Terpentin, Pigmenttuben, Bleistifte, Radiergummis, Filzlappen, Rasierklingen und eine Vase mit drei Hyazinthen drängten. Er hatte ihre Bilder schon gesehen - vergrößerte Schwarzweißfotografien von einem Mann und einer Frau, Fotos aus den fünfziger Jahren des

letzten Jahrhunderts. Die Leute waren adrett gekleidet und standen im Vorgarten eines kleinen Holzhauses auf dem offenen Feld, so wie es aussah. Das waren ihre Eltern. Jena hatte auf diese Fotos gemalt, dem Mann und der Frau rote oder blaue oder grüne Schatten um die Konturen gegeben, ihre Gesichter verschmiert, ihnen ein entstelltes und hässliches, aber nicht komisches Aussehen gegeben. Es sollte eine Serie davon geben. Sie waren deprimierend, fand Wales - unnötig. »Bacon hat so was natürlich zuerst gemacht«, hatte Jena selbstbewusst verkündet. »Seine hat er nicht ausgestellt. Aber ich werde meine ausstellen.«

Sie nahm einen langen roten Kaschmirpullover von der Sessellehne und streifte ihn über ihr Kleid. Bei der Fensterscheibe war die Luft eisig. Es war erregend, hier zu sein, als stünden sie am Rand, bereit zum Sprung.

Acht Etagen unter ihnen strömten Autos über den Drive - Scheinwerfer und Schlusslichter - , die üppigen Apartments entlang der Gold Coast prächtig und gelb erleuchtet, allerdings abschreckend und unbelebt. Der rosa Schimmer des Schriftzugs vom Hotel nahm der tiefen Nachtluft darüber ihre Farbe. Der See selbst war ein lichtloser Abgrund. Seen waren öde, fand Wales. Ohne Drama. Er war nicht weit vom Meer aufgewachsen, das nie eine Enttäuschung war, nie Kompromisse machte.

»Der See hat etwas Wunderbares, nicht wahr?«, sagte Jena und lehnte sich an die Scheibe. Winzige Partikel Feuchtigkeit segelten durch die getönte Luft dahinter.

»Ich finde ihn immer enttäuschend.«

»O nein«, sagte Jena zärtlich und wandte ihm ihr Lächeln zu. »Ich liebe den See. Er ist so tröstlich. So umgrenzt. Und Chicago liebe ich auch.« Sie drehte sich wieder zurück und presste die Nase an die Fensterscheibe. Sie war glücklich.

»Worüber sollen wir sprechen?«, sagte Wales.

»Meine Familie«, sagte Jena. »Ist das okay?«

»Ich werde mal eine Ausnahme machen.«

»Ich meine meine Eltern«, sagte sie, »nicht meinen Mann oder meine Töchter.« Jena war seit zwanzig Jahren verheiratet, ihre beiden Kinder allerdings waren jung. Eine war zehn, das wusste er noch, die andere sechs oder so. Sie mochte ihren reichen Ehemann, der sie ermutigte, alles zu tun, was sie wollte. Flugstunden nehmen. Ganze Sommer allein auf Ibiza verbringen. An Berufstätigkeit nicht mal denken. Männer kennen lernen. Sie musste nur mit ihm verheiratet bleiben - das war die Abmachung. Er war älter - in Wales' Alter. Das war zufrieden stellend. Nur perfekt eben nicht.

Sie legte zehn schlanke Fingerspitzen an das kalte Fensterglas und hielt sie dort wie auf Klaviertasten, dann sah sie ihn wieder an und lächelte. »Wo sind deine Eltern?«, fragte sie. Das hatte sie schon zweimal gefragt und zweimal vergessen.

»Rhode Island«, sagte Wales. »Mein Vater ist vierundachtzig. Meine Mutter hat, na ja...« Ihm war es egal, das zu sagen, aber er zögerte trotzdem. »Meine Mutter hat Alzheimer.«

»Würde sie dich erkennen?«

»Ja, schon, wenn sie könnte, nehme ich an«, sagte Wales.

»Kann sie es?«

»Nein.«

»Und haben sie weitere Sprösslinge?« Danach hatte sie noch nicht gefragt. Sie wählte oft ungewöhnliche Wörter. Sprösslinge. Interaktion. Netzwerk. Bund. Wörter, die ihre Freunde benutzten.

»Eine Schwester. Sie ist älter. In Arizona. Wir sind uns nicht nahe. Ich mag sie nicht besonders.«

»Hmmm.« Jena zog ihre Finger weg, ganz wenig nur, und legte sie dann wieder aufs Glas. Ihre Beine waren übereinander geschlagen. Sie hatte nichts an den Beinen und nichts an den Füßen, bestimmt war ihr kalt. Sie fragte nur aus Höflichkeit. »Meine Eltern waren im Wesentlichen sprachlos«, sagte sie und atmete matt aus. »Sie wuchsen so arm in Süd-Ohio auf -

wo sowieso keiner was zu erzählen hatte - , dass sie nicht wussten, was man alles sagen können musste, damit die Welt funktionierte.« Sie nickte sich selbst zustimmend zu. »Meine Mutter zum Beispiel. Sie ging nicht auf einen zu und sagte: Guten Tag, ich heiße Mary Burns. Sonder sie fing einfach an zu reden und platzte gleich mit dem heraus, worum es ihr ging. Dann starnte sie einen an. Und wenn man überrascht war, nahm sie es einem übel.«

Jena schien ihren Blick auf den geschmolzenen Strom der Autos unten zu konzentrieren. Das war ihre Geschichte, dachte Wales; die eine Geschichte aus ihrer Vergangenheit, über die sie nicht hinwegkam, die vollkommen belanglose Geschichte, die sie aus voller Überzeugung für all ihre größeren Niederlagen mitverantwortlich machte: warum sie den geheiratet hatte, den sie geheiratet hatte. Warum sie als Künstlerin nicht mehr Erfolg hatte. Er hatte seine eigene erlebt, vor vielen Jahren: 1958, ein bedeckter Tag über der Bucht von Narragansett, mit seinem Vater in einem kleinen Boot. Ein Angelausflug. Sein Vater hatte ihm gestanden, dass er in eine halb-portugiesische Frau unten in Westerly verliebt war - von der seine Mutter und Schwester nie gehört hatten. Die Geschichte hing jahrelang in seinem Kopf fest, obwohl er sie wieder vergessen hatte, bis vorhin.

Trotzdem waren diese Dinge unwichtig. Man stellte sich die Vergangenheit vor, man erinnerte sich nicht. Man konnte sie sich einfach etwas anders vorstellen. Das würde er ihr sagen, und außerdem, dass sie eine wunderbare Frau war. Und dass sonst nichtszählte.

»Ist das okay?«, sagte Jena und zog ihre Pulloverärmel hoch bis über ihre schmalen Ellbogen. Ihr dunkles Haar glänzte im flackernden Kerzenschein. Das Zimmer spiegelte sich schief in dem hohen Fenster. »Ich kann die Vorstellung nicht ertragen, dich zu langweilen.«

»Nein«, sagte Wales. »Überhaupt nicht.«

»Okay, also mein Vater«, erzählte sie sofort weiter. »Er konnte nicht in ein Restaurant gehen und nach einem Tisch fragen. Er

stand einfach da. Dann zentimeterweise vorwärts, in der Erwartung, dass, wer immer dort was zu sagen hatte, seine Wünsche schon verstehen würde - als könnte seine Anwesenheit dort nur eines bedeuten, nämlich das, was er wünschte.« Jena schüttelte den Kopf, hauchte das Glas an und schien kurz über den Dunst nachzudenken, den ihr Atem hinterließ. »So merkwürdig«, sagte sie. »Sie waren wie Einwanderer. Bloß dass sie keine waren. Wahrscheinlich ist das eine Form der Arroganz.«

»Ist das alles?«, fragte Wales.

»Ja.« Sie schaute ihn an und blinzelte.

»Es kommt mir nicht besonders wichtig vor«, sagte er.

»Es ist nur der Grund, weshalb sie keinen Erfolg im Leben hatten«, sagte Jena ruhig. »Sonst nichts.«

»Aber bedeutet dir das sehr viel?« Er war überrascht, dass sie darüber hatte reden wollen. Es wirkte so intim und so belanglos.

»Sie sind meine Eltern«, sagte sie.

»Mögen sie dich?«

»Natürlich. Ich bin reich. Sie behandeln mich wie eine Königin. Deshalb bin ich Malerin geworden«, sagte Jena. »Sie haben ihre Pflicht, die Welt verantwortungsvoll zu regeln, nicht erfüllt. Deshalb muss ich Dinge mit meinem Malen ausdrücken - weil sie es nicht getan haben.«

Vielleicht lag es an der vielen Zeit, die man mit Kindern verbrachte, dachte er, und aus Nichts etwas machte, vielleicht lag es daran, dass man am Ende alles nur noch verzerrt wahrnahm. »Aber stört es dich?«, fragte er.

»Nein«, sagte Jena. »Ich würde sie auch gern in einem Roman verarbeiten. Glaubst du, sie wären glaubwürdig in einem Roman?« Sie hoffte, einen Roman zu schreiben. Jedes Mittel, sich auszudrücken, interessierte sie.

»Ganz sicher«, sagte er. Und er dachte: Wie schwierig konnte es schon sein, einen Roman zu schreiben? Das taten so viele. Er mochte Romane, denn sie beschäftigten sich mit dem Unvergleichbaren, mit den Dingen, die sich anders nicht ausdrücken ließen. Was er tat, war so sehr das Gegenteil. Er beschäftigte sich mit Dingen, die geschahen. Mit dem

verpackten Reichstag. Der Beerdigung einer falschen Prinzessin. Verfehlte Eigentlichkeiten, und seine Reaktionen sollten das wieder gutmachen.

Jemand klopfte laut an die Tür am Ende des kurzen dunklen Flurs und öffnete sie dann. Er hatte vergessen abzuschließen.

»Das Zimmermädchen?«, sagte die helle Stimme einer jungen Frau. Ein gelber Lichtstreifen drang vom Korridor ins Zimmer.

»Nein!«, sagte Jena laut, ihr Gesicht, so nah an seinem, sah verblüfft und schlagartig unhäbsch aus. Ihr Mund konnte erstaunlich grausam wirken, obwohl sie gar nicht besonders grausam war, zumindest hatte er bislang davon nichts bemerkt.  
»Kein Zimmermädchen.«

»Das Zimmermädchen?«, wiederholte die Stimme fröhlich.  
»Würden Sie gern Ihr Bett aufgeschlagen sein?«

»Nein!«, rief Jena. »Nicht. Nicht Bett aufgeschlagen.«

»Okay. Danke schön.« Die Tür klickte zu.

Jena saß einen Moment lang auf ihrem Sessel im Kerzenschein und wirkte sehr verärgert. Ihre Hände waren ineinander gepresst, ihr Mund bildete einen schmalen Strich. Er konnte spüren, wie ihr Herz strenge, beharrliche Schläge schlug. Er hatte gedacht, nahe liegend genug, dass es ihr Mann war. Das musste ihr genauso gegangen sein. Und irgendwann würde das natürlich auch passieren, wenn es schon lange nicht mehr darauf ankam. »Würden Sie gern Ihr Bett aufgeschlagen sein«, sagte sie trüb.

Er schaute sich in dem verdunkelten Zimmer um. Eine hohe Standuhr aus Holz und Messing mit einem unbewegten Messingpendel an der Wand. Ein hübscher Dekorationskamin mit Sims. Ein goldgerahmter Druck, Caravaggio, *Die Berufung des Heiligen Michael*. Er hatte das Bild im Louvre gesehen. Ein Glas Wein wäre jetzt schön, dachte er. Er sah sich nach einer Flasche auf einem Tisch um, sah aber keine. Jenas Kleider waren alle weggeräumt, als lebte sie schon seit Monaten hier, und so mochte sie die Dinge auch: aufgeräumte Flächen, eine

Aura der Dauerhaftigkeit, als hätte alles, sie selbst eingeschlossen, eine lange Geschichte. Das war ihre Art der Liebenswürdigkeit: die Dinge solide und verlässlich erscheinen zu lassen.

»Hast du jemals jemanden umgebracht?«, fragte sie.

»Nein«, sagte Wales. Sie sah ihn gern als Spion, nicht als Journalisten. Auf diese Weise machte sie ihn rätselhaft und brachte sich aus dem Gleichgewicht. Sie hatte sich wenig danach erkundigt, was er eigentlich machte. Zu Anfang, als sie einen trinken gegangen waren, hatte sie sich interessiert gezeigt. Danach nicht mehr.

»Würdest du es tun?«

»Nein«, sagte Wales. »Hattest du jemand Bestimmtes im Auge?« Er merkte, er trug immer noch sein Jackett und seinen Schlipps.

»Nein«, sagte Jena und lächelte und riss die Augen auf, als wäre es ein Scherz gewesen.

Zum zweiten Mal in einer Stunde dachte er an den Tod der Frau, den er auf der Ardmore Street mit angesehen hatte, an den Verlauf dieser Ereignisse bis zu ihrem Ende. So viele Möglichkeiten, so viele Chancen auf einen besseren Ausgang waren in dieser Zeitlupe eingefangen. Das sollte einem doch ermöglichen, das Ende von Ereignissen zu sehen, bevor es dazu kam, um einen schlechten Ausgang zu verhindern. Was sich auch auf Liebesaffären übertragen ließ.

»Das ist überraschend«, sagte Jena. »Aber das liegt daran, dass du Journalist bist. Wenn du ein echter Schriftsteller wärst, wärst du anders.«

Sie lächelte ihn wieder an, und er erhaschte das winzige, abgelegene Gefühl, dass er sie lieben könnte, auf diese Weise zu dem Rätsel vordringen, obwohl die Gelegenheit dafür bald vorbei war. Doch ihre Bereitschaft, das Falsche zu sagen, zu prahlten - das gefiel ihm. Sie war nicht gezeichnet von Erfahrung, sondern befreit durch einen Mangel daran.

»Was machst du in Europa?«, sagte sie.

»Ich schau mir Dinge an und schreibe dann darüber. Sonst nichts.«

»Bist du berühmt?«

»Journalisten werden nicht berühmt«, sagte er. »Wir machen andere berühmt.« Sie hatte keine Ahnung von Journalisten. Auch das gefiel ihm.

»Eines Tages musst du mir erzählen, was das Merkwürdigste ist, das du je gesehen und dann beschrieben hast. Das wüsste ich gerne.«

»Eines Tages mache ich das«, sagte Wales.  
»Versprochen.«

Der Liebesakt war ereignisreich. Zuerst war sie fast verändert, dabei allerdings mäkelig, irgendwie theatralisch, alles wirkte beinahe etwas routiniert. Und dann mit der Zeit - eigentlich

gleichzeitig - versunken, zielstrebig, freigebig, so, als wäre nichts vorher festgeschrieben und alles Neuland, egal, was sie machten. Sie konnte das Neue mit großer Natürlichkeit entdecken, und ihn berührte die Erfahrung, dass etwas Neues mit jemand anderem möglich war: dass man sich seiner selbst bewusst wurde, dadurch in sich selbst versinken konnte und dann noch eine ganze Zeit weitermachen. Er sträubte sich gegen nichts, verzichtete auf nichts und verlor die ganze Zeit nicht die Nähe zu ihr. Genau das wollte er.

Und als es vorüber war, hatte er lange keine Worte. Sie schließt bei eingeschalteter Lampe auf dem Nachttisch, eine Hand über den Augen. Und er dachte: Wo in meinem Leben ist mir das abhanden gekommen? Wie soll ich das behalten? Und dann: Gar nicht. Das ist nicht zum Behalten. Man nimmt es, wenn es einem gegeben wird.

Die Uhr neben der Lampe zeigte 9:19 an. Wales konnte das Lösemittel und die Hyazinthen auf ihrem Arbeitstisch riechen, scharfe, trübe Dünfte, die durch den warmen Raum schwebten. Draußen waren Stimmen auf dem Korridor zu hören. Zweimal

klingelte ein Telefon. Er duschte, ging dann ans Fenster, während sie schlief, und betrachtete das übermalte Foto, die zwei Menschen, ihre entstellten lächelnden Gesichter des Mittleren Westens. Sie muss sie hassen. Dann erinnerte er sich an die Bacons im Tate. Die Agonie der Affen.

Und dann wollte er an etwas anderes denken, nämlich an den Tag der Beerdigung in London. Es war eine Erleichterung, daran zu denken. Der balsamweiche Samstag, der schier endlose Sommer. Er hatte den Zug genommen, von Freunden außerhalb Oxfords kommend. Der Bahnhof - Paddington - war leer, die langen, widerhallenden Bahnsteige zum Schweigen gebracht in dem wässrigen Licht, und auf den Straßen draußen dasselbe. Während die Revolverpresse ihre riesigen Monumentalschlagzeilen brachte. WIR TRAUERN! WIR LEIDEN! SIE WEINEN! LEB WOHL.

Im Russell Hotel blieb er auf seinem Zimmer und schaute sich alles im Fernsehen an. Es war sowieso ein TV-Event - seine Reaktionen ergaben die Story. Über den Bildschirm kamen der Leichenzug, die Berge von Blumen und Kränzen, die Soldaten, die Totenbahre, die Queen, der Prince. Der grässliche Bruder. Die Jungen mit den perfekten großen Zähnen und dem zu weißen Augenweiß. Durchs offene Fenster hörte er, mit einem Windstoß hereingeweht, wie jemand sagte - eine Frau, vermutlich im Nebenzimmer, vorm Fernseher genau wie er - , »So was wird doch nie wieder passieren, oder?«, sagte sie, »das kannste nich oft sagen, oder? Total einzigartig, ja? Na ja, nich sie natürlich. Die war nich einzigartig. Die war 'ne Nudde. Ja, okay, vielleicht nich 'ne Nudde. Aber weiß schon.«

In Amerika war es fünf Uhr morgens. Er fragte sich, ob wohl jemand wach war und vorm Fernseher saß.

Und seine Reaktionen auf all das: *Wie seltsam, eine königliche Familie zu haben. Sie war nie eine Schönheit. Was hat das alles gekostet? Tod durch Autounfall ist immer eine Spur trivial. Die Leute haben den Leichenwagen beklatscht. Was schreibt man in ein Kondolenzbuch? Eigentlich bemitleiden sie sich ja selber. Wie werden sie sich in einem Monat fühlen? In einem Jahr? Wir*

*machen alles größer, um zu erkennen, ob wir richtig liegen. Irgendjemand* - und das war es, was er letzten Endes aufschrieb, die Crux, die Literatur der verfehlten Eigentlichkeit - *irgendjemand muss uns sagen, was wichtig ist, weil wir es nicht mehr wissen.*

Am nächsten Tag erfuhr er, dass die Frau seines Freundes in Oxford gestorben war. Ein Aneurysma. Urplötzlich. Ganz schnell und schmerzlos. Nur, keiner konnte Blumen schicken. Alle Blumen waren schon vergeben, was das Ganze furchtbar zu verstärken schien. »Wir Engländer. Wir haben wohl etwas über uns gelernt, nicht wahr, James?«, sagte sein Freund bitter, als sie vor dem Bahnhof von Oxford in seinem Auto saßen und auf die Ankunft weiterer Freunde warteten. Zu der anderen Beerdigung. Der realeren.

»Was denn?«, fragte Wales.

»Dass wir genauso dumm sind wie alle anderen. Genauso dumm wie ihr. Das ist uns nämlich alles neu, weißt du. Das wussten wir eigentlich gar nicht, bis jetzt.«

Warum ihm all das wieder einfiel, konnte er nicht sagen. Normalerweise passierte das nicht, wenn er über irgendetwas geschrieben hatte. Allerdings war ihm der Vortrag zum Thema »Verfehlte Eigentlichkeit: wie wir die Bedeutung der Dinge entdecken, die wir sehen« leicht gefallen. Darin hatte er die Geschichte, wie die Frau seines Freundes starb, zum Zweck des Kontrasts noch einmal erzählt. Und dann war Jena auf der Bildfläche erschienen, und sie hatten angefangen, sich zu beeilen.

Vom Fenster aus beobachtete er den kleinen Keil Grünanlage zwischen dem Hintereingang des Hotels und dem Drive, selbst so spät immer noch dicht vor Verkehr. Taxis rauschten vorbei, ihre gelben Dachlichter zeigten an, dass sie frei waren. Ein Jogger in Grellorange hüpfte allein über den Betonstrand, der sich zum Lincoln Park hochschwang. Ein Mann mit zwei Weimaranern war stehen geblieben, um Brotkrümel auf den Parkbänken zu verstreuen. Alle schickten lautlose Atemzüge in die Nacht hinaus.

Draußen auf der kalten Avenue gingen sie in ihr Lieblingsrestaurant. Nicht weit - Walton Street. Sie ging gern immer wieder an denselben Ort, bis sie ihn über hatte und ein für alle Mal aufgab. Der Wind war böig. Die Lichter auf der Michigan Street glitzerten. Der Verkehr summte, hatte aber nachgelassen. Die Häuserschlucht wirkte festlich, ein weißer Hintergrund aus Nachtlicht, und der verblüffende Halbmond fast verloren in dunstiger Ferne. Ein Kiel Schnee war an die Bürgersteige geweht worden. Dicke Mäntel unumgänglich. Wales war guter Laune, im Einklang mit den Dingen. Erleichtert. Kein bisschen aufgelöst.

In der Hotelhalle fand eine Hochzeitsparty statt, mit einer Braut, aber Jim mit den Tickets war nicht in Sicht. Auch kein Detektiv, als sie zum Haupteingang hinaustraten.

Bei dem zügigen Fußmarsch wirkte Jena im Kopf etwas durcheinander, jetzt nach der Liebe, so als kriegte sie die Dinge nicht recht zusammen. Sie erwähnte ihren Mann und die Paartherapie - alles seine Idee, sagte sie, das Gesicht verborgen in einem Zobelparka, den bestimmt er bezahlt hatte. Sie sei mit allem zufrieden gewesen, sagte sie. Er aber habe mehr gewollt, etwas, das er selbst nicht recht beschreiben könne, dessen Mangel er aber lebhaft spüre. Es fehle an einem Gefühl der Verortung - seine Worte - , und dazu müsse sie irgendwie auch beitragen. »Ich dachte, ein Therapeut würde mir zumindest wichtige Erkenntnisse vermitteln, ja?«, sagte Jena. »Vergessen Sie die Ehe. Oder: So geht's besser. Warum sollte man sonst hingehen? Bloß, das gehört nicht zum Leistungsumfang. Und der Leistungsumfang wird teuer.«

Wales dachte über Jenas Mann nach, über Gespräche, die er mit ihm führen könnte. Dass sie sich vielleicht sympathisch wären. Der Mann dachte bestimmt, Jena sei verrückt geworden, nur weil sie war, wie sie war - so anders als Immobilien. Es machte Wales glücklich, dass Jena jemanden hatte, auf den sie sich verlassen konnte; jemanden, der willens war, Komplize des Betrugs an ihm selbst zu sein; und dass es diese Kinder gab. Ihren Kreis der Zuneigung. Was war die Ehe sonst, wenn nicht ein Kreis der Zuneigung?

»Es sieht richtig hoffnungslos aus, oder?« Sie lachte, zu laut.

»Vielleicht könnte keiner...« Er setzte an, etwas furchtbar Banales zu sagen, brach aber ab. Schüttelte den Kopf.

Sie musste lächeln. Ihr Gesicht wurde weicher, anziehend selbst in der tosenden Luft, ihre Lippen leicht rissig. Sie nahm seine Hand, die zitterte, wie er feststellte. Immer noch die Nachwirkungen der Liebe, dachte er. Er hatte das Bedürfnis, gerade jetzt das starke Bedürfnis, ihr zu sagen, dass er sie liebe - hier auf der Straße. Aber indem er mitten im Satz innehield, verhinderte er es wieder, sich zu offenbaren. Das war ihr lieber so. Ein Liebesschwur war unpassend, auch wenn er seinem Gefühl entsprochen hätte.

Aber er wünschte, seine Hände würden nicht zittern, denn jetzt war der beste Zeitpunkt, der Augenblick nach der Liebe, da erschien alles möglich, alles einfach, da konnten sie einander mit einem Blick überraschen, fast alles ändern durch eine Bemerkung ganz nebenbei. Das hatte nichts damit zu tun, sich zu offenbaren.

»Wenn du Chicago verlässt, wo fährst du dann hin?«, fragte Jena. Sie nahm seinen Arm, wie am ersten Abend, und sie traten an der Ampel auf die Michigan Avenue. Auf der breiten Straße war die Luft kälter. Eine Gruppe junger Nonnen huschte vorbei, unterwegs zum Drake in ihrem leuchtend blauen Habit. Sie lachten über die Kälte. Jena lächelte ihnen zu.

»London«, sagte Wales. Der Wind fuhr ihm scharf unter den Kragen. Er hatte wieder an London gedacht, an seinen verwitweten Freund in Oxford. Er kehrte lieber über England nach Europa zurück. Der einfache Weg.

»Hast du immer noch deine Wohnung in Berlin?« Sie redete einfach weiter, hörte nicht zu, etwas duselig im Kopf nach ihrer Nähe. Sie waren auf der Straße, in Chicago, im Winter, unterwegs zu einem späten Nachtessen. Es musste sich gut anfühlen zu sagen »deine Wohnung in Berlin«. So empfand er es. Es war wie »wir wohnen im Sixième«. Oder »gleich an der

King's Road«. Oder »wir haben uns hinterm Prado eingemietet«. Schlichte, harmlose Dinge.

»Ja. Sie liegt in der Uhlandstraße«, sagte er.

»Ist das im Osten?«

»Nein. Im reichen Viertel. Nicht weit vom Zoo und der Paris Bar. Kudamm. Savignyplatz.« Sie wusste nicht, was diese Worte bedeuteten. Egal. Sie konnte sie hören.

Ihr Restaurant kam in Sicht. Leute traten aus der Tür, kämpften sich in ihre Mäntel hinein. Abseits der Avenue ließ der Wind plötzlich nach, so dass sich die Luft fast frühlingshaft anfühlte. Sie gingen an den Schaufenstern eines großen, hell erleuchteten Buchladens vorbei. Drinnen wurde an hohen runden Tischen Kaffee getrunken und geredet. All diese Bücher, dachte Wales. Er freute sich darauf - das spürte er unvermittelt - , mit dem Zug von Gatwick in die Stadt zu fahren, einen Morgen für sich zu haben, ein Buch zu lesen. Na bitte, ein reiner Gedanke.

»Wenn ich dich etwas Wichtiges frage«, sagte Jena, »bist du dann auch nicht schockiert?« Sie hielt seinen Arm, wurde aber langsamer auf dem Bürgersteig, immer noch vor dem Buchladen.

»Ich würde es versuchen«, sagte Wales und schaute sie liebevoll an. Das ähnelte ihr gar nicht, ihn um etwas anzugehen. Aber es war gut. Neu.

»Wenn ich dich bitten würde, meinen Mann umzubringen, würdest du es tun?« Jena schaute zu ihm hoch und blinzelte. Ihre Haselnussaugen waren weit offen und schwammen, aber trocken. Zwei dunkle Scheiben, weiß umrandet, die zu wachsen schienen. Ihr Gesicht konzentrierte sich auf ihn. »Für mich? Wenn ich dich lieben würde? Wenn ich mit dir fortginge? Eine Zeit lang zumindest?«

Genau in diesem Augenblick überlegte Wales, wie sie wohl auf andere wirkten. Ein gut aussehender großer Mann in einem schweren Kamelhaarmantel. Ohne Hut, etwas Grau im Haar. Glänzend polierte schwarze Schuhe aus Deutschland. Und

Jena, in einem Zobelparka und einer Wollhose. Teure, schwere Handschuhe. Teure Stiefel. Sie sahen gut zusammen aus, selbst auf der kalten Straße. Sie gaben ein Paar ab. Sie konnten verliebt sein.

»Nein, ich glaube nicht«, sagte Wales.

Jena drehte sich weg und warf einen kurzen Blick zurück auf die Avenue, wo ein Fahrer auf die Bremse getreten und über die vereiste Fahrbahn geschlittert war. Zwei Polizisten in einem weiß-blauen Streifenwagen warteten am Straßenrand und beobachteten das Auto, das seitlich mitten auf der Kreuzung zum Stehen kam. Vielleicht hatte sie das Gefühl, jemand folge ihr. »Wir tun doch gerade genau das, was wir wollen, oder?«, sagte sie, abgelenkt von dem Zwischenfall.

»Ich jedenfalls«, sagte Wales.

Sie sah ihn an und lächelte verkniffen. Er wusste nie, was sie dachte. Vielleicht ähnelte sie ihren Eltern mehr, als sie glaubte. »Das habe ich einfach so gesagt«, meinte sie und räusperte sich. »Du solltest mich nicht so ernst nehmen.«

»Wunderbar«, sagte Wales und lächelte.

»Dann glaub es halt«, sagte Jena harsch. »Jeder kommt vor jemand anderem dran. Irgendwer kommt immer danach.« Sie

hielt inne, als wollte sie noch mehr dazu sagen, ließ es aber. »Komm, essen wir was«, sagte sie und setzte sich in Bewegung, auf die Glastüren des Restaurants zu, die sich in diesem Moment erneut zur Straße hin öffneten.

Beim Essen redete sie über alles, was ihr gerade so einfiel. Sie sagte, sie sollten heute Nacht noch tanzen gehen, sie kenne einen Laden, nur eine Taxifahrt entfernt. Schwarzes Viertel. Sie fragte Wales, ob er überhaupt gern tanze. Ja, sagte er. Sie fragte ihn, ob er Blues möge, und er sagte ja, obwohl das nicht unbedingt stimmte. Jetzt sah sie blass aus in ihrem schwarzen Rollkragen mit der einreihigen Kette aus kleinen Perlen. Sie trug ihren Ehering und einen großen eckigen Smaragdring, den

er noch nie gesehen hatte. Sie tranken Rotwein und aßen Stubenküken und hielten Händchen über den kleinen Tisch am Fenster, wie ein Liebespaar. Irgendwer kannte Jena bestimmt hier, aber es war ihr egal. Sie war leichtsinnig aufgelegt. Tat doch keinem weh.

Sie erzählte von einem Roman, den sie gerade las und der sie interessierte. Er handelte von einem englischen Mädchen, das einmal in einem bedeutenden französischen Film die Rolle der Naiven gespielt hatte. Eine Weile war die Frau berühmt. Dann ging das eine oder andere schief. Irgendwann lebte sie dann in Prag, allein, älter, als Ex-Drogensüchtige. Jena konnte sich gut mit ihr identifizieren, sagte sie, und fand, ihre Geschichte hätte auch in Amerika spielen können. Irgendwie hätten ihre Eltern auch reingepasst.

Danach erzählte sie von ihren kleinen Töchtern, die sie liebte, und dann noch von ihrem Mann, den er hatte umbringen sollen und der, nett gesagt, ein mäßiger Liebhaber war, aber immerhin aufmerksam. Sie erzählte davon, wie sie sich mal in München eine Hornhautverletzung am Auge geholt hatte, wie schrecklich das gewesen war - einen Augenarzt mit amerikanischer Ausbildung zu finden, einen, der Englisch sprach, einen, der alles ordentlich sterilisierte, einen, dessen Sprechstundenhilfen nicht Junkies oder Bluter waren. Er begriff, dass nichts, was er jetzt hätte tun oder sagen können, irgendeine Wirkung auf sie gehabt hätte. Aber was wäre sie auch für ein Mensch, wenn er sie so leicht beeinflussen könnte. Und es war ein Vergnügen, mit ihr zusammen zu sein. Er fühlte sich wunderbar, wie abgeschirmt. Er wollte sie wiedersehen. Nächste Woche. Etwas für dann verabreden.

Nur war sie, begriff er, gerade dabei, sich aus den letzten Überresten ihres Interesses an ihm herauszuquasseln. Irgendetwas hatte offenbar schwach gewirkt. Dass er nicht willens gewesen war, jemanden umzubringen oder das zumindest zu behaupten. Sie legte die Latte höher, immer höher, bis er scheiterte.

»Erzähl mir etwas, das dir passiert ist, Jimmy«, sagte sie.  
»Du hast heute Abend eigentlich noch gar nicht viel gesagt. Ich

habe die ganze Zeit geplappert.« Den Namen Jimmy hatte sie noch nie benutzt. Sie war blass, aber ihre dunklen Augen glitzerten.

»Ich bin heute Abend überfallen worden«, sagte Wales. »Auf dem Weg zu meinem Auto, in der Uni. Ein Schwarzer hat mich auf dem Parkplatz angesprochen und wollte sich einen Dollar leihen, und als ich meine Brieftasche herausholte, griff er danach. Schlug sie mir aus der Hand. Überall lagen Scheine herum.«

»Meine Güte«, sagte Jena. »Und dann?«

»Wir haben etwas gerangelt. Er versuchte, das Geld aufzuheben, aber ich habe ihn geschlagen, und dann ist er einfach weggelaufen. Ein paar Dollar hat er gekriegt. Nicht viel.« Er starnte sie über den Tisch mit den leeren Tellern an.

»Davon hast du mir noch gar nichts erzählt, oder?«

»Nein«, sagte Wales. »Ich war froh, bei dir zu sein und nicht daran zu denken.«

»Bist du denn nicht verletzt worden?« Sie streckte eine Hand über den Tisch hinweg und berührte seine sanft.

»Nein«, sagte Wales. »Überhaupt nicht.«

»Hat dir das Angst gemacht?«, fragte sie. Das Interesse flackerte in ihren Augen wieder auf. Es gefiel ihr, dass er ein Mann war, der Tatsachen zurückhielt, der mit ihr schlafen und essen gehen und ans Tanzen denken und dabei all das für sich behalten konnte. Es gefiel ihr, dass er gegen einen anderen Mann anzutreten bereit war. Bis hin zu Handgreiflichkeiten.

»Es hat mir tatsächlich Angst gemacht«, sagte Wales. »Aber woran ich mich erinnere - und ich kann mich nicht an vieles erinnern - , war das Gefühl, als seine Hand meine Hand traf. Es lag eine furchtbare Kraft darin. So etwas hatte ich noch nie gespürt. Das war Bedürfnis und Verzweiflung zugleich. Es war anziehend. Das werde ich ganz bestimmt niemals vergessen.«

Wales nahm einen Schluck von seinem Wein und starnte sie an. All dies hatte er vor zwei Monaten erlebt, als er gerade frisch nach Amerika zurückgekehrt war. Nicht heute Abend. Er

hatte keinesfalls mit so einem Mann gekämpft, aber der Schlag hatte sich zugetragen, wie er gesagt hatte, und auch sein Gefühl dabei war so gewesen. Aber nicht heute. Einen Augenblick lang wünschte er sich, diese Kraft wieder zu spüren. Wie befriedigend das gewesen war. Diese Gewissheit. Ihr gefiel die Geschichte. Vielleicht würde sie etwas in Ordnung bringen.

»Bist du sicher, dass du nicht verletzt bist?«, fragte Jena, während sie mit gesenkten Augen ihre Serviette zusammenfaltete.

»Nein, nein«, sagte Wales. »Ich bin nicht verletzt. Alles vollkommen in Ordnung.«

»Du hast Glück, dass du am Leben bist, so ist das nämlich«, sagte sie und warf ihm einen Blick zu, dann suchten ihre Augen den Kellner.

»Ich weiß«, sagte Wales, »ich werde es auf meine Liste glücklicher Zufälle setzen.«

Auf der Straße, vor dem Drake, blieben sie nicht weit von der belebten Ecke der Michigan Avenue stehen, wo Taxis abbogen und vorbeischlichen. Es war nach Mitternacht und schien wärmer geworden zu sein. Der Wind hatte sich gelegt. In den Gossen schmolz das Eis zu schlierigem Wasser. Über ihnen schimmerte das Hotel golden in der Nacht.

Sie standen einfach da. Wales schaute die Seitenstraße Richtung See hoch, als hätte er vor, ein Taxi anzuhalten.

»Morgen früh fahre ich nach Hause«, sagte sie und lächelte ihn an, strich sich seitlich durchs Haar und hielt es fest.

»Nach Hause, nach Hause«, sagte Wales. »Dann fahre ich auch ab.« Er wünschte, er hätte länger bleiben können. In seiner Tasche befühlte er die Schlüsselkarte zu ihrem Zimmer. Das war vorbei.

Fast direkt neben ihnen stand ein Mann auf der Straße und sprach in ein öffentliches Telefon. Er trug einen Frack und hübsche Lackschuhe. Er war auf einer Party im Drake

gewesen, schien jetzt aber über irgendetwas verzweifelt zu sein.

Wales hatte damit gerechnet, dass er ihr von der Frau, deren Tod er mit angesehen hatte, erzählen würde, von seinem Erstaunen darüber - dass er das alles nacherzählen würde: die Verlangsamung der Zeit, die Behäbigkeit der Ereignisse, das Gefühl, dass sich das Schlimmste würde vermeiden und die Zukunft durch ein allmählicheres Voranschreiten verbessern lassen. Aber jetzt hatte er nicht mehr das Bedürfnis, die Gedanken zu enthüllen, zu denen er gebracht werden konnte, zu zeigen, wie sein Kopf funktionierte und was er als Reaktion auf Ereignisse fühlen konnte. Lieber ein Spion sein, lieber ihr jetzt nahe sein, sich an ihr freuen und nur an sie denken. Er wusste, er hielt die Dinge noch nicht ganz richtig auseinander und war sich nicht ganz sicher, welche seiner Gefühle die echten waren oder wie er später darüber denken würde. Es war vielleicht doch nicht so leicht, sich zu offenbaren.

»Bist du glücklich über diese Tage?«, hörte er sie sagen. Sie lächelte ihn an, draußen auf dem kalten Bürgersteig. »Es waren doch wundervolle Tage, oder? Wäre es nicht schön, tausend davon zu erleben?«

»Es tut mir Leid, dass sie vorüber sind«, sagte Wales. Der Mann im Frack knallte den Hörer auf und hastete davon, auf die beleuchtete Markise des Hotels zu. »Kann ich dich was fragen?«, sagte er. Es fühlte sich an, als brüllte er.

»Ja«, sagte sie. »Frag ruhig.«

»Hat es dir etwas gegeben?«, sagte Wales. »Habe ich dir etwas gegeben, woran dir lag? Es kam mir vor, als hättest du gern ein Resultat gehabt.«

»Was für eine komische Frage«, sagte Jena mit leuchtenden Augen, die wieder zu wachsen schienen. Es sah aus, als würde sie gleich lachen, aber dann kam sie plötzlich näher, stellte sich auf die Zehenspitzen und küsste ihn auf den Mund, hart, legte ihre kalte Wange an seine und sagte: »Ja. Du hast mir so viel gegeben. Du hast mir alles gegeben, was es gab. Oder? Das war es, was ich wollte.«

»Ja«, sagte Wales. »Das habe ich getan. Das stimmt.« Er lächelte sie an.

»Gut«, sagte sie. »Gut.« Dann wandte sie sich ab und ging eilig auf die Drehtüren zu, genau wie der Mann im Frack, und verschwand schnell. Obwohl er noch eine Zeit lang wartete, direkt vor der gelben Markise - ein Mann, der allein in einem braunen Mantel dastand; wartete, bis jedes Gefühl der Unordnung, das er wegen ihres Abschieds haben mochte, voll und ganz ausgekostet war und dann abnahm und kein so großes Hindernis mehr darstellte. Das waren keine schlechten Gefühle, kein Moment der Unvertrautheit, keine Trostlosigkeit, die sich vor ihm auftat. Sie waren nur das Resultat. Und bald schon, vielleicht irgendwann auf seinem Heimweg am See entlang, würde er eine kleine Entlastung verspüren, eine Erleichterung, das Gefühl eines Ereignisses, das sich vollendet hatte, so dass er mit der Zeit immer weniger daran denken würde, bis ihm schließlich alles im Nachhinein fast vollkommen erschien.

## RUF

Ein Jahr nachdem mein Vater fortging, nach St. Louis zog und meine Mutter und mich in New Orleans zurückließ, wo wir uns allein durchschlagen mussten, so gut es ging, rief er eines Nachmittags an und wollte mit mir sprechen. Das war 1961, vor Weihnachten. Ich war auf Heimurlaub von der Militärschule in Florida. Meine Mutter hatte ihre neue Karriere als Sängerin begonnen, was sowohl Stimmbildung in einer örtlichen Musikschule mit sich brachte wie einen großen schwarzen Mann, der sie am Klavier begleitete, in unser Haus und ihr Schlafzimmer einzog und vor der Nachbarschaft als der Gärtner ausgegeben wurde. William Dubinion hieß er, und er und meine Mutter tranken viel zu viel, füllten die Aschenbecher, spielten ihre Jazzplatten zu laut und machten bis spät-nachts unwillkommene Geräusche, kurz: als mein Vater noch da war, war das anders gelaufen. Jetzt lief es allerdings so, weil er nicht mehr da war, weil er mit einem anderen Mann nach St. Louis gegangen war, einem Augenarzt namens Francis Carter, und zwar auf Nimmerwiedersehen. Ich denke, meine Mutter fand, dass es in Anbetracht dieser Tatsachen ziemlich egal war, was sie tat oder wie sie lebte, und dass es keinen großen Unterschied machte, ob sie das Schlimmste oder das Beste tat.

Heute sind sie alle tot. Mein Vater. Meine Mutter. Dr. Carter. Der schwarze Pianist, Dubinion. Allerdings sehe ich manchmal auf der St. Charles Avenue im Geschäftsviertel

einen Mann, der eins der neu gebauten Bürogebäude betritt - einen großen, gut aussehenden, flachhaarigen, jugendlichen, leicht ironisch wirkenden Mann mit großen Schritten, Seersucker-Anzug, Fliege und weißen Schuhen, der mich an meinen Vater erinnert, oder jedenfalls daran, wie er damals aussah, als sich all das ereignete. Mein Vater hat wahrscheinlich sein ganzes Leben lang, bis in seine Sechziger hinein, so ausgesehen. New Orleans bringt Männer wie meinen Vater hervor, früher jedenfalls: Klub-Männer, Racket-Spieler, Gutwetter-Segler, weichhändige Episkopalen mit progressiven Ansichten, guter Bildung, mühelosen Manieren, aber mit Geheimnissen. Wenn du so einem Mann auf dem Bürgersteig oder bei irgendeinem Edeldinner begegnest, wirkt er wie ein typischer Alter Junge, und zwar der allerbeste, dem du je hättest begegnen können. Du willst ihn gleich am nächsten Tag anrufen und irgendwas zusammen aushecken. Es ist, als hättest du immer gewusst, dass es solche Männer in der Stadt gibt, du hast bloß noch nicht so viele davon zu Gesicht bekommen - nur im Vorbeifliegen, ab und zu. Sie wirken exotisch, und dir geht das Herz auf bei dem Gedanken an den Anfang einer langen Freundschaft und daran, dass es mit deinem gesellschaftlichen Leben jetzt aufwärts gehen wird. Also rufst du ihn an und trifft dich auch mit ihm. Du gehst mit ihm bei Pointe à la Hache angeln. Du inszenierst ein Abendessen und lernst seine hübsche Frau kennen. Ihr trefft euch zu einem langen Lunch bei Antoine's oder Commander's, und du beschließt, das von nun an jede Woche bis ans Ende aller Zeiten zu tun. Aber irgendwann gegen Ende des Lunchs gerätst du an einen toten Punkt. Ein Moment der Stille tritt ein, und ihr tauscht einen Blick, der ein tiefes menschliches Einverständnis bedeuten könnte, so tief, dass man nie im Leben darüber sprechen müsste. Aber dann erkennst du plötzlich - plötzlich und flüchtig nur - , dass dieser Mann ganz, ganz weit von dir entfernt ist, so weit, dass er es nicht einmal merkt. Ein Lächeln könnte über sein Gesicht huschen. Vielleicht hat er gerade etwas Charmantes oder Sarkastisches oder schmeichelhaft Persönliches zu dir gesagt. Doch dann dämmt dir das »ganz, ganz weit entfernt«, und du begreifst, dass du

ihm gar nichts bedeutest und ihn wahrscheinlich nicht einmal wiedersehen, geschweige denn dich darum bemühen wirst. Oder, wenn du ihn zufällig siehst, wirst du mitten im Block die Straße überqueren, in überfüllten Restaurants nach Hinterausgängen suchen, länger als nötig auf dem Fahrersitz deines Wagens sitzen bleiben, damit der Mann um die Ecke gegangen oder in ebendem Gebäude verschwunden ist, das ich gerade erwähnte. Du meidest ihn. Und nicht weil irgendetwas an ihm nicht stimmt oder er etwas Unappetitliches oder Schiefes an sich hat. Etwas Sexuelles. Nein, du weißt einfach, dass er nichts für dich ist. Und das setzt der Sache ein Ende. Eigentlich ganz einfach. Natürlich ist es etwas komplizierter, wenn der fragliche Mann dein Vater ist.

Als ich also ans Telefon kam - meine Mutter war drangegangen und hatte einigedürre Worte mit meinem Vater gewechselt - , redete er gleich los: »Na, mal sehen: Van Cliburn oder Mickey Mantle?« Das waren zwei Helden der damaligen Zeit, von denen ich, als mein Vater noch zu unserem Leben gehörte, unablässig geredet hatte und die ich abwechselnd gern gewesen wäre. Inzwischen hatte ich sie längst vergessen.

»Weder noch«, sagte ich. Ich stand in der großen Diele, wo das Telefon in einer Nische stand. Durch die Glastür konnte ich nach draußen sehen, wo William Dubinion in dem Schlangenbartgras am Rand des Kamelienbeetes meiner Mutter kniete. Tolle Situation, dachte ich, da starrst du den farbigen Freund deiner Mutter an, während du mit deinem Vater in seiner weit entfernten Stadt telefonierst, wo er so lebt, wie er jetzt lebt. »Natürlich«, sagte mein Vater. »Was kümmern uns die Helden vom letzten Jahr.«

»Es ist länger her«, sagte ich. Meine Mutter machte ein Geräusch im Nebenzimmer. Ich atmete ihren Zigarettenrauch ein, vernahm das Knistern der Zeitung. Sie hörte alles, und ich wollte meinem Vater gegenüber nicht freundlich klingen. Ich hielt ihn ohnehin für einen Dreckskerl.

»Nun denn, pass auf, Buck Rogers«, fuhr mein Vater fort. »Ich rufe in einer Angelegenheit an, die für die Zukunft der Menschheit von Bedeutung ist. Ich wüsste gern, ob dir eventuell daran gelegen wäre, in den sagenumwobenen Grand-Lake-Sümpfen auf Entenjagd zu gehen. Will sagen, mit mir. Ich habe in zwei Tagen einen Termin bei meinem Anwalt in der Stadt. Mein uralter Vater verfügte ja über einen vertrauenswürdigen Gefolgsmann der Familie mit Namen Renard Theriot, das war ein übel beleumundeter alter Yat, ein echter Wicht aus dem Volke. Doch konnte Renard ganz fantastisch den Entenruf nachmachen. Deshalb habe ich arrangiert, dass sein Sohn, Herr Renard Junior, mit uns beiden einen Erdsitz aufsucht und einige Tausend Enten zu unserer Ergötzung herbeiruft.« Mein Vater räusperte sich theatralisch wie immer, wenn er so redete - so hochtrabend. »Ich meine natürlich,

falls du nicht vollkommen ausgebucht bist«, sagte er und räusperte sich erneut.

»Bin ich aber vielleicht«, sagte ich. Es war schon ein komisches Gefühl, überhaupt mit ihm zu reden. Ab und zu rief er mich in der Militärschule an, wo ich im Geschäftszimmer der Kompanie ans Telefon musste. Natürlich bezahlte er sämtliche Ausbildungskosten, schickte ein Taschengeld und kümmerte sich um die Ausgaben meiner Mutter. Bestimmt bezahlte er auch für William Dubinions Dienste, ganz gleich, welcher Natur sie waren. Er hatte uns zudem das große weiße erhöhte Greek-Revival-Herrenhäuschen in der McK Kendall Street überlassen, mitten im Villenviertel. (McK Kendall ist unser Familienname - *mein* Name. So eine Familie ist das nämlich.) Aber trotzdem war es sehr merkwürdig, sich vorzustellen, dass der eigene Vater mit einem anderen Mann in einer weit entfernten Stadt lebte und anrief, um einen zur Entenjagd einzuladen. Und dann meine Mutter, die gleich im Nebenzimmer saß, zuhörte und rauchte und den *States Item* las und sich dachte, was immer sie sich dachte. Es war beinahe zu viel für mich.

Und doch wollte ich gern auf Entenjagd gehen, mit dem Boot in die Sümpfe hinausfahren, aus denen das weitläufige brackige Schwemmland im Süden und Osten unserer Stadt

besteht. Ich hatte mir immer vorgestellt, das zusammen mit meinem Vater zu machen, wenn ich alt genug wäre. Und jetzt war ich alt genug, auf der Militärschule hatten sie mir beigebracht, mit einem Gewehr zu schießen - allerdings nicht mit einer Schrotflinte. Dazu kam: Als wir an jenem Tag redeten, klang er für mich nicht wie ein Mann, der mit einem anderen Mann in St. Louis lebt. Er klang ziemlich so wie immer, früher in unserem normalen Leben, als ich zur Jesuit High School ging und er eine Anwaltskanzlei im Gebäude der Hibernia Bank hatte und wir eine Familie waren. Irgendetwas in meinem Vater - der Boatwright McKendall hieß und damals erst einundvierzig Jahre alt war - , irgendetwas in ihm muss sich gewünscht haben, die Dinge wären wieder so wie früher, bevor er seiner großen Liebe Dr. Carter begegnete. Obwohl man genauso gut sagen könnte, mein Vater wollte einfach nicht akzeptieren, dass er nicht immer tun konnte, was ihm gerade einfiel; wollte nicht zugeben, dass irgendeine seiner Handlungen zu Kritik oder Groll oder Scheidung oder furchtbarem Skandal führen konnte, dem Ausschluss aus der Kanzlei etwa, die die eigene Familie vor hundert Jahren gegründet hatte und die den Familiennamen trug; oder dass er höchstwahrscheinlich den frühen Tod der eigenen Mutter verschuldet hatte, die an schierer Enttäuschung gestorben war. Und falls doch irgendeine seiner Handlungen jemandem Schwierigkeiten bereitet oder ein Leben ruiniert oder jemanden auf den absteigenden Ast gebracht hatte - na, dann ignorierte er das eben weitgehend oder erklärte sich bereit, es mit Geld wieder gutzumachen, und lebte anschließend nach besten Kräften so weiter, als wäre die Welt rundherum einfach nur großartig und wir könnten alle wunderbare Freunde sein. Genau so funktionierte jene Abwesenheit, die ich vorhin meinte, seine Fähigkeit, nicht dort zu sein, wo er gerade war, und doch für jeden sehr präsent zu wirken, außer für einen besonders geübten Beobachter. Einen Sohn etwa.

»Also, nun aufgepasst, Mr Buck-a-roo«, sagte mein Vater am Telefon, aus St. Louis, wie ich annahm. Buck wurde ich genannt und habe das bis heute beibehalten, um mich von ihm zu unterscheiden (wir tragen denselben Vornamen). Und ich

weiß noch, wie nervös ich wurde, als ob ich, wenn ich zusagte, mitzukommen und ihn das erste Mal zu sehen, seit er jene Neujahrsparty im Boston Club verlassen hatte und mit Dr. Carter fortgegangen war - als ob ich durch so etwas vollkommen Natürliches (auf die Jagd gehen) eine Grenze überschritte und mich in Gefahr brächte. Und nicht die Gefahr, an die Sie jetzt vielleicht denken, die auf niederen Instinkten basiert, sondern eine Gefahr, von deren Existenz man gar nichts weiß, bis man sie eines Tages im Bauch fühlt, so als liefe man einen steilen Abhang hinunter und unten wäre ein tiefer Fluss oder ein Canyon und man wüsste, man kann nicht anhalten. Diese Gefahr hieß Enttäuschung, das weiß ich heute. Aber ich wollte, was ich wollte, und hatte nicht vor, mich von so einem Gefühl abhalten zu lassen.

»Übrigens sollst du wissen«, sagte mein Vater, »dass ich das mit deiner Mutter geklärt habe. Sie findet die Idee wunderbar.«

Ich stellte mir seine gelben Haare vor, sein gut aussehendes, jugendliches, faltenloses Gesicht, wie er angeregt in den Hörer plauderte, in einem eleganten, sonnigen Zimmer mit hohen Decken, neben einem teuren französischen Tisch mit irgendwelchen ausgesuchten Kunstobjekten drauf, die er beim Sprechen in die Hand nahm und musterte. In meiner Vorstellung trug er eine violette Smokingjacke und freute sich an dem, was er tat. »Kommt sonst noch wer mit?«, fragte ich.

»Gott, nein«, lachte mein Vater. »Wer denn? Francis ist für Entenjagd zu vornehm. Er hätte Angst um seine hübschen blauen Augen. Nicht wahr, Francis?«

Die Vorstellung, dass Dr. Carter dort direkt neben ihm stand und zuhörte, schockierte mich. Natürlich hörte hier die ganze Zeit meine Mutter zu.

»Nur du und ich und Renard Junior«, sagte mein Vater, und seine Stimme ging vom Hörer weg. Da hörte ich eine zweite Stimme, eine weiche, kultivierte Stimme, die irgendetwas äußerte, dort, wo mein Vater war, vermutlich einen ironischen Kommentar zu unseren Plänen. »Herrgott noch mal«, sagte

mein Vater mit einer ärgerlichen Stimme, die ich ebenso wenig kannte wie die von Dr. Carter. »Lass bitte solche Bemerkungen. Das gehört nicht hierher. Ich rede hier mit Buck.« Die Stimme sagte noch etwas, und vor meinem geistigen Auge sah ich Dr. Carter plötzlich in einem sehr ungünstigen Licht, das ich besser gar nicht erst beschreibe. »Also, Commander Rogers, am Donnerstag früh um vier raffst du deine müden Knochen auf«, sagte mein Vater wieder in seinem hochtrabenden Ton. »Enten sind Frühaufsteher. Ich hol dich vor deinem Haus ab. Zieh dir Stiefel an, lange Unterhosen und nichts Buntes. Ich sorge für die Artillerie.«

Es kam mir seltsam vor, dass mein Vater das große Haus, wo wir alle zusammengelebt hatten und wo seit dem Bürgerkrieg auch sein Vater und Großvater gewohnt hatten, als *mein* Haus bezeichnete. Ich empfand es nicht als mein Haus. Höchstens als das Haus meiner Mutter, denn sie hatte ihn darin geheiratet und es dann bei ihrer hastigen Scheidung bekommen.

»Ach übrigens, wie läuft's denn in der Schule«, sagte mein Vater zerstreut.

»Wie läuft was?« Ich war so überrascht, danach gefragt zu werden. Mein Vater klang durcheinander, als hätte er gerade etwas gelesen und die Stelle auf der Seite verloren, wo er war.

»Die Schule. Weißt du? Noten? Hast du lauter Einsen gekriegt? Solltest du. Du bist fix. Jedenfalls mit dem Mundwerk.«

»Ich kann die Schule nicht leiden«, sagte ich. An der Jesuit hatte es mir gefallen, dort hatte ich Freunde. Aber dann zwang mich meine Mutter, nach Sandhearst zu wechseln, weil die Sache mit meinem Vater so ein Aufsehen erregt hatte. Dort hatten wir Khakiumformen mit einem blauen Streifen außen an den Hosenbeinen, dazu steife blaue Pförtnermützen. Ich kam mir die ganze Zeit albern vor.

»Na egal, wen juckt's«, sagte mein Vater. »Du wirst genauso nach Harvard kommen wie ich.«

»Wie denn?«, fragte ich, denn selbst mit fünfzehn wollte ich schon nach Harvard.

»Übers Aussehen«, sagte mein Vater. »So kommen wir Südstaatler immer durch. Das ist eine höhere Form von Intelligenz. Wenn du das einmal begriffen hast, ist der Rest ziemlich einfach. Die Welt *will* sich nach dem Aussehen richten. Grips kommt nur zum Einsatz, wenn kein Aussehen verfügbar ist. Frag deine Mutter. Deshalb hat sie mich geheiratet, was sie besser hätte lassen sollen. Heute wird sie das zugeben.«

»Bestimmt tut es ihr Leid«, sagte ich. Ich dachte daran, dass meine Mutter einer Hälfte unseres Gesprächs zuhörte.

»O ja. Ganz bestimmt, Buck. Es tut uns allen ein bisschen Leid, jetzt. Das kann ich bezeugen.« Die andere Stimme sagte wieder etwas, und wieder mit ironischem Unterton. »Ach, halt du den Mund«, sagte mein Vater. »Lass dieses Gerede und halt dich da raus. Ich seh dich am Donnerstagmorgen, Junge«, sagte mein Vater und legte auf, bevor ich antworten konnte.

Dieses Gespräch mit meinem Vater fand statt am Montag, dem achtzehnten Dezember, drei Tage vor der geplanten Entenjagd. An den Tagen bis dahin ging mir meine Mutter meist aus dem Weg, blieb entweder oben in ihrem Zimmer hinter verschlossener Tür, oftmals mit William Dubinion, oder fuhr mit dem Auto zum Gesangsunterricht, wobei er ihren Chauffeur spielte (obwohl sie auf dem Beifahrersitz saß). Damals war Rasse noch ein Thema, und überall in den Südstaaten wurden Farbige gelyncht und drangsaliert, und ihre Häuser wurden abgebrannt. Trotzdem konnte es vorkommen, dass sich in unserer Stadt eine anständige weiße Frau mit einem Neger in der Öffentlichkeit zeigte, ohne einen Aufruhr zu verursachen. Es gab weder Regeln noch eine Logik dabei. So war New Orleans, und wenn man es frech genug durchzog, kam man auch damit durch. Außerdem machte es Dubinion nichts aus, vor unserem Haus im Kamelienbeet zu arbeiten, und sei es nur des Anscheins wegen. In Wirklichkeit war ihm, glaube ich, alles ziemlich egal. Er war aufgewachsen in den Baumwollfeldern

von Pointe Coupée Parish, zwischen den Flüssen, hatte es irgendwie auf die Musikschule in Wilberforce, Ohio, geschafft, dann in Korea gekämpft und in der Militärkapelle gespielt. Später stolperte er in dies und das hinein, spielte ungefähr zehn Jahre lang in den Bars und Spelunken der Stadt, bevor er auf einer Gesellschaftsparty, wo er für das Unterhaltungsprogramm zuständig war, irgendwie meine Mutter kennen lernte, und dann trat sie vor den Augen der Öffentlichkeit den Beweis an, dass, selbst wenn dich dein Mann wegen einer reichen Tunte verlässt, das Leben durchaus weitergeht.

Mr Dubinion hatte mir nie besonders viel zu sagen. Er war im Leben meiner Mutter erschienen, als ich schon auf die Militärschule ging, und als ich zu Thanksgiving nach Hause kam, war er schlicht ein *fait accompli*. Er war ein großer, dünner, feierlicher, lang- und gelbesichtiger Neger mit fahlen feuchten Augen, einem weichen Lispeln und riesigen knochigen Händen, die er über die gesamte Klaviertastatur dehnen konnte. Ich kann mir nicht vorstellen, dass ihn meine Mutter gut aussehend fand, aber vermutlich kam es darauf nicht an. Er parkte sich oft in unserem Wohnzimmer, trank Scotch, rauchte und improvisierte irgendwelche Melodien auf dem großen Steinway-Flügel meines Großvaters. Dazu summte er halblaut und grunzte und schaukelte vor und zurück wie der Jazzman Erroll Garner. Normalerweise sah er mich nur aus den Winkeln seiner gelben, leicht orientalischen Augen an, als gehörte keiner von uns beiden eigentlich an einen so edlen Ort wie das Haus meiner Familie. Er wusste wohl, dass er nicht für immer hier sein würde, und war froh über die Atempause von seinem sonstigen Leben, froh darüber, dass vorübergehend meine Mutter seine Freundin war. Er schien außerdem zu denken, dass ich auch nicht mehr sehr lange dort sein würde und dass wir das gemeinsam hätten.

Ich kann mich nur noch an eins erinnern, was er zu mir sagte, und zwar war das während der zwei Tage vor Weihnachten, als ich mit meinem Vater in die Sümpfe ging - übrigens Dubinions einzigem Weihnachten bei uns. Ich kam in das große düstere Wohnzimmer, wo der Flügel vor dem

vorderen Fenster stand und wo meine Mutter einen großen Weihnachtsbaum mit blinkenden Kerzen und einem goldenen Stern obendrauf installiert hatte. Ich hatte ein Exemplar von Dantes *Inferno* dabei, das ich über die Feiertage lesen wollte, weil ich nächstes Jahr hoffte, Sandhearst zu verlassen und in Lawrenceville aufgenommen zu werden, wo mein Vater vor Harvard hingegangen war. William Dubinion saß wieder auf seinem Platz am Flügel, rauchte und trank. Meine Mutter hatte gerade »You've Changed« in ihrem dünnen hübschen Sopran gesungen und sich danach zurückgezogen, denn Singen erschöpfte sie. Als er den roten Umschlag meines Buches sah, runzelte er die Stirn und drehte sich seitwärts auf der Klavierbank und schlug ein dünnes Bein über das andere, so dass seine blasse, unbehaarte Haut oberhalb der schwarzen Lackschuhe sichtbar wurde. Er trug schwarze Hosen und ein weißes Hemd, aber keine Strümpfe, was seine normale Kleidung im Haus war.

»Das ist ein ziemlich gutes Buch«, sagte er mit seiner weichen lispegenden Stimme und starre mich irgendwie anklagend an.

»Es ist auf Italienisch«, sagte ich. »Es ist ein Gedicht darüber, wenn man in die Hölle kommt.«

»Und du nimmst wohl an, dass du da hinkommst?«

»Nein«, sagte ich. »Keineswegs.«

»Per me si va nella città dolente. Per me si va nell' eterno dolore. Sonst weiß ich nichts mehr«, sagte er und spielte einen Akkord im Bassregister, einen gespenstischen Rumpelakkord, wie wenn es im Film gruselig wird.

Ich nahm an, er hätte das erfunden, obwohl das natürlich nicht stimmte. »Was soll das heißen?«, fragte ich.

»Das Übliche«, sagte er mit immer noch baumelnder Zigarette im Mund. »Pass auf, wenn du eine Besichtigung der Hölle buchst. Nichts Neues.«

»Wann hast du dieses Buch gelesen?«, sagte ich, zwischen den beiden halb geschlossenen Schiebetüren stehend. Dieser Mann war der Liebhaber meiner Mutter, ihr Svengali, ihr

Impresario, ihr Verführer und ihr Verderben (wie sich bald zeigen sollte). Er war ein seltsamer Mann voller Kraft, der etwas vom Leben gesehen hatte, das ich niemals sehen würde. Und ich bin mir sicher, ich hatte zugleich Angst vor ihm und Angst davor, er könnte genau das bemerken, was mich wahrscheinlich überheblich und unverschämt wirken ließ und mir seine Abneigung sicherte.

Dubinion schaute über die Tastatur hinweg auf ein Gesteck aus rotem Feuerdorn, das meine Mutter arrangiert hatte. »Nun, ich könnte jetzt etwas Gemeines sagen. Das tue ich aber nicht.« Er holte tief Luft und atmete ebenso tief wieder aus. »Du lies einfach weiter. Und ich - ich spiele einfach weiter.« Er nickte, schaute mich aber nicht mehr an. Danach gab es nicht mehr viele Gespräche zwischen uns. Meine Mutter schickte ihn noch im Winter weg. Ein- oder zweimal kam er wieder, aber irgendwann verschwand er. Doch bis dahin hatte sich ihr Leben ohnehin schon so zum Schlechten verändert, wie es wahrscheinlich unvermeidlich gewesen war.

Ich kann mich nur an ein einziges Mal erinnern, dass meine Mutter in diesen zwei Tagen direkt das Wort an mich richtete - abgesehen von bloßen Mitteilungen, etwa dass das Abendessen fertig sei oder dass sie abends zu einem Auftritt gehen wolle, den Dubinion für sie arrangiert hatte, den sie wiederum garantiert dafür bezahlt hatte (so wie sie auch für die Chance zu singen bezahlte) - , nämlich am Mittwochnachmittag, als ich auf der hinteren Veranda saß und über dem Merkblatt mit den Aufnahmebedingungen brütete, das ich mir aus Lawrenceville hatte schicken lassen. Ich hatte Lawrenceville noch nie gesehen, war noch nie in New Jersey gewesen, überhaupt war ich von New Orleans aus nur bis Yankeetown in Florida gelangt, wo meine Militärschule in einem ehemaligen katholischen Hospital für kranke und verrückte Priester untergebracht war. Aber ich glaubte, dass Lawrenceville - allein schon das Wort - mich aus der unmöglichen Situation erretten könne, in der ich mich sah. Nach Lawrenceville zu fahren, die vielen Meilen im Zug zu

reisen und diese Welt namens New Jersey zu betreten, wie seltsam und vielschichtig sie auch immer sein mochte - all das, kombiniert mit der Tatsache, dass dort auch mein Vater gewesen war und mein Name und mein Hintergrund etwas bedeuteten - , all das schien mir Ausweg und Erlösung zu versprechen und eine bessere Zukunft, als was sich mir zu Hause in New Orleans darbot.

Meine Mutter war auf die verglaste hintere Veranda gekommen. Auf dem manikürten Rasen hinter dem Haus standen, hübsch arrangiert, vier hölzerne Adirondack Chairs und ein hölzerner Picknicktisch, und zwar pink lackiert. Der Garten war komplett eingemauert, und nur unsere Nachbarn konnten - falls sie Wert darauf legten - sehen, dass William Dubinion ausgestreckt auf dem Picknicktisch in Pink lag, ohne Hemd, eine Zigarette rauchte und in den warmen blauen Himmel starnte.

Meine Mutter stand eine Weile da und betrachtete ihn. Sie trug einen Herrenpyjama aus weißer Seide, und ihre Stimme war belegt. Ich bin sicher, sie nahm damals schon die Drogen, die irgendwann ihren Verstand zerstörten. Sie hatte ein Glas Milch in der Hand, in dem wahrscheinlich nicht nur Milch war, sondern Milch mit Gin oder Scotch oder irgendetwas zur Linderung ihres furchterlichen Zustands.

»Großartige Idee, mit deinem Vater jagen zu gehen«, sagte sie sarkastisch, als setzte sie damit ein früheres Gespräch zwischen uns fort, wo wir doch noch gar nichts darüber gesagt hatten, so gern ich es besprochen hätte und so sehr ich dachte, ich sollte gar nicht hingehen, und hoffte, sie würde es verbieten. »Besitzt du überhaupt eine Waffe?«, fragte sie, obwohl sie genau wusste, dass ich keine besaß. Sie wusste, was ich besaß und was nicht. Ich war fünfzehn.

»Er bringt mir eine mit«, sagte ich.

Sie warf mir einen Blick zu, wie ich da saß, aber ihr Gesichtsausdruck veränderte sich nicht. »Ich frag mich einfach, wie das wohl sein muss, sich mit einem anderen Mann einzulassen, der gesellschaftlich auf derselben Stufe steht«,

sagte meine Mutter und fuhr sich mit der Hand durchs Haar, das auf Anregung Dubinions gerade frisch aschblond gefärbt und zu einem adretten Bob geschnitten worden war. Der Vater meiner Mutter hatte eine Apotheke auf der Prytania Street gehabt und war zu Geld gekommen, indem er sich um das Wohlergehen reicher Familien wie der McKendalls kümmerte. Sie war nach Newcombe gegangen, hatte sich hochgeheiratet und sich dann mit Leichtigkeit in die Gesellschaft eingefügt, der mein Vater sie vorstellt (obwohl ich nie glaubte, ihr hätte wirklich an der Gesellschaft von New Orleans gelegen, so oder so - anders als meinem Vater, dem sie wichtig genug war, um ihr ins Gesicht zu spucken).

»Ich gehe immer davon aus«, sagte sie, »dass solche Eskapaden normalerweise mit jemandem stattfinden, der unter einem steht. Mit einem Packer oder einem Handtuchpagan im Klub.« Sie betrachtete Dubinion. Ihrer Meinung nach gehörte er wohl zu der Kategorie, die unter einem steht. Sie und mein Vater waren zwanzig Jahre lang verheiratet gewesen, und mit neununddreißig hatte sie Dubinion in ihr Leben treten lassen, um jede Spur davon zu tilgen, wie sie bislang ihre Affären geführt hatte, fetzt, wo ich das erzähle, wird mir klar, dass sie und Dubinion bestimmt gerade miteinander geschlafen hatten und er den verträumten Nachhall genoss, indem er halbnackt draußen auf unserem Picknicktisch lag, während sie allein im Pyjama durchs Haus schlenderte und schließlich bei mir landete. Trauriger Gedanke, dass sie etwas über ein Jahr später, als ich gerade anfing, mich einigermaßen in Lawrenceville einzuleben, schon nicht mehr war. Wenn ich jetzt an sie denke, ist es, als hörte ich die Toten sprechen.

»Aber das werfe ich deinem Vater nicht vor. Jedenfalls nicht das mit einem *Mann*«, sagte meine Mutter. »Andere Dinge natürlich schon.« Sie drehte sich um, dann trat sie an mir vorbei und ließ sich in die gestreiften Kissen des Korbsessels neben meinem fallen. Sie setzte ihre Milch ab und nahm meine Hand in ihre kühlen Hände und hielt sie in ihrem Schoß an ihr seidiges Bein. »Was wäre, wenn ich eine sehr gute Sängerin würde und auf Tournee gehen müsste und in Chicago und New

York und womöglich Paris auftreten würde? Wäre das in Ordnung? Du könntest kommen und mich sehen. Du könntest deine Schuluniform tragen.« Sie schürzte die Lippen und warf wieder einen Blick in den Garten hinter sich, wo William Dubinion auf dem Picknicktisch drapiert lag wie ein Pharao.

»Das würde mir keinen Spaß machen«, sagte ich. Das war keine Lüge. Sie ging abends aus und machte sich zum Gespött, und das war mir peinlich und machte mir Angst. Ich hatte nicht vor zu behaupten, alles sei gut so. Es war eine Katastrophe und würde sich auch bald als solche erweisen.

»Nein?«, sagte sie. »Du würdest nicht kommen und mich beim Auftritt im *Quartier Latin* sehen wollen?«

»Nein«, sagte ich. »Niemals.«

»Tja.« Sie ließ meine Hand los, schlug die Beine übereinander und stützte das Kinn auf eine Hand. »Damit muss ich wohl leben. Vielleicht hast du ja Recht.« Sie sah sich nach ihrem Glas Milch um, als hätte sie vergessen, wo sie es gelassen hatte.

»Welche anderen Dinge wirfst du ihm denn vor?«, fragte ich und meinte meinen Vater. Das mit dem *Mann* schien mir mehr als genug.

»Oh«, sagte meine Mutter, »sind wir jetzt wieder bei ihm? Na, sagen wir einfach, ich werfe ihm sein ganzes Wesen vor. Und nicht meinewegen, sondern deinewegen. Er hätte den Laden hier beisammen halten können. Andere Männer tun das. Es ist überhaupt kein Problem, Liebhaber egal welcher Sorte zu haben. Insofern ist er nicht schlechter als viele andere Männer. Aber das werfe ich ihm vor. Ich hatte eigentlich noch gar nicht richtig darüber nachgedacht. Letzten Endes ist er aber kein bisschen besser als die meisten Männer. Und das ist in der Ehe ein Kapitalverbrechen. Du musst noch ein bisschen erwachsener werden, um das zu verstehen. Aber du wirst es verstehen.«

Sie nahm ihr Glas Milch, stand auf, zog die weiße Pyjama-hose um ihre schmale Taille hoch und ging ins Haus zurück. Kurz darauf hörte ich eine Tür knallen, dann erklang ihre

Stimme und die Dubinions, und ich wandte mich wieder meinen Vorbereitungen für Lawrenceville und die Rettung meines Lebens zu. Obwohl ich schon glaube, dass ich wusste, was sie meinte. Sie meinte, dass mein Vater nur tat, was ihm gefiel, im Glauben, das würde anderen dieselbe Freiheit eröffnen, zu tun, was ihnen gefiel. Bloß läuft die Welt nicht so, das Leben meiner Mutter und meins waren der leibhaftige Beweis dafür. Man kann sich von den anderen nicht frei machen. Viel komplizierter ist es eigentlich nicht.

Mein Vater saß zusammengesackt im Bug des leeren Bootes am Ende des Holzstegs. Es war die Stunde vor Sonnenaufgang. Er starnte auf die stille, fast reglose Oberfläche des Bayou Bap-tiste, hinter dem sich (obwohl ich es nicht sehen konnte) ödes Sumpfland meilenweit bis hin zum Mississippi im Westen erstreckte. Mein Vater trug keine Mütze, hatte aber eine Art gelbbraunen Regenmantel an. Ich hatte ihn seit einem Jahr nicht gesehen.

Der Ort, an dem wir uns befanden, hieß Reggio Dock und war nur eine behelfsmäßige kleine Anlegestelle, von der aus im Sommer Angler mit ihren gemieteten Booten ausliefen und Entenjäger wie wir übers Bayou in die Sümpfe aufbrachen. Wenn die Saison vorüber war, brachten auch einige Shrimpfischer ihre großen Boote und Netze hier unter. Ich war noch nie in Reggio gewesen, wusste aber davon, durch Jungen von der Jesuit High School, die mit ihren Vätern hergekommen waren; die Väter hatten Teile des Sumpfes vermietet und Erdsitze aus Holz gebaut und wohnten an der einspurigen Straße Richtung Violet, Louisiana, in wackligen Hütten und Häusern auf Stelzen. Für mich war der Ort berüchtigt, denn jedes Jagdlager hat etwas Berüchtigt-Mysteriöses und Gefährliches an sich und kann für das Gute *und* das Unbekannte stehen, die im Leben so selten Hand in Hand auftreten.

Mein Vater war nicht gekommen, um mich abzuholen, wie er versprochen hatte. Stattdessen hielt ein gelbes Taxi mit einer Lampe obendrauf vor unserem Haus, ein Fahrer kam zur Tür

und klingelte und teilte mir mit, Mr McKendall schicke ihn, er solle mich nach Reggio bringen - das im St. Bernard Parish und, so wild es auch war, eigentlich gar nicht weit vom Garden District entfernt lag.

»Und das bist wirklich du?«, sagte mein Vater vom Boot aus, als er sich schließlich umdrehte. Ich hatte eine Minute lang am Ende des Stegs gestanden und darauf gewartet, dass er mich bemerkte. Ein kleiner, verwachsen aussehender Mann im Overall, mit einem großen eckigen Kopf und gewelltem schwarzem Haar, schlepppte Leinensäcke voller Lockenten zum Boot hinunter. Rund um den Lagerplatz bei der Anlegestelle war etwas los. Autos tauchten mit heller werdenden Scheinwerfern aus dem Dunkel auf. Lachende Männerstimmen waren zu hören. Jemand hatte einen Hund mitgebracht, der bellte. Und es war nicht kalt, obwohl Weihnachten vor der Tür stand. Die Morgenluft fühlte sich schwer und samtig an, der Nebel hatte sich über dem Bayou gelichtet, das roch, als wäre dort Öl oder Benzin abgelassen worden. Der Dunst klebte mir an Händen und Gesicht, und die Haare unter meiner Mütze fühlten sich schmutzig an. »Tut mir Leid mit dem Taxi«, sagte mein Vater vom Bug des Aluminiumbootes aus. Er hatte ein übertriebenes Lächeln aufgesetzt. Seine Zähne waren blendend weiß, aber er sah schmal aus. Sein blasses dünnes Haar war kürzer geschnitten und kam mir gelber vor, als ich es in Erinnerung hatte, der Seitenscheitel war breiter. Komisch, aber ich weiß noch, wie ich dachte, so hätte wohl sein älterer Bruder ausgesehen, wenn er einen gehabt hätte. Nicht gut. Nicht glücklich oder gesund. Und natürlich merkte ich, dass er trank, selbst um diese Uhrzeit. Der Mann im Overall brachte drei Schrotflintenkoffer herunter und legte sie ins Boot. »Dieser kleine Yat-Halunke hier ist Mr Reynard Theriot Junior«, sagte mein Vater und zeigte auf den kleinen Mann mit den gewellten Haaren. »In New Orleans kennt man ihn auch als Fabrice den Fuchs. Oder Fabri-tschi. Such's dir aus.«

Ich wusste nicht, was all das zu bedeuten hatte. Aber Renard Junior hielt inne, nachdem er die Waffen ins Boot gelegt hatte, und warf meinem Vater einen unfreundlichen Blick

zu. Er hatte eine schwere, zerknitterte Stirn, und selbst bei dem schwachen Tageslicht wirkten seine Augen durch die dunkle Tönung der Haut klein und durchdringend. Unter seinem Overall trug er ein rotes Hemd mit kleinen goldenen Sternen darauf.

»Fabri-tschi imitiert den Entenruf mit überraschender Feinfühligkeit«, sagte mein Vater etwas zu laut. »Neben seinen anderen Talenten natürlich. Nicht wahr, Mr Fabrice? Haben Sie schon meinen Sohn Buck begrüßt, meinen prächtigen Jungen?« Mein Vater ließ sein breites Weißzahnlächeln in meiner Richtung aufblitzen, und ich merkte genau, dass er Renard Junior piesacken wollte, der nichts zu mir sagte, sondern weiter seine Arbeit machte, nämlich das Boot belud. Ich fragte mich, wie viel er wohl von meinem Vater wusste und, falls er alles wusste, was er davon hielt.

»Ich konnte meine richtige Jagdkleidung nicht finden«, sagte mein Vater und schaute zwischen die Schöße seines offen stehenden Mantels. Er schlug sie auseinander, und ich sah, dass er einen Frack mit rosa Hemd, eine leuchtend rote Fliege und eine rosa Nelke trug. Außerdem hatte er Buster-Brown-Schuhe in Weiß und Schwarz an, die für die Weihnachtszeit unpassend waren und nach dem Ausflug in die Sumpfe sowieso hinüber sein würden. »Ich habe die Sachen damals bei Mutter in der Garage lagern lassen«, sagte er mehr zu sich selbst. »Und heute Morgen, recht früh, stellte sich heraus, dass ich den Schlüssel verloren habe.« Er schaute mich an, immer noch lächelnd. »Du hast sehr gute braune Sachen an«, sagte er. Ich hatte einfach meine Khakihosen und ein Hemd von der Schule angezogen - ohne die Messinginsignien - , dazu schwarze Turnschuhe und eine alte Segeltuchjacke und Mütze, die ich in einem Schrank gefunden hatte. Das war nicht so ganz die Entenjagd, von der mir meine Schulfreunde erzählt hatten. Mein Vater war nicht mal im Bett gewesen, er hatte die Nacht hindurch getrunken und gefeiert. Wahrscheinlich wäre er lieber dort geblieben, bei den Leuten, die jetzt seine Freunde waren.

»Was für wichtige Bücher hast du denn in letzter Zeit gelesen?«, fragte mein Vater aus irgendeinem Grund von unten aus dem Boot. Er drehte sich um, als ein Boot voller Jäger mit dem großen schwarzen Labrador, den ich hatte bellen hören, langsam an uns vorbei den Bayou Baptiste hinabtuckerte. Ihr Führer hatte einen Scheinwerfer dabei, mit dem er über die dunstige Wasseroberfläche leuchtete. Sie gingen auf Entenjagd. Ich konnte allerdings nicht erkennen, wohin, denn jenseits vom gegenüberliegenden Ufer des Bayou erstreckte sich nur eine flache, schwarze, baumlose Fläche, die im Dunkeln endete. Ich hatte keine Ahnung, wo es wohl Enten geben mochte oder in welcher Richtung die Stadt lag, nicht einmal, wo Osten war.

»Ich lese das *Inferno*«, sagte ich und war etwas befangen, weil ich auf einem Bootssteg »Inferno« gesagt hatte.

»Ach, das«, sagte mein Vater. »Ich glaube, das ist Mr Fabrices Lieblingsbuch. Canto Fünf: *die die Vernunft dem Trieb zulieb entweihn*. Ich finde allerdings, du solltest Yeats' Autobiografie lesen. Die habe ich in St. Louis gelesen. In einem Brief an seinen Freund, den großen John Synge, schreibt Yeats, man sollte Stoizismus, Askese und Ekstase miteinander verbinden. Ich fände das gut, und du?« Mein Vater wirkte selbstsicher und herausfordernd, als erwartete er, dass ich wüsste, was er damit meinte und wer Yeats war und Synge. Wusste ich aber nicht. Und ich hatte auch keine Lust, so zu tun als ob, vor einem Säufer, der im Frack mit rosa Nelke in einem Entenboot saß.

»Ich kenne sie nicht. Ich kenne das alles nicht«, sagte ich und fand es grässlich, das zugeben zu müssen.

»Diese drei Dinge stellen das perfekte Gleichgewicht im Leben dar. Ich habe allerdings erst zwei davon zu Stande gebracht. Vielleicht anderthalb. Und wie geht es deiner Mutter?« Mein Vater fing an, sich den Mantel zuzuknöpfen.

»Gut«, log ich.

»Ich höre, sie hat sich eine neue Haushaltshilfe genommen.« Er schaute nicht auf, fummelte nur weiter an seinen Knöpfen herum.

»Sie lernt singen«, sagte ich und hielt Dubinion da raus.

»Ach ja«, sagte mein Vater, schaffte den letzten Knopf und klopfte die Vorderseite des Mantels ab. »Sie hat schon immer eine hübsche kleine Stimme gehabt. Eine liebliche Kirchenstimme.« Er sah zu mir hoch und lächelte, als wüsste er, dass mir nicht gefiel, was er sagte, und es wäre ihm egal.

»Sie ist schon viel besser geworden.« Ich überlegte, ob ich auf der Stelle nach Hause fahren sollte, aber wie hätte ich dort hinkommen sollen.

»Ganz bestimmt. Also, geht's jetzt los, Fabri-tschi?«, sagte mein Vater abrupt.

Renard stand hinter mir auf dem Steg. Andere Boote voller Jäger waren bereits aufgebrochen. Ich konnte sehen, wie ihre Lampen hier und dort über dem Wasser aufblitzten, immer weiter weg von der Stelle, wo wir immer noch festsäßen. Das leise Puttputt ihrer Außenborder wurde vom Nebel gedämpft. Ich bestieg das Boot und setzte mich auf die mittlere Ruderbank. Doch als Renard ins Heck huschte, schaukelte das Boot heftig auf eine Seite, gerade als mein Vater einen langen, ununterbrochenen Schluck aus der Halbliterflasche nahm, die er verstohlen zwischen seinen Füßen untergebracht hatte.

»Fall mir bloß nicht rein, Baby«, sagte Renard vom Heck des Bootes zu meinem Vater, während er schwungvoll an der Startleine zog. Er hatte eine tiefe, volle Stimme, mit einem Hauch Sarkasmus. »Ich glaube kaum, dass dich einer rauszieht.«

Mein Vater, denke ich, hörte ihn nicht. Aber ich, ich hörte ihn. Und ich fand, er hatte Recht, gar keine Frage.

Ich kann nicht mehr sagen, wie wir an jenem Morgen mit Renard Juniors Boot gefahren sind, nur dass wir in das dunkle sumpfige Gebiet gelangten, das der Grand Lake ist und das

in Plaquemines Parish liegt und wie das Ende der Welt aussieht. Später, als die Sonne aufging und sich der Nebel auflöste, sah ich eine große Oberfläche aus graubraunem Wasser, durchbrochen von flachen Inseln aus gelbem Spartgras, wo es nach Teer und vermodernder Vegetation roch, wo der Schlamm blauschwarz und klebrig war und widerlich stank. Während am Horizont, beleuchtet vom Morgenlicht, einzelne Gebäude der Stadt standen - die Hibernia Bank mit dem ehemaligen Büro meines Vaters - , ganz knapp über die Krümmung der Erde gestupst. Es war seltsam, sich so außerhalb der Zivilisation zu fühlen und sie doch so deutlich zu sehen.

Natürlich war es anfangs noch dunkel. Renard Junior konnte, da er klein war, am hinteren Ende des Bootes, das wenig Tiefgang hatte, aufrecht stehen und das Licht seiner Lampe über mich in der Mitte und meinen im Bug kauernden Vater hinwegstrahlen lassen. Das blonde Haar meines Vaters leuchtete hell und wurde ihm von der Brise aus dem Gesicht geweht. Wir fuhren ein Stück das Bayou hinunter und bogen dann ab, langsam unter einer Holzbrücke durch und schließlich hinaus über einen breiten Kanal mit sumpfigen Hügeln an den Ufern, wo weiße Reiher brüteten und die ersten der Enten, die wir doch schießen wollten, im Licht vom Boot wegschwammen, plötzlich aus dem Dunkel auftauchten und wieder verschwanden. Mein Vater zeigte auf diese verblüfften Enten, machte eine Waffe aus seinen Fingern und feuerte eins-zwei-drei stumme Schüsse auf sie ab, während das Boot weiter durch die Sümpfe rauschte.

Natürlich war ich begeistert, dort zu sein - selbst in meiner verhassten Militärschulkleidung, mit meinem betrunkenen Vater im Frack und dem kleinen Affen Renard am Steuer unseres Bootes. Ich war trotz allem davon überzeugt, dass dies eine Variante der echten Sache darstellte - Enten jagen mit dem eigenen Vater und einem Führer - , selbst wenn es auch unter den allerbesten Umständen in irgendeiner Hinsicht unvollkommen sein würde, ein Erlebnis mit gemischten Gefühlen. Der Kniff bestand darin, sich an diese

Unvollkommenheit zu gewöhnen, weil man sonst auch noch das bisschen Glück verpasste, das trotz allem möglich war.

Und irgendwann, während wir über die dunkle, schlüpfrige Oberfläche des Sees brummten, rückte Renard Junior plötzlich vom Motor ab, schaltete seine Lampe aus, drehte den Motor scharf nach links und nutzte den Schwung, um uns direkt auf eine der Grasinseln tragen zu lassen, die ich zuvor nicht bemerkt hatte. Wobei ich sofort erkannte, dass es nicht bloß eine Insel war, sondern auch ein Erdsitz mit grasgetarnter Vorderseite, der aus in den Schlamm gerammten Holzpfählen bestand, mit einigen Obstkisten drinnen, auf die sich die Jäger setzen konnten, ohne von den einfallenden Enten gesehen zu werden. Während sich das Boot langsam in den Schilfgürtel am Ufer hineinbohrte, sprang Renard, jetzt in einer Wathose, hinaus, um uns weiter hoch auf den festeren Schlamm zu manövrieren. »Hier draußen ist der Entenhimmel«, sagte mein Vater, dann hustete er zäh, sein glattes Jungmannsgesicht zerfiel unter heftigem Keuchen, so dass er sich kopfschüttelnd abwenden musste.

»Er meint, hier ist der Ort, wo die Enten in den Himmel kommen«, sagte Renard. Das war das Erste, was er überhaupt zu mir sagte, und jetzt fiel mir auf, wie wenig seine Stimme nach einem *Yat* klang, was sich doch angeblich wie ein New Yorker oder Bostoner Akzent anhören soll. Renards Stimme war kultiviert und weich und melodiös, als wäre er ein distinguiertes Bestattungsunternehmer oder Florist. Diese Stimme hätte irgendwie besser zu einem anderen Körper gepasst als zu dem muskulösen knorriegen Männchen, das bis zu den Oberschenkeln in trübem, stinkendem Wasser stand und seine Haare lang und gewellt trug wie der weiße Pöbel.

»Wann kommen die Enten?«, fragte ich, nur um ihm etwas entgegnen zu können. Mein Vater erholt sich gerade, spuckte ins Wasser und nahm einen weiteren Schluck aus der Flasche.

Renard lachte in sich hinein und ging wohl davon aus, dass es mein Vater hörte. »Wenn sie so weit sind zu kommen. Nicht anders als du und ich«, sagte er, zerrte die großen Leinensäcke

mit den Lockenten hervor und schien mich von nun an überhaupt nicht mehr zu bemerken.

Renard hatte einen hölzernen Einbaum weiter hinten im dichten Gras verborgen, und nachdem er unser Boot mit Strohmatten abgedeckt hatte, benutzte er den Einbaum, um die Lockenten ins Wasser zu setzen, während es am Himmel allmählich heller wurde. Unser Erdsitz lag allerdings noch im Dunkeln. Mein Vater und ich setzten uns nebeneinander auf die Obstkisten und sahen ihm dabei zu, wie er die beschwerten Entenattrappen aussetzte, so dass sich vor uns zwei Gruppen bildeten, mit einem Streifen offenen Wassers dazwischen. Allmählich erkannte ich, wie sehr sich der echte Sumpf von meiner Vorstellung unterschied. Erstens war die Wasserfläche ringsum kleiner, als ich gedacht hatte. Weitere Grasinseln, ein paar hundert Meter entfernt, kamen allmählich in Sicht, und eine grüne Baumreihe tauchte in der Ferne auf, aber näher als erwartet. Ich hörte eine Sirene und dann Musik, die aus einem Auto bei Reggio kommen musste, und irgendwann schien die Sonne, eine weiße Scheibe, die hinter dem Dunst brannte und die ich auf der genau entgegengesetzten Seite des Sumpfes vermutet hatte. Tatsächlich gefielen mir all die verwirrenden und verstörenden Eigenheiten dieses Ortes, denn sie verankerten mich im Hier und Jetzt, und so vergaß ich mit der Zeit, was ich von diesem Tag und dem Leben und meiner Zukunft hielt, nicht besonders viel nämlich.

In dem Erdsitz, der nur drei Meter lang und einszwanzig breit war, lagen leere Patronenhülsen und Bonbonpapier und Zigarettenstummel auf den Planken herum, und mein Vater zog seine Halbliterflasche Whiskey hervor, die zu drei Vierteln leer war. Als wir uns auf den Kisten niedergelassen hatten, saß er eine Weile da und sprach weder mit mir noch mit Renard, der inzwischen zu uns in den Erdsitz geklettert war, um auf die Enten zu warten. Irgendetwas schien über meinen Vater gekommen zu sein, eine große Müdigkeit oder ein Unbehagen oder eine Sorge, und es riss ihn aus dem Augenblick heraus, aus dem, was wir dort vorhatten. Renard packte die Flinten aus.

Meine war die alte, bleischwere A. H. Fox, eine 20er-Doppeflinte, die ich oft genug im Haus meiner Großmutter gesehen und in der Hand gehabt hatte, um ihre Eigenheiten zu kennen, ohne sie je benutzt zu haben. Meine Großmutter nannte sie immer ihre »Lady-Flinte«, und sie hatte damit geschossen, als sie jung war und mit dem Vater meines Vaters auf Jagd ging. Renard gab mir sechs Patronen, und ich lud die Kammern und hielt die Läufe aufrecht zwischen den Knien, während wir in den silbernen Himmel schauten und darauf warteten, dass die Enten auf unsere Attrappen hereinfielen.

Mein Vater lud seine Waffe nicht, sondern saß zusammengesackt an den Holzlatten, die Flinte lehnte an den Grasmatten, die die Vorderseite des Erdsitzes bildeten. Nachdem wir eine Weile dagehockt und in den Himmel geschaut und nur ein Entenpaar weit außerhalb unserer Reichweite gesehen hatten, hörten wir die anderen Jäger in den Sümpfen schießen, manchmal mehrere gleichzeitig, mit furchtbarem Geknall. Da erkannte ich, dass es auf der gegenüberliegenden Seite des Teichs, an dem wir saßen, noch zwei weitere Erdsitze gab -dreiundhundert Meter entfernt, aber sichtbar, nachdem sich meine Augen an das Licht und die unregelmäßige Wahrnehmung des Horizonts gewöhnt hatten. Eine einzelne Ente, die ich beim Flug am Himmel beobachtet hatte, rauschte zunächst empor, als die anderen Jäger schossen, stürzte dann aber abrupt nach unten, und ich hörte einen Hund bellen und die hohe, lachende Stimme eines Mannes in der weichen Luft. »Holla, holla«, sagte die Stimme des Mannes, sehr deutlich trotz der Entfernung. »Mann Gottes. Der kleine Furzklopper hier war ja schon halb in Terre Bonne Parish, als ich ihn runtergeholt habe.« Ein anderer Mann lachte. Das alles kam mir sehr nah vor, dabei hatten wir gar nicht geschossen und starnten nur in den milchigen Himmel.

»Niggerärsche«, sagte mein Vater. »Kümmern sich nicht um den richtigen Moment zum Schießen. Die können einfach nicht anders. Sitzt in den Genen.« Er schien mit niemandem zu reden, lehnte nur wartend an der Seitenwand des Erdsitzes.

»Der richtige Moment war schon längst«, sagte Renard Junior, die Augen gen Himmel verdreht. Er hatte zwei hölzerne Entenpfeifen an Lederriemen um seinen Hals geschlungen. Er musste uns immer noch seinen Ruf vorführen, und das wollte ich auch, denn ich wollte eine V-Formation Enten sehen, die wendete und auf unsere Lockinszenierung zuflog, ich fand, das müsse so sein.

»Ach ja, Mr Glitschi-Fabritschi? Tatsächlich?« Mein Vater wischte sich mit dem Handrücken über die Nase und dann über die Haare, schloss die Augen und riss sie wieder auf, als versuchte er, seine Aufmerksamkeit auf das, was wir taten, zu konzentrieren, so schwer es ihm auch fiel. Im Erdsitz roch es säuerlich, aber auch nach seinem Whiskey und nach der Pomade, die sich Renard Junior in sein dickes Haar geschmiert hatte. Die schwarz-weißen Schuhe meines Vaters waren schon verkratzt und voller Schlamm, Schlamm klebte auch auf seiner Frackhose und seinem rosa Hemd, sogar auf seiner Stirn. Für diesen Ort sah er ziemlich ungewöhnlich aus. Als hätte ihn einer auf dem Weg zu einer Party aus dem Flugzeug gekippt.

Renard Junior reagierte nicht darauf, dass mein Vater ihn »Glitschi-Fabritschi« genannt hatte, aber es war klar, dass es ihm nicht gefiel. Ich fragte mich, warum er überhaupt hier war und sich so behandeln ließ. Wobei es dafür natürlich einen Grund gab. Weniges auf der Welt ist wirklich ein Rätsel. Hinter dem meisten steckt irgendwo eine enttäuschende Erklärung, egal wie ausgefallen es anfangs wirken mag.

Nach einer Weile holte Renard eine Schachtel Zigaretten hervor, steckte sich eine in den Mund, zündete sie aber nicht an - hielt sie nur zwischen seinen feuchten Lippen, die groß und sinnlich waren. Er war schon ein komisch aussehender Mann mit seinem Sternenhemd und dem Kopf, der zu groß für seinen Körper war - ein Mann, wahrscheinlich in den Vierzigern und knapp am Zwerg vorbeigeschrammt.

»Na bitte, da hast du den waschechten Yat«, sagte mein Vater. Er stützte sich auf seine Flinte, Renard Junior im Blick. »Achte auf die nicht angesteckte Zigarette, wie sie vorn aus dem viel zu expressiven Mund rausbaumelt, Junge. Wenn du

durch die Straßen von Chalmette, Louisiana, fährst, wirst du Männer und Frauen und Kinder sehen, die tatsächlich alle blutsverwandt mit Mr Fabrice sind und in Wathosen in ihren briefmarkengroßen Vorgärtchen stehen und nicht angesteckte Picayunes im Mund hängen haben, genau wie der hier. *Ecce homo.*«

Renard Junior tat unerwartet den Mund auf, wobei die Zigarette irgendwie auf seiner großen hässlichen lila Zunge kleben blieb. Er warf meinem Vater einen Blick zu, lehnte sich nach vorn auf seine Flinten, verzog das Gesicht und schnippte die Zigarette dann rückwärts in seinen Mund, wo er sie, ohne mit der Wimper zu zucken, verschluckte. Dann betrachtete er mich, wie ich da zwischen ihnen beiden hockte, und grinste. Seine Zähne waren groß und voll brauner Flecken. Es hatte etwas Lüsternes. Ich wusste nicht recht, wie ich darauf kam, aber ich wusste genau, es war so.

»Achte nicht auf ihn«, sagte mein Vater. »Das sind die Leute, mit denen wir fertig werden müssen. Animierhengste, fahrendes Volk, Vieh. Aber jetzt erzähl mal was von dir, Buck. Steckst du derzeit in irgendwelchen unmöglichen Situationen? Ich bin in letzter Zeit nämlich spezialisiert auf unmögliche Situationen.« Mein Vater verschob seine Buster-Brown-Schuhe auf den verschlammbten Bodenplanken, so dass die Flinten, eine wunderschöne Beretta-Bockdoppelflinke mit silberner Einlegearbeit, plötzlich wegrutschte und mit lautem Scheppern quer über meine Füße fiel - die Läufe zeigten direkt auf Renard Juniors Knöchel. Mein Vater versuchte nicht mal, nach der Waffe zu greifen, als sie umkippte.

»Heb das sofort auf«, sagte er wütend zu mir, als hätte ich die Flinten fallen lassen. Ich tat es trotzdem. Ich hob sie auf und gab sie ihm zurück, und er lehnte sie an die Seitenwand des Erdsitzes und hielt sie mit dem Knie fest. Irgendetwas an diesem fast gewalttätigen Akt, seine Flinten genau dort hinzustellen, wo er sie haben wollte, erinnerte mich an meinen Vater von vor über einem Jahr. Er war stets ein Mensch abruper Handlungen und Stimmungsumschwünge gewesen, mit heftigen Gefühlsaufwallungen und plötzlichem Gelächter. Ich hatte das

nicht immer gemocht, aber ich hatte mir überlegt, erwachsene Männer seien wohl so, und es akzeptiert.

»Möchtest du später mal reisen?«, fragte mein Vater und überging seine andere Frage, wobei er zum Himmel hochschaute, als hätte er gerade erst bemerkt, dass er auf Entenjagd in einem Erdsitz hockte, und wäre zumindest eine Sekunde lang an dem beteiligt, was wir da machten. Sein Mantel war wieder aufgegangen, und seine schlammverschmierte Frackbrust wurde sichtbar. »Solltest du nämlich«, sagte er, bevor ich antworten konnte.

Da begann Renard Junior zu paken, er hockte sich vor seine Obstkiste und machte den Entenruf nach. Und weil er das tat, hockte ich mich vor meine, und mein Vater sah das und ging ebenfalls in die Knie, das Gesicht nach unten gewandt. Nicht lange nachdem Renard gepakt hatte, lugte ich über die Strohwand hinweg und sah zwei schwarzgefiederte Enten, die direkt vor unserem Erdsitz herflogen, flach über unsere Lockenten hinweg. Renard Junior änderte seinen Ruf zu einer Art abgebrochenem Schnattern, und sofort schwenkten die Enten seitwärts und flatterten eiligst weg von uns, fast als könnten sie rückwärts fliegen.

»Sie haben nicht aufgepasst, die haben Sie gesehen«, sagte Renard mit heiserem Flüstern. »Das weiße Gesicht.«

Neben ihm in der Hocke konnte ich seinen Atem riechen - einen Geruch nach Zigaretten und faulem Fleisch, der in seinem Mund bestimmt schrecklich schmeckte.

»Weiterpaken, verflucht, Fabrice«, sagte mein Vater darauf - schrie es eigentlich. Ich verdrehte den Hals, um ihn anzuschauen. Er war aufgesprungen, Flinte an der Schulter, der Mantel lag am Boden, so dass er im Frack dastand. Ich schaute hinaus zu unseren Attrappen und sah vier kleine Enten, die gerade die Flügel anlegten und zu der offenen Stelle glitten, die Renard im Wasser gelassen hatte. Ihre Flügel machten ein sirrendes Geräusch.

Renard Junior fing sofort wieder mit seinem Schnatterruf an, immer noch in der Hocke vor seiner Obstkiste und das

Gesicht nach unten gewandt. »Schieß sie ab, Buck, schieß sie«, rief mein Vater, und ich stand auf und legte die schwere Flinte an und schoss, ohne es eigentlich zu wollen, beide Läufe ab, zog beide Abzüge gleichzeitig durch, während mein Vater (der irgendwann nachgeladen hatte) erst den einen, dann den anderen Lauf auf die Enten abfeuerte. Die hatten das Wasser nur kurz berührt und waren schon wieder im Abflug, stiegen immer höher empor wie die anderen zuvor, rückwärts weg von uns, mit lang gestreckten Hälsen, und ihre Augen - so kam es mir jedenfalls vor, der ich noch nie eine Ente geschossen hatte - waren aufgerissen und voller Angst.

Meine gleichzeitig abgeschossenen Kugeln hatten eine von Renards Lockenten getroffen und zertrümmert. Die beiden Schüsse meines Vaters hatten anscheinend überhaupt nichts getroffen, allerdings segelte einer der grauen Papierklumpen aus den Schrot patronen herab, während die vier Enten in der Entfernung immer kleiner wurden, bis die Jäger gegenüber auf sie schossen und zwei von ihnen trafen.

»Das war ja absolut furchtbar«, sagte mein Vater. Er stand am einen Ende des Erdsitzes in seinem Frack, das blonde Haar dicht an seinen Kopf geklatscht, so dass er einem Kind ähnelte. Auf der Stelle knackte er die Flinte auf und ersetzte die verbrauchten Patronen durch zwei neue aus seiner ?racktasche. Er wirkte nicht mehr betrunken, sondern vollkommen bei der Sache und hellwach, abgesehen davon, dass er voll danebengetroffen hatte.

»Ihr habt ja geschossen wie die Omas«, sagte Renard angewidert und schüttelte den Kopf.

»Leck mich«, sagte mein Vater ruhig und schloss mit bedrohlicher Geste seine wunderschöne italienische Flinte wieder. Er weitete seine blauen Augen und kniff sie wieder zusammen, und ich glaubte einen Moment lang, er würde gleich auf Renard Junior zielen. Weißer Speichel hatte sich in einem Mundwinkel gesammelt, und sein Gesicht, eben noch so bei der Sache, war jetzt blass und feucht und empört. »Wenn ich deine Dienste für etwas anderes als Paken brauche, rede ich mit deinem Besitzer«, sagte er.

»Red erst mal mit deinem eigenen Besitzer, Schnutzi«, sagte Renard Junior, und dann schaute er mich an, hob die Augenbrauen und grinste, wobei er seine schweren Lippen vorschob, grausam und äffisch.

»Das reicht«, sagte mein Vater laut. »Das reicht jetzt aber wirklich.« Ich dachte, gleich langt er an mir vorbei und gibt Renard eine auf sein Grinsemaul. Doch er tat es nicht. Er sackte wieder auf seiner Obstkiste zusammen, Gesicht nach vorn, frisch geladene Flinte zwischen den Knieen. Die weiß-schwarzen Schuhe standen auf seinem Mantel, ruiniert. Die kleine rosa Nelke lag zerdrückt im fettigen Schlamm.

Ich hörte meinen Vater schwer atmen. Irgendetwas war passiert, nichts Gutes, aber ich wusste nicht, was. Irgendetwas war in ihm hochgestiegen, die Kraft eines plötzlichen Aufbegehrens, aber sie war erstickt worden, bevor sie nach außen dringen und sich entfalten konnte. So kam es mir jedenfalls vor. Natürlich gibt es immer einen lautlosen Zwischenschritt zwischen unseren Impulsen und unseren Handlungen. Aber ich wusste nicht, was passiert war, nur dass etwas passiert war, das konnte ich spüren. Mein Vater wirkte jetzt müde und schien nachzudenken. Renard Junior pakte nicht mehr, sondern saß nur an seinem Ende des Erdsitzes und starrte in den dunstigen Himmel, der am Horizont ein dichtes, warmes, leuchtendes Rot bekam, als brennte am äußersten Rand der Sümpfe ein Feuer. Aus den anderen Erdsitzen wurde nicht mehr geschossen. Ein kleines Flugzeug zog langsam über den Himmel. Ich hörte einen Hund bellen. Ich sah einen Fisch, der im Wasser vor dem Unterstand eine Wende machte. Ich glaubte einen Alligator zu sehen. Mücken machten sich bemerkbar, was in Louisiana niemals ungewöhnlich ist.

»Was tust du in St. Louis?«, fragte ich meinen Vater. Das wollte ich nämlich wissen.

»Tja«, sagte mein Vater nachdenklich. Er schniefte. »Golf. Ich spiele ziemlich viel Golf. Francis hat ein großes Haus gegenüber von einem wunderbaren Park. Da habe ich damit angefangen.« Er betastete seine Stirn, wo sich auf einem

schwarzen Schlammklecks eine Mücke niedergelassen hatte. Er zerrieb sie und betrachtete seine Fingerspitzen.

»Wirst du dort als Anwalt arbeiten?«

»O Gott, nein«, sagte er, schüttelte den Kopf und schniefte wieder. »Ich wurde doch hier ersucht, die Firma zu verlassen, wie du weißt.«

»Ja«, sagte ich. Er atmete jetzt leichter. Sein Gesicht wirkte ruhig. Er sah anziehend und jugendlich aus. Welches lautlose Ereignis auch immer stattgefunden hatte, es war an ihm abgeglitten, und er wirkte wieder gefasst. Ich dachte, vielleicht könnte ich darüber sprechen, dass ich nach Lawrenceville wollte. Solche Gespräche führte man doch bei der Entenjagd im Erdsitz. Obwohl es unter vier Augen sicher besser gewesen wäre, ohne Renard Junior, der mithörte. »Ich wollte dich etwas fragen...«, setzte ich an.

»Erzähl mir von der Lage an der Mädchenfront«, unterbrach mich mein Vater. »Da will ich alles wissen.«

Ich wusste, was er meinte, aber da gab es nichts zu erzählen. Ich ging auf die Militärschule, und da gab es nur andere Jungen, das war mir nichts. In Lawrenceville würde es eher etwas zu erzählen geben. Da waren Mädchen in der Nähe. »Es gibt nichts zu erzählen...«, fing ich an, und er unterbrach mich wieder.

»Ich will dir einen Rat geben.« Er rieb mit dem Zeigefinger vorn an den Läufen seiner italienischen Flinte herum. »Versuch dir immer vorzustellen, wie du dich fühlen wirst, *nachdem* du jemand gebumst hast, *bevor* du jemand bumst. Comprendes? Das ist der Schlüssel zu allem. Geschichte. Moral. Philosophie. Damit wirst du dir eine Menge Elend ersparen.« Er nickte, als wäre ihm diese Weisheit gerade eben noch mal so richtig klar geworden. »Vielleicht weißt du das ja schon«, sagte er. Er schaute über die vordere Wand des Erdsitzes hinweg, wo der Himmel in Flammen stand, dann zu mir, und dieser Blick sollte ehrlich wirken und mir wohl sagen, dass er mich mochte. »Kommt es manchmal vor, dass du im Gespräch Dinge sagst, die du absolut nicht glaubst?« Er streckte zwei Finger aus und

zupfte mir eine Mücke von der Wange. »Sag mal«, sagte er abwesend, »sag schon, sag mal.«

Ich dachte an Gespräche, die ich mit Dubinion geführt hatte, und an einige mit meiner Mutter. Das waren solche Gespräche - erinnernswert nur wegen der Dinge, die ich nicht gesagt hatte. Zu meinem Vater aber sagte ich: »Nein.«

»Dann achtest du wohl nicht besonders darauf, was opportun ist«, sagte er freundlich.

»Weiß ich nicht«, sagte ich, weil ich nicht wusste, was opportun bedeutete. Es war ein Wort, das ich noch nie hatte gebrauchen müssen.

»Nun, ich achte sehr darauf, was opportun ist. Zu sehr, glaube ich«, sagte mein Vater. Ich dachte natürlich daran, was meine Mutter von ihm hielt - dass er nicht besser war als die meisten anderen Männer. Ich nahm an, dass man so weit kam, wenn man zu sehr darauf achtete, was opportun war, und dass ich womöglich in meinem späteren Leben denselben Fehler machen würde, weil ich ihn zum Vater hatte. Aber in jenem Augenblick beschloss ich, darauf zu achten, dass ich im Leben nicht seine Fehler machen würde.

»Da ist ja noch eine Enti-Ente«, sagte mein Vater. Er betrachtete den Himmel und wirkte gedankenverloren. »Fabrice, darf ich mich bei Ihnen entschuldigen, dass ich mich so hässlich aufgeführt habe, und Sie bitten, noch einmal zu paken? Das wäre so großzügig von Ihnen. So nett.« Mein Vater lächelte Renard Junior seltsam an, der offenbar schmolzte.

Aber Renard Junior begann zu paken. Ich sah keine Ente, doch als mein Vater auf den schmutzigen Planken in die Hocke ging, wo sein beschmierter Mantel lag und alles voller leerer Patronenhülsen war, tat ich es ihm nach und senkte den Kopf. Ich konnte den Atem meines Vaters hören, seine Whiskeyfahne riechen, sah seine blassen feuchten Knöchel, die ihn unsicher auf den Planken hielten, konnte sogar seine Haare wittern, die warm und schimmlig rochen. Näher würde ich ihm nie kommen. Und ich begriff, dass das ausreichen musste, dass etwas Besseres wahrscheinlich unmöglich war.

»Wart ab, warte doch«, sagte mein Vater, auf die nassen Planken gekauert, aber nach oben schauend. Er legte seine Finger auf meine Hand, damit ich still war. Ich hatte immer noch nichts gesehen. Renard Junior imitierte den langen, schrillen, krächzenden Ruf, gefolgt von kurzen Ausbrüchen, die ihn tief in seiner Gurgel grunzen ließen, und dann kam wieder der lange Lokomotivenpfiff. »Noch nicht ganz«, flüsterte mein Vater, »noch nicht ganz. Lass sie näher rankommen.« Ich legte den Kopf schräg und drehte die Augen zur Seite, um da oben *irgendetwas* zu erkennen. »Nein«, sagte mein Vater mir ins Ohr. »Nicht nach oben schauen.« Ich holte tief Luft und atmete wieder all die Gerüche ein, die von meinem Vater kamen. Und dann sagte Renard Junior: »Los jetzt, meine Güte! Macht schon! Schießt doch. Schießt endlich. Worauf wartet ihr noch?«

Da stand ich einfach auf, ohne zu wissen, was ich sehen würde, und riss meine Flinte an die Schulter, bevor ich richtig hinsah. Und was ich sah, was da tief über die Lockenten wegflieg, den Kopf zur Seite gewandt und nach unten auf das braune Wasser spähend, war eine einsame Ente. In dem dunstversengten Morgenlicht konnte ich den grünen Kopf und die dunklen Kugelaugen erkennen und die sirrenden Flügel hören. Ich glaube kaum, dass sie mich sah oder meinen Vater und Renard Junior rufen hörte: »Schieß, schieß, o Gott, jetzt schieß doch, Buck!« Denn als mein Gesicht und mein Flintenlauf über der Vorderwand des Erdsitzes auftauchten, veränderte die Ente nicht ihren Kurs oder begann mit dem Rückwärts-Aufwärts-Manöver, das ich schon gesehen hatte und durch das sich Enten offenbar zu retten pflegten. Sie schaute einfach weiter nach unten und flog langsam dahin und machte ihre Geräusche in der geröteten Luft über dem Wasser und über uns allen.

Und als ich die Ente über meinen Flintenläufen entdeckte, riss ich die Augen weit auf, denn so schießt man mit dieser Art Flinte, das wusste ich, und dabei dachte ich: Es ist nur eine einzige Ente. Vielleicht kommen danach keine mehr. Was bringt schon eine abgeschossene Ente? In meinen Träumen waren die Enten zu Hunderten herumgeflogen, und mein Vater und ich

schössen sie, dass sie nur so vom Himmel regneten, und es war vollkommen egal, wie viele, weil wir es zusammen machten. Aber das hier sollte ich allein tun, und eine einzelne Ente erschien mir falsch, als nähme sie eine Bedeutung an, die hundert Enten nicht hätten annehmen können, jedenfalls wenn ich derjenige war, der sie schoss. Was tat ich also? Ich schoss nicht und senkte meine Flinte.

»Was ist los?«, sagte mein Vater vom Boden aus, direkt unter mir, immer noch auf allen vieren in seinem ruinierten Frack, das Gesicht nach unten gewandt, in Erwartung meines Schusses. Die einsame Ente war jetzt an uns vorbei und außer Reichweite.

Ich sah zu Renard Junior, der auf seiner Obstkiste saß, klein genug, um nicht kauern zu müssen. Er schaute mich an und zog ein seltsames Gesicht, wie ich es noch nie gesehen hatte und auch nie vergessen werde. Er lächelte und klapperte in schneller Folge mit den Augenlidern, dann erhob er beide Hände, die Handflächen bis zur Höhe seiner Augen, als erwartete er, dass etwas auf sie niederstürzte. Ich weiß nicht, was diese Geste bedeutete, obwohl ich oft darüber nachgedacht habe - manchmal mitten in der Nacht, wenn ich nicht schlafen kann. Hohn, denke ich; oder vielleicht hieß es nur, dass er nicht begriff, warum ich die Ente nicht geschossen hatte, und eine Antwort von mir erwartete. Oder vielleicht war es noch etwas anderes, ein Zeichen, dessen Bedeutung ich nie ergründen werde. Fabrice war ein merkwürdiger Mann. Da würde keiner widersprechen.

Mein Vater hatte sich inzwischen auf seine schlammigen Füße gerappelt, wenn auch mühevoll. Er legte seine Flinte an und schoss einmal auf die Ente, die nur noch ein winziger Fleck am Himmel war. Und natürlich holte er sie nicht herunter. Er starrte eine Weile, Flinte an der Schulter, bis der kleine Flügelfleck verschwunden war.

»Was zum Teufel ist passiert?«, fragte er, sein Gesicht rot vom Kauern und plötzlichen Aufstehen. »Warum hast du die Ente nicht geschossen?« Er hielt sich mit einer Hand an der Seitenwand des Erdsitzes fest, und sein Mund hatte sich zu

einer Grimasse geöffnet. Ich konnte seine weißen Zähne sehen. Er wirkte, als müsste er gleich umfallen. Schließlich war er immer noch betrunken. Sein blondes Haar glänzte in dem dunstigen Licht.

»Ich war nicht nah genug dran«, sagte ich.

Mein Vater drehte sich um und schaute zu den Lockenten, als könnten die etwas beweisen. »Nicht nah genug dran?«, wiederholte er. »Ich hab doch den Flügelschlag der verdammten Ente gehört. Wie nah brauchst du's denn? Du hast doch eine Flinte.«

»Du hast sie überhaupt nicht gehört«, sagte ich.

»Nicht gehört?«, sagte er. Er hob seine Augen von meinem Gesicht und entdeckte Renard Junior hinter mir. Sein Mund nahm einen eigenartigen Ausdruck an. Der Ärger verließ seine Züge, und plötzlich schaute er amüsiert drein, die feuchten Mundwinkel enthüllten ein kleines flackerndes Lächeln, das ganz bestimmt Verächtlichkeit ausdrückte, da war ich mir sicher, weil ich im entscheidenden Moment versagt und einen Fehler gemacht hatte, also nicht so ernst genommen werden müsste. Und dies von einem Mann, der meine Mutter und mich unserem Schicksal überlassen hatte, während er sich würdevoll und schamlos vergnügte, außer Sichtweite aller, die ihn kannten.

»Du weißt überhaupt nichts«, sagte ich plötzlich. »Du bist doch nur...« Ich weiß nicht, was ich sagen wollte. Etwas Schreckliches und Verletzendes. Etwas, das ihm einen Schlag versetzen sollte und das mir immer Leid getan hätte. Deshalb sagte ich nichts mehr, sprach nicht zu Ende. Obwohl ich das für mich tat, denke ich heute, nicht für ihn - damit ich nicht noch mehr bedauern musste als ohnehin schon. Mir war eigentlich egal, was mit ihm passierte, ehrlich gesagt. War es und ist es.

Und dann sagte mein Vater, immer noch das Lächeln auf seinen attraktiven Lippen: »Na komm, mein Junge. Du musst noch ein bisschen erwachsen werden, wie ich sehe.« Er streckte eine Hand aus und legte sie in meinen Nacken, der steif war vor Wut und Hass. Und da er das offenbar nicht

bemerkte, zog er mich zu sich und küsste mich auf die Stirn und legte seine Arme um mich und hielt mich so lange fest, bis vorbei war, was immer er dachte, und es Zeit wurde, zum Steg zurückzufahren.

Nach diesem Morgen, Dezember 1961 auf dem Grand Lake, lebte mein Vater noch dreißig Jahre. Wie immer man es rechnen will, er lebte danach noch ein ganzes Leben. Ich bin nicht interessiert an dem Warum und Warum-nicht dessen, was er tat und nicht tat, oder an der Frage, warum mir dieser Tag so vorkam, als hätte er mein Leben verändert, weil es ganz sicher nicht so war. Mein Leben hatte sich längst verändert. An diesem Morgen wurden nur bestimmte Gegebenheiten, die ich von nun an erleben würde, zum ersten Mal klarer. Wie mein Vater bin ich Rechtsanwalt geworden. Das Recht ist eine Berufung, und sein Ruf lehrt dich, dass das Leben meist aus Anpassungen besteht, aus Setzungen und Neusetzungen, die wir durchführen, damit sich Ereignisse, die sich außerhalb unserer Kontrolle befinden und die wir eigentlich auch gar nicht hätten kontrollieren wollen, erträglich gestalten lassen. Das gilt vor allem für Situationen der Versuchung, so wie ich sie, einen Moment lang, in dem Erdsitz bei der Entenjagd erlebte oder immer dann in den letzten dreißig Jahren, wenn ich mir um meinen Vater Sorgen machte oder mich über ihn ärgerte, oder sogar jetzt, wenn ich einen Mann sehe, der mich an ihn erinnert, während er irgendein Gebäude in seinem Seersucker-Anzug und einer grellen Fliege betritt. Dann bemühe ich mich immer wieder um die Erkenntnis, dass ich am besten loslassen sollte, dass ich mit meiner Wut ganz allein bin und dass es keine Wiedergutmachung gibt. Man wünscht sie sich. Manchmal kann man im Leben fast nichts anderes sehen als den Wunsch nach Wiedergutmachung. Als Rechtsanwalt, dessen Vater Rechtsanwalt war und dessen Großvater auch, weiß ich das. Und ich weiß genauso, dass ich besser daran täte, keine zu erwarten.

Der Vollständigkeit halber und weil ich ihn nie wieder sah:  
Mein Vater fuhr zurück nach St. Louis und begab sich wieder

unter den Einfluss von Dr. Carter, der meines Erachtens ein ebenso starker Charakter war wie mein Vater ein schwacher. Sie lebten eine Zeit lang weiter dort, bis Dr. Carter seine Praxis ganz aufgab, wie ich hörte. Dann verließen sie Amerika und gingen zunächst nach Paris und danach in ein helles weißes Stuckhaus bei Antibes, das ich tatsächlich einmal zu sehen bekam, allerdings vollkommen zufällig, bei einem Abstecher auf einer Geschäftsreise. In dem Augenblick, als ich davor stand, Wusste ich irgendwie, dass dies seine Bleibe gewesen sein musste, als hätte ich es geträumt - konnte dann aber nicht schnell genug wieder fortkommen, obwohl sie beide längst tot und begraben waren.

Eines Tages Anfang der siebziger Jahre entdeckte ich in unserer Zeitung ein Bild auf der Gesellschaftsseite, auf dem mein Vater in einer Gruppe lächelnder, gut aussehender Männer mit Kurzhaarschnitt stand, wieder mal im Frack, mit irgendwelchen albernen roten Schärpen und mit Champagnergläsern in der Hand. Sie waren Männer über fünfzig, die nach ihrem Lächeln zu urteilen alle unbedingt jünger sein wollten.

Als ich dieses Bild sah, fiel mir wieder ein, dass ich an den Tagen, nachdem mein Vater mit mir in den Sümpfen gewesen war und die Dinge kein allzu glückliches Ende genommen hatten, eines der wenigen Male in meinem Leben betete, genauer gesagt, zum letzten Mal. Eine Weile betete ich ziemlich inbrünstig und trotz allem darum, dass er zu uns zurückkehren möge, damit unser Leben wieder so würde, wie es früher gewesen war. Und dann betete ich, er möge sterben, und zwar so, dass ich es nie erfahren würde und die Erinnerung an ihn keine Erinnerung mehr wäre, alles einfach ausgeradiert. Nicht lange danach starb meine Mutter einen ziemlich plötzlichen, sinnlosen und unglücklichen Tod, und viele Leute, auch ich, gaben ihm die Schuld daran. Im Lauf der Zeit kam mein Vater öfters nach New Orleans, so als wären wir einander nie begegnet.

Die Erinnerung war also nicht ausgeradiert. Und doch glaube ich, da ich es jetzt erzählen kann, bin ich über sie

hinausgekommen, zu einem Leben, das besser wurde, als man es hätte erwarten können. Natürlich sehe ich mein Leben zum Teil als einen Überrest all dessen, was meine Eltern riskiert und vergeudet und übersehen haben. Manchmal drängt sich einem das Bewusstsein von den vielen Querverbindungen im Dasein förmlich auf, aber wahrscheinlich ist das nicht immer so. Wie dem auch sei, man kann es überstehen. Ich bin der Beweis dafür, auch deshalb, weil ich mir seit dieser Zeit mein Leben nie mehr anders vorgestellt habe, als es ist.

## WIEDERSEHEN

Als ich Mack Bolger sah, stand er unten an der Marmortreppe, die Reisende und Passanten zur Galerie der Haupthalle der Grand Central Station bringt und wieder zurück. Es war letztes Jahr vor Weihnachten, als das Wetter so warm und verwässert daherkam, dass von Adventsstimmung kaum die Rede sein konnte.

Ich nahm eine Abkürzung durch den Bahnhof, wie ich es oft auf dem Heimweg vom Verlagsbüro auf der 41. Straße tue. Genauer gesagt, war ich unterwegs zu Billy's, um mich dort mit einer neuen Freundin zu treffen. Es war vier Uhr an einem Freitag, und in dem großen Bahnhof wimmelte es von lauter Mitmenschen, die, beladen mit Gepäck und wertvollen Paketen, irgendwohin rannten, Abschiede und Begrüßungen wurden gebrüllt, man winkte, umarmte und packte einander voller Vergnügen. Andere standen allerdings nur herum, wie auch Mack Bolger, der, als ich ihn sah, eher ausdruckslos auf die Massen starrte, als hätte ihn aus irgendeinem Grund einer versetzt. Mack ist ein großer, gut aussehender, kräftig gebauter Mann, der immer ein bisschen über allem zu stehen scheint. Er trug einen langen, wie angegossen passenden Gabardinemantel aus dunkelolivgrünem Köper - teurer Mantel, dachte ich, italienisch. Seine braunen Schuhe waren auf Hochglanz poliert; seine Hosenbeine fielen in genau der richtigen Länge darauf. Und da er keinen Hut trug, wirkte er noch größer, als er tatsächlich ist - vielleicht einsneunzig. Die

Hände steckten in den Manteltaschen, das glatte Kinn hielt er etwas erhoben, wie es ein Mann im mittleren Alter leicht tut, und es schien, als käme er sich dort äußerst auffällig vor. Vorn wurde sein Haar etwas schütter, aber es war sorgfältig geschnitten, und er war braungebrannt, wodurch sein eckiges Gesicht und die markante Stirn schwer wirkten, fast künstlich, als wäre der Mann, den ich sah, gar nicht Mack Bolger, sondern eine gut aussehende Puppe, genau dorthin gestellt, um meine Aufmerksamkeit zu erregen.

Vor anderthalb Jahren hatte ich eine Zeit lang etwas mit Macks Frau gehabt, Beth Bolger. Seltsamerweise - aber nur, weil alle Ereignisse, die sich außerhalb New Yorks abspielen, den New Yorkern seltsam und kurios unwirklich vorkommen - hatte unsere Affäre sich in St. Louis zugetragen, jener weitgehend übersehbaren Backstein-Abstraktion, die weder Westen noch Mittlerer Westen ist, weder Süden noch Norden; die Stadt, die in der Mitte verloren gegangen ist, so sehe ich sie. Ich habe es immer interessant gefunden, dass hier nicht nur T. S. Eliot seine Jungenzeit verbrachte, sondern auch, lediglich fünfundachtzig Jahre früher, die Expansion nach Westen ihren Anfang nahm. Ein Ort, von dem die Welt gar nicht schnell genug wegkommen kann, nehme ich an.

Was zwischen Beth Bolger und mir ablief, ist kaum die Worte wert, die es brauchte, um alles wegzuerklären. Von jeder anderen Warte als der meinen aus gesehen, war es ein ganz gewöhnlicher Ehebruch - kühn und aufregend; dann, nach kurzer Zeit, sobald wir den Kontinent ein paar Mal überquert und so vielen Menschen wie möglich Unglück, Peinlichkeit und Kummer gebracht hatten, wurde es enttäuschend und würdelos und am Ende geradezu katastrophal für alle Beteiligten. Da es die Wahrheit ist, Mack Bolgers unangenehmes Dilemma noch verkomplizierte und ihn außerdem sympathischer dastehen lässt, will ich noch hinzufügen, dass er mir irgendwann gegenübergetreten musste (und Beth gleich mit), in einem Hotelzimmer in St. Louis - in einer hübschen, anmutigen alten Scheune namens The Mayfair -, was dazu führte, dass ich was auf die Nase kriegte, keine große Sache, und dann in die

ausgestorbene Innenstadt gescheucht wurde, an einem warmen, schwülen Samstagnachmittag, ohne die geringste Ahnung, was ich tun sollte, und am Ende saß ich auf dem Flughafen von St. Louis und wartete stundenlang auf den Mitternachtsflug zurück nach New York. Neben meiner Würde blieb dabei ein brauner Seidenschal von Hermes mit Troddeln auf der Strecke, den mir meine Mutter 1971 zu Weihnachten geschenkt hatte; für sie gehörte dieses Geschenk damals zu den schönsten Dingen, die sie je gesehen hatte, genau das Richtige für einen Mann, der gerade seine Laufbahn als Verlagslektor begann. Ich bin froh, dass sie nicht mehr erfahren musste, dass ich ihn verlor und wie es geschah.

Beth Bolger sah ich übrigens auch nicht wieder, abgesehen von einem Glas, sorgenvoll und bitter, das wir im letzten Frühling zusammen im Theater District tranken; eine nervöse, unbehagliche Verabredung, zu der wir uns irgendwie verpflichtet fühlten und nach der ich mich über die 47. Straße trollte und dachte, das ganze Leben sei ein trauriges Durcheinander, während Beth sich in *Der Eismann kommt* davomachte, das gerade am Broadway lief. Seit wir damals auseinander gingen, haben wir uns nicht mehr gesehen, und wie gesagt, mehr zu erzählen wäre die Worte nicht wert.

Als mir allerdings Mack Bolger in der überfüllten, festlichen, weihnachtlich geschmückten Halle von Grand Central ins Auge fiel, ziemlich geistesabwesend dreinschauend, aber doch eindeutig er, so weit von der Mitte des Landes entfernt, da überkam mich ein plötzlicher und merkwürdiger Impuls - nämlich direkt durch das strudelnde Meer der Reisenden zu schreiten und ihn anzusprechen, so wie man einen flüchtigen Bekannten ansprechen würde, dem man überrascht, aber nicht ungern begegnet. Und nicht um irgendetwas Besonderes kundzutun oder in Gang zu setzen (etwas klarzustellen oder wieder gutzumachen zum Beispiel), sondern nur um ein Ereignis zu schaffen, wo vorher keins war. Kein unangenehmes oder provokatives. Schlicht einen Moment ohne Dimension und Widerhall, einen Kontakt, der in jeder anderen Hinsicht unwichtig war. Das Leben bietet solche Momente selten genug

- wo es ansonsten vom Vorhersagbaren und Obligaten so aufgebraucht wird.

Ich wusste einiges über Mack Bolger und sein Leben, seit wir damals halbwegs gewalttätig im Mayfair zusammengestoßen waren. Beth hatte es mir bei unserem erbärmlichen Treffen in der Espalier Bar im April nur zu gern erzählt. Unsere - also Beths und meine - Affäre war natürlich nur eine Facette des langen Verfalls und Niedergangs ihrer Ehe. Das war mir immer klar gewesen. Es gab zwei Kinder, und Mack hatte sich panisch darum bemüht, die Familie zusammenzuhalten, um ihr Wohlergehen und ihre Zukunft nicht zu gefährden; Beth arbeitete als Porträtfotografin, zu Hause, hatte aber Sehnsucht nach der großen weiten Welt außerhalb von University City/ St. Louis - und zwar in der schlimmsten Weise. Deshalb war sie grundsätzlich unzufrieden mit allem in ihrem Leben. Nach meinem abrupten Abgang zog sie zu Hause aus, nahm sich eine Wohnung in der Nähe vom Gateway Arch und, für eine Zeit lang, einen weitaus jüngeren Geliebten. Macks Anteil an den Neuerungen bestand darin, seinen Angestelltenposten bei einer großen Firma für landwirtschaftliche Produkte aufzugeben, das Priesterstudium zu erwägen, Missionarsarbeit im Senegal oder in Französisch-Guyana zu erwägen und sich vorübergehend auch eine junge Geliebte zu nehmen. Eins der Kinder war wegen Ladendiebstahls festgenommen, das andere von der Brown University aufgenommen worden. Über Monate gab es nächtelange Auseinandersetzungen, einige davon kämpferisch, andere liebevoll und erkenntnisreich, wieder andere verächtlich von beiden Seiten. Bis alles, was gesagt, ausgedrückt oder gedroht werden konnte, gesagt, ausgedrückt und gedroht worden war, woraufhin ein Waffenstillstand erzielt wurde: Sie blieben beide in ihrem Vorstadthaus, hatten getrennte Tagespläne, trafen sich mit neuen und anderen Freunden, aßen gelegentlich zusammen zu Abend, gingen in die Oper, ja schliefen sogar gelegentlich miteinander, hatten aber wenig Hoffnung (Beth jedenfalls nicht), dass die Dinge besser würden als zur Zeit unseres freudlosen Treffens und des O'Neill-Stücks.

Damals ging ich davon aus, dass Beth sich noch am selben Abend mit jemand anderem treffen würde, also jemanden in New York hatte, für den sie sich interessierte, und hatte keinerlei Problem damit.

»Ist doch komisch, oder?«, sagte Beth und strich mit ihrem langen, nahezu reinweißen Finger fast über die Oberfläche ihres Kir Royal, wobei sie nicht mich, sondern den Glasrand anstarre, dessen gläserne Grenze beinahe von der rosa Flüssigkeit überschritten wurde. »Für kurze Zeit waren wir einander so nah.« Sie hob die Augen zu mir und lächelte fast mädchenhaft. »Du und ich, meine ich. Jetzt habe ich das Gefühl, ich würde all das einem alten Freund erzählen. Oder meinem Bruder.«

Beth ist eine aufgeschossene, blasse, großknochige, aschblonde Frau, die Zigaretten raucht und deren Haare ihr oft in die Augen hängen wie bei den Glamourgirls aus dem Hollywood der vierziger Jahre. Das kann attraktiv sein, sieht aber oft so aus, als würde sie ihre eigenen Gespräche belauschen.

»Tja«, sagte ich, »schon in Ordnung, dieses Gefühl.« Ich schickte ihr das Lächeln über den kleinen runden Cafétisch mit der schwarzen Platte zurück. War es ja auch. Ich hatte weitergelebt. Wenn ich auf das zurückschaute, was wir getan hatten, sah ich darin - abgesehen von der eigentlichen Bettgeschichte - keinen besonderen Grund zur Freude oder zum Resümee, es sei die Erfahrung wert gewesen. Aber ungeschehen machen konnte ich es auch nicht. Ich glaube nicht, dass man die Vergangenheit reparieren kann, nur überwinden. »Manchmal sehnt man sich bei so was doch nur nach Freundschaft«, sagte ich. Obwohl, ich geb's zu, geglaubt habe ich daran eigentlich kein bisschen.

»Mack ist wie ein Hund, weißt du«, sagte Beth und schnippte sich die Haare aus den Augen. An ihn dachte sie. »Ich gebe ihm einen Tritt, und er will mir irgendwas bringen. Lächerlich. Er interessiert sich jetzt sehr für tantrischen Sex, was immer das ist. Hast du eigentlich eine Ahnung, was das ist?«

»Ich höre eigentlich gar nicht gern, wie du redest«, sagte ich dumm, obwohl es stimmte. »Es klingt so grausam.«

»Du hast bloß Angst, dass ich dasselbe von dir sagen könnte, Johnny.« Sie lächelte und berührte ihre Lippen mit einer feuchten Fingerspitze, wunderbare Lippen.

»Angst«, sagte ich. »Angst ist wirklich nicht das richtige Wort, oder?«

»Na, dann was immer das richtige Wort ist«, Beth guckte schnell weg und winkte dem Kellner wegen der Rechnung. Sie konnte nicht damit umgehen, wenn man nicht ihrer Meinung war. Es erschreckte sie immer.

Aber das war alles. Wie ich schon sagte, unser Treffen war unbefriedigend.

Mack Bolgers blassgraue Augen sahen mich schon viel früher auf ihn zukommen, als ich erwartet hatte. Wir waren einander nur zweimal begegnet. Einmal bei der schicken Cocktailparty eines Autors, dem ich ein Buch abringen musste, weshalb ich extra nach St. Louis gekommen war. Bei der Gelegenheit hatte ich Macks Frau kennen gelernt. Und das andere Mal im Mayfair Hotel, als ich albernerweise versucht hatte, ihm einen Swinger zu verpassen, worauf er mich gegen die Wand geschubst und mir mit dem Handrücken ins Gesicht geschlagen hatte. Vielleicht vergisst man die Leute nicht, denen man eine reinhaut. Das wird dann ihr Platz in deinem Leben. Ich für meinen Teil finde es schwer, Menschen wiederzuerkennen, wenn sie nicht dort sind, wo sie hingehören, und Mack Bolger gehörte nach St. Louis. Natürlich war er eine Ausnahme.

Macks Blick blieb an mir hängen, glitt weiter, schweifte unbehaglich über die Menge und fand mich wieder, während ich näher kam. Sein großes gebräuntes Gesicht nahm einen Ausdruck steinerner Nichtüberraschung an, als hätte er gewusst, dass ich irgendwo auf dem Bahnhof war, und zwischen uns hätte bereits eine Form der Kommunikation begonnen. Obwohl, wenn überhaupt, sah sein Gesicht eher resigniert aus - mir gegenüber, den Situationen gegenüber, die

einem die Welt aufdrängt, sich selbst gegenüber. Resignation war eigentlich das, was wir gemeinsam hatten, auch wenn es keiner von uns hätte benennen können. Und so empfand ich beim Näherkommen unerwartet Mitgefühl für ihn - weil er mich jetzt sehen musste. Und hätte ich gekonnt, ich hätte kehrtgemacht, wäre auf der Stelle fortgegangen und hätte ihn in Ruhe gelassen. Aber ich tat es nicht.

»Ich habe Sie gerade entdeckt«, sagte ich aus der Menschenmenge heraus, drei Meter eher als geplant. Meine Stimme ist nicht laut, so dass die theatralisch nasale männliche Stimme, die die Ankunft aus Poughkeepsie auf Gleis 34 ankündigte, sie wohl übertönte.

»Wollten Sie mir etwas Bestimmtes mitteilen?«, fragte Mack Bolger. Seine Augen schossen wieder durch die Gewölbehalle, wo Weihnachtseinkäufer und überladene Passagiere in allen Richtungen durcheinander liefen. In diesem Moment fiel mir - mit Schrecken - ein, dass er bestimmt auf Beth wartete und dass ich gleich ihr und Mack zusammen gegenüberstehen würde, fast wie in St. Louis. Mein Herz schlug zwei abrupte Schläge tief in meiner Brust, dann schien es eine Sekunde lang ganz stehen zu bleiben. »Wie geht es Ihrem Gesicht?«, fragte Mack unbeteiligt, immer noch die Menge absuchend. »Ich hab Sie doch nicht zu schlimm verletzt, oder?«

»Nein«, sagte ich.

»Sie haben sich einen Schnurrbart wachsen lassen.« Seine Augen zuckten nicht zu mir.

»Ja«, sagte ich, obwohl ich es vollkommen vergessen hatte und mich aus irgendeinem Grund dafür schämte, als sähe ich damit lächerlich aus.

»Na«, sagte Mack Bolger. »Gut.« Seine Stimme klang so, als spräche er auf der Post in der Schlange zu seinem Nebenmann, einem Menschen, den er nie wieder sehen würde. Aber in seiner Stimme lag auch, kaum merklich, eine Spur von - *Saftigkeit*, wie man früher dazu sagte, etwas Feuchtes in seinen Backen, geringfügig und hartnäckig, das man seinen S und F anhörte. Schade, es nahm ihm einen Gutteil seiner ernsten

Ausstrahlung. Bislang war mir das noch nicht aufgefallen, in den wenigen überhitzten Momenten, als wir miteinander hatten reden müssen.

Mack sah mich wieder an, die Hände in den teuren italienischen Manteltaschen, der Mantel hatte schwere dunkle Hornknöpfe und lange breite Aufschläge. Zu modisch für ihn, dachte ich, dafür ist er viel zu solide. Mack und ich waren fast gleich groß, aber er war in jeder Hinsicht breiter und schien auf mich herabzuschauen - es hatte irgendwie damit zu tun, wie er das Kinn hochreckte. Fast das Gegenteil von Beths Blick, wenn sie mich ansah.

»Ich wohne jetzt hier«, sagte Mack, ohne wirklich zu mir zu sprechen. Ich bemerkte, dass er lange dunkle, fast feminine Wimpern hatte und kleine, perfekt geformte Ohren, die sein neuer Haarschnitt vorteilhaft freilegte. Er war vielleicht vierzig - jünger als ich - und sah am ehesten nach einem Berufsoffizier aus. Einem Major. Ich dachte an einen Brief, den mir Beth gezeigt hatte, von Mack an sie, darin stand der Satz: »Ich will dich überall küssen. Jawohl. Alles Liebe, Macklin.« Beth hatte die Augen verdreht, als sie ihn mir zeigte. Bei einer anderen Gelegenheit hatte sie mit Mack telefoniert, während wir zusammen nackt im Bett lagen. Auch dabei hatte sie andauernd die Augen verdreht, egal, was er sagte - es ging, wie ich mitbekam, um irgendwelche Schwierigkeiten, die er bei der Arbeit hatte. Einmal fingen wir sogar mit dem Sex an, während sie mit ihm sprach. Ich konnte seine kleine, summende, schmollend klingende Stimme hören. Aber das war jetzt vorbei. Alles, was Beth und ich getan hatten, war vorbei. Nur das hier war übrig - ein paar Augenblicke in der großen Bahnhofshalle, die mir aber trotz allem korrekt, robust, fast klassisch vorkamen, so als zählte allein dieses Später, und die damit verbundenen früheren, vorübergehend leidenschaftlichen, aber jetzt fernen Situationen hätten es lediglich vorbereitet.

»Haben Sie eine Wohnung gekauft?«, fragte ich und spürte, wie mit einem Mal eine große Leere in mir aufbrach, die sich schnell ausbreitete. Was für eine alberne Bemerkung.

Macks Augen ruckten zu mir, und seine ungerührte Miene, der ich einen Sinn unterlegt hatte - Resignation - , nahm allmählich einen anderen Ausdruck an. Ich merkte das an einem kleinen Spalt, der auf seinem Kinn erschien.

»Ja«, sagte er und ließ seinen Blick auf mir ruhen.

Die Menschen schoben sich an uns vorbei. Um mein Gesicht schwiebte das schwere, warm wirkende Parfüm einer Frau. Musik setzte in der Rotunde ein und gab dem Augenblick etwas Erstickendes, Lärmendes: *Morgen, Kinder, wird's was geben...*

»Ja«, sagte Mack Bolger erneut, emphatisch, spuckte die Worte zwischen seinen großen, geraden, weißen, nahezu makellosen Zähnen hervor. Er war auf einer Farm in Nebraska aufgewachsen, mit einem Football-Stipendium auf ein kleines College in Minnesota gegangen, hatte dann einen BWL-Abschluss in Wharton gemacht und sich etwas aufgebaut. Dieses ganze Leben, diese Erfahrung kam jetzt ins Spiel, in Form von Selbstkontrolle und Würde. Seltsam, dass ihn jemand als Hund bezeichnen konnte, denn das war er überhaupt nicht. Er war überaus bewundernswert.

»Ich habe eine Wohnung an der Upper Hast Side gekauft«, sagte er und klappte sehr schnell mit den Augenlidern. »Ich bin im September ausgezogen. Ich habe eine neue Arbeit. Ich lebe allein. Beth ist nicht hier. Sie ist in Paris, wo es ihr dreckig geht - hoffe ich jedenfalls. Wir lassen uns scheiden. Ich warte auf meine Tochter, die vom Internat kommt. Reicht das? Könnte Ihnen das reichen? Befriedigt es Ihre Neugier?«

»Ja«, sagte ich. »Natürlich.« Mack war nicht wütend. Er war vielmehr... etwas, bei dem Wut nicht mitspielte oder jedenfalls seit langem nicht mehr, etwas wie Erschöpfung, wo die Worte, die man sagt, die einzigen wahren Worte sind, die man sagen kann. Ich glaube nicht, dass ich je in dieser Situation war. Für mich gab es immer eine Wahl.

»Verstehen Sie mich?« Mack Bolgers dicke Sportlerstirn runzelte sich, als musterte er ein Wesen, das er nicht recht verstand, irgendeine Missgeburt, was ich vielleicht ja war.

»Ja«, sagte ich. »Entschuldigen Sie.«

»Na dann«, sagte er und wirkte peinlich berührt. Er sah weg, über die Menschenmenge aus wimmelnden Köpfen und Gesichtern, als hätte er gespürt, dass sich jemand näherte.

Ich schaute dorthin, wo er hinzuschauen schien. Doch niemand näherte sich. Keine Beth und keine Tochter. Niemand. Vielleicht, dachte ich, war das alles eine Lüge, oder vielleicht hatte ich sogar einen Augenblick lang das Bewusstsein verloren, und das war gar nicht Mack Bolger, und ich träumte das alles.

»Meinen Sie, Sie könnten jetzt irgendwo anders hingehen?«, sagte Mack. Sein großes braun gebranntes, attraktives Gesicht schaute bittend und erschöpft drein. Einmal hatte Beth gesagt, Mack und ich sähen uns ähnlich. Aber das taten wir nicht. Das war nur ihre Fantasie gewesen. Ohne mich noch einmal richtig anzuschauen, sagte er: »Es fiele mir schwer, Sie meiner Tochter vorzustellen. Das können Sie sich doch denken.«

»Ja«, sagte ich. Ich sah mich wieder um, und diesmal entdeckte ich ein hübsches blondes Mädchen, das in der Menge stand und uns aus einigen Schritten Entfernung beobachtete. Sie hielt einen roten Nylonrucksack an den Trägern. Irgendetwas ließ sie auf Abstand bleiben. Womöglich ein Zeichen ihres Vaters, nicht herzukommen. »Natürlich«, sagte ich. Und durch mein Sprechen brachte ich das Gesicht des Mädchens irgendwie dazu, in ein breites Lächeln auszubrechen, ein Lächeln, das ich wiedererkannte.

»Hier ist nichts passiert«, sagte Mack unerwartet zu mir, obwohl er zu seiner Tochter starzte. Er hatte aus der Tasche seines Mantels eine kleine weiße Schachtel gezogen, verpackt und mit einer roten Schleife geschmückt.

»Wie bitte?« Die Menschen umwirbelten uns lärmend. Die Musik schien lauter geworden zu sein. Ich war im Gehen, aber vielleicht hatte ich ihn falsch verstanden, dachte ich. »Ich habe Sie nicht verstanden«, sagte ich. Ungewollt lächelte ich.

»Heute ist nichts passiert«, sagte Mack Bolger. »Sie brauchen nicht zu glauben, hier wäre irgendwas passiert. Zwischen Ihnen und mir, meine ich. *Nichts* ist passiert. Ich bedaure, dass ich Ihnen jemals begegnet bin, das ist alles. Ich bedaure, dass ich Sie jemals anfassen musste. Ihretwegen schäme ich mich.« Immer noch diese unglückliche feuchte Aussprache beim S.

»Tja«, sagte ich. »Na gut. Das kann ich verstehen.«

»Ach so?«, sagte er. »Sehr gut, das ist sehr gut.« Dann ging Mack einfach weg und sagte etwas zu dem blonden Mädchen, das lächelnd in der Menge stand. Und zwar: ›Wowee, Jungejunge, siehst du aber um-wer-fend aus!‹«

Und ich ging weiter Richtung Billy's, zu meinem neuen Arrangement, das mich bis zum Abend beschäftigen würde. Bezogen auf die Verbindung zwischen den Situationen hatte ich mich natürlich geirrt: was vorbereitend und was vorrangig war. Diesen Fehler würde ich nicht wieder machen. Ich konnte zu gar nichts, was ich getan hatte, stehen. Und obwohl das hier eine so große Stadt war, viel größer als, sagen wir, St. Louis, wusste ich, dass ich ihn nie wieder sehen würde.

## **WELPE**

**D**er letzte Frühling hatte gerade begonnen, da setzte jemand einen Welpen bei uns hinten in den Garten und holte ihn nicht wieder ab. Damals musste ich jede Woche hoch nach St. Louis pendeln, und meine Frau engagierte sich intensiv beim Aids-Marathon, der ironischerweise mit dem jährlichen Steuer-Stichtag in New Orleans zusammenfällt; meistens gibt er Anlass für viele Unstimmigkeiten, die aber durch guten Willen und Hingabe unweigerlich früher oder später überwunden werden.

Ich erwähne das als Erstes, um zu erklären, warum unser Haus oft tagsüber leer war, was es demjenigen, der den Welpen bei uns aussetzte, leicht machte. Wir wohnen im begehrten historischen Viertel in einem Eckhaus. Es ist groß und alt und auffällig - typisch fürs French Quarter -, und das Gartentor liegt ein ganzes Stück von der Hintertür entfernt, die durch dichte Ligusterbüsche sichtgeschützt ist. Kein Problem, einen Welpen über das Eisengitter zu setzen und sich unbemerkt davonzuschleichen, und genau das hatte derjenige genutzt.

»Das waren diese Halbstarken«, sagte meine Frau und verschränkte die Arme. Sie stand mit mir an der Terrassentür und starre den Welpen an, der auf dem Backsteinweg hockte und uns mit unverschämter Neugier anstarnte. Er war klein und

hatte glänzendes kurzes Drahthaar, zum größten Teil weiß, mit ein paar schwarzen Dreiecken auf der Seite. Im Stehen reckte er seinen Schwanz hellwach in die Höhe, was darauf schließen ließ, dass vielleicht mal ein Pointer im Stammbaum gewesen war. Ich schätzte ihn auf drei Monate, ohne genau zu wissen, wieso, obwohl seine Beine lang waren und seine Füße größer, als man erwartet hätte. »Die hier im Viertel rumlaufen und lauter Schwarz tragen«, sagte Sallie. »Wie auch immer man die nennt. Überall durchstochen und lächerlich. Sie hocken in den Hauseingängen. Immer einen Hund am Seil dabei.« Sie tippte mit einem Fingernagel an die Fensterscheibe, um die Aufmerksamkeit des Welpen wieder auf sich zu ziehen. Er hatte angefangen, sich ausgiebig hinterm Ohr zu kratzen, hielt aber inne und richtete seine dunklen kleinen Augen erneut auf die Tür. Er hatte einen roten Kehrbesen aus Plastik unter der Hintertreppe hervorgezerrt, und der lag jetzt mitten im Garten. »Wir müssen ihn loswerden«, sagte Sallie. »Armes Ding. Diese verdammt Kids haben ihn satt. Und haben ihn bei uns abgeladen.«

»Ich werde versuchen, ihn unterzubringen«, sagte ich. Ich war gerade mal fünf Minuten aus St. Louis zurück und hatte kaum meinen Koffer in der Diele abgestellt.

»Unterbringen?« Sallies Arme waren verschränkt. »Wo unterbringen? Wie?«

»Ich hänge ein paar Zettel in der Gegend aus«, sagte ich und berührte sie an der Schulter. »Vielleicht vermisst ihn ja jemand aus der Nachbarschaft. Oder jemand hat ihn gefunden und hier gelassen, damit er nicht überfahren wird. Irgendwer wird schon kommen und nach ihm schauen.«

Plötzlich bellte der Welpe. Irgendetwas (keine Ahnung, was) hatte ihn erschreckt. Er war aufgesprungen und bellte nun laut und drohend die Tür an, hinter der wir standen, als spürte er, dass wir etwas planten, und nähme es uns übel. Dann hörte er genauso abrupt wieder auf, und ohne seine dunklen kleinen Augen von uns zu lassen, hockte er sich welpenhaft hin und pinkelte auf die Backsteine.

»Das ist seine andere Masche«, sagte Sallie. Der Welpe machte zu Ende und schnüffelte vorsichtig an seinem Urin. Dem folgte ein prüfendes Lecken. »Was er nicht anpinkelt, bellt und springt er an und kratzt. Als ich ihn heute Morgen gefunden habe, hat er mich angebellt, dann angesprungen, dann meinen Knöchel angepinkelt und mich am Bein gekratzt- Ich wollte ihn nur streicheln und nett zu ihm sein.« Sie schüttelte den Kopf.

»Wahrscheinlich hatte er Angst«, sagte ich, die stämmige kleine Gestalt des Welpen bewundernd, seine Ohren mit den scharfen Spitzen und die schllichte, unkomplizierte Pointer-Färbung. Solide weiß, solide schwarz. Ein Jungenshund.

»Häng dein Herz nicht dran, Bobby«, sagte Sallie. »Wir müssen ihn in den Zwinger bringen.«

Meine Frau stammt aus Wetumpka, Alabama. Ihre Familie besteht aus ehrgeizigen, melancholischen lutheranischen Schweden, die irgendwie im Süden gelandet waren, weil ihr Urgroßvater zufällig einen Flusenfilter für die Baumwollentkörnung erfunden hatte, wodurch letzten Endes Millionen eingespart werden konnten. Binnen einer Generation wurden die Holmbergs aus Lund von stigmatisierten Hinwanderern zu betuchten, arrivierten Leuten mit hochnässigen Republikaner-Attitüden und einem stark ausgeprägten Anspruchsdenken. In Wetumpka gab es einen Hundezwinger, und streunende Hunde waren immer gefürchtet, weil sie Räude und exotische Fieberkrankheiten übertrugen. Ich war dort; ich weiß es. Ein Hundefänger fuhr in einem Lkw mit Lüftungsschlitzten an den Seiten und einem großen Fangnetz Streife. Wenn ein Hund, der nirgendwo hingehörte, bei irgendwem an den Hortensien schnüffelte, genügte ein Anruf, und weg war er, für immer.

»Es gibt keine Hundezwinger mehr«, sagte ich.

»Ich meinte doch das Tierheim«, sagte Sallie vertraulich. »Den Tierschutzverein - wo sie nett zu ihnen sind.«

»Ich würde es gern zuerst anders probieren. Ich mache einen Aushang.«

»Aber fährst du nicht morgen wieder?«

»Nur für zwei Tage«, sagte ich. »Ich komme ja zurück.«

Sallie trommelte mit ihrer Schuhspitze, ein Zeichen dafür, dass sie irgendetwas irritierte. »Lass uns das aber nicht in die Länge ziehen.« Der Welpe trottete in den hinteren Teil des Gartens und verschwand hinter einem der großen Backsteinpflanzöpfe mit Pittosporum. »Je länger wir ihn behalten, desto schwerer wird es uns fallen, ihn wegzugeben. Das muss aber passieren. Wir müssen ihn irgendwann loswerden.«

»Mal sehen.«

»Wenn es so weit ist, musst *du* ihn zum Zwinger bringen«, sagte sie.

Ich lächelte entschuldigend. »Geht in Ordnung. Wenn es so weit ist, mache ich das.«

Dabei beließen wir es.

Ich bin ein alter Hase bei den Bundesberufungsgerichten, wo ich meistens die Berufungskläger in umfangreichen, komplizierten Fällen von Fahrlässigkeit vertrete, etwa eine Hotel oder Restaurantkette, die Filialen in mehreren Staaten hat und erfolgreich von einem Angestellten oder dem Opfer eines oft furchtbaren Unglücksfalls verklagt worden ist. Meistens gewinne ich meine Fälle. Sallie ist auch Anwältin, aber sie hat nie gerne praktiziert. Sie arbeitet heute als Ressourcenspezialistin, mit anderen Worten als Mittelbeschafferin für überwiegend progressive Projekte: Obdachlose, Frauen und Kinder, die Opfer von Gewalt in der Familie geworden waren, Ernährungsfragen usw. Das ist weit entfernt von den reichen, empor-kömmlicherisch-establierten Ansichten ihrer Familie in Alabama. Ich stamme aus Vicksburg, Mississippi, und habe meinen ganz gewöhnlichen, allerdings stabilen Hintergrund in den Suburbs. Mein Vater war Versicherungsanwalt. Sallie und ich haben uns beim Jurastudium in Yale kennen gelernt, in den Siebzigern. Wir haben uns immer als Glückspilze betrachtet und sind dabei in keiner Weise außergewöhnlich in unseren Zielen oder Leistungen. Wir sind ganz einfach die Südstaatler, deren

robuste Familien sie immer unterstützt haben, die das Glück hatten, eine gute Ausbildung zu bekommen, und mehr oder weniger nach Hause zurückgekehrt sind, bereit, ihren Platz in der Gesellschaft einzunehmen. Irgendeiner muss diesem grundlegenden menschlichen Antrieb folgen, fanden wir, sonst gibt es irgendwann kein solides Fundament für ein erträgliches Leben mehr.

Einen Tag nach dem Ende des alten und dem Anfang des neuen Jahrtausends sagte Sallie zu mir - es war beim Lunch im *Le Périgord* an der Esplanade, unserem Lieblingsrestaurant: »Erinnerst du dich eigentlich noch«, sie hatte darüber nachgedacht, »an dieses erste kleine Aquarell, das wir gekauft haben, in Old Saybrook? Das Segelbootsegel in Schräglage, das man kaum erkennen konnte vor dem ganzen weißen Himmel. In dem kleinen Laden an der Brücke?« Natürlich erinnerte ich mich noch. Es hängt in meiner Kanzlei am Place St. Charles, ein Relikt aus Jugendzeiten, das mir sehr viel bedeutet.

»Was ist damit?« Unser Tisch stand im schattigen Garten des Restaurants, wo es süß nach irgendeinem Vanillestrauch duftete. Kleine wilde Papageien flatterten aus den Zweigen der immergrünen Eiche auf und zwitscherten davon. Wir aßen kalte Krabbenuppe.

»Also«, sagte sie. Sallie hat helle, fast animalisch blaue Augen und eine durchscheinende nordeuropäische Karamellhaut. Seit Jahren setzt sie sich nicht mehr der Sonne aus. Ihr Haar ist einfach geschnitten und in der Mitte gescheitelt, wie bei einer Bergman-Figur aus den Sechzigern. Sie ist siebenundvierzig und wahnsinnig schön. »Es ist vollkommen banal«, fuhr sie fort. »Aber woher wussten wir damals eigentlich, dass wir Geschmack hatten? Mir kommt es im Grunde gar nicht so sehr darauf an, wie du weißt. Du hast in den meisten Dingen einen besseren Geschmack als ich. Aber warum waren wir uns so sicher, dass wir dieses kleine Bild später nicht grässlich finden würden? Erklär mir das. Und dass unsere Freunde es nicht sehen und uns hinter unserem Rücken auslachen würden? Kommen dir jemals solche Gedanken?«

»Nein«, sagte ich, meinen Löffel über der Suppe. »Nie.«

»Weil du sie nicht interessant findest? Oder weil wir sowieso irgendwann von selber auf einen besseren Geschmack gekommen wären?«

»Beides irgendwie«, sagte ich. »Es ist egal. Unser Geschmack ist in Ordnung und wäre immer in Ordnung gewesen. Ich habe das kleine Boot bis heute in meinem Büro hängen. Alle, die daran vorbeikommen, bewundern es, das passiert andauernd.«

Sie lächelte nach innen, erfreut. »Natürlich geht es nicht um unsere Freunde. Wenn wir Bilder mit traurigen Clowns

mögen oder Schondeckchen auf unsere Sitzmöbel legen würden, hätten wir dann ein anderes, ein schlechteres Leben? Das frage ich mich«, sagte sie und starnte auf ihr aufgereihtes Besteck, Messer und Löffel. »Es beschäftigt mich einfach. Das Leben ist so zerbrechlich, die Art und Weise, wie wir es erfahren.«

»Was meinst du damit?« Ich musste bald zur Arbeit zurück. Wir haben sowieso nur noch wenige Freunde. Das ist normal.

Sie legte die Stirn in Falten und kratzte sich mit dem Zeigefinger am Hinterkopf. »Es geht darum, dass du nur einen kleinen Teil zu ändern brauchst, und alles ändert sich.«

»Ein Stern verirrt sich außer der Reihe, und plötzlich gibt es keinen Großen Wagen mehr?«, sagte ich. »Ich kann mir nicht vorstellen, dass du das meinst. Ich kann mir nicht vorstellen, dass du dir Sorgen machst, nur weil die Dinge in deinem Leben hätten anders verlaufen können.« Ich gebe gern zu, dass mich das amüsierte.

»Das hast du ziemlich oberflächlich ausgedrückt.« Sie schaute auf ihre noch unberührte Suppe hinunter und stippte den Rand ihres Löffels hinein. »Aber doch, das meine ich.«

»Es stimmt aber nicht«, sagte ich und wischte mir den Mund ab. »Es wäre immer noch, was es ist. Der Große Wagen oder was immer du willst. Du würdest einfach den abgestürzten Stern ignorieren und dich auf die anderen konzentrieren, die

passen. Unser Leben wäre genauso gelaufen, trotz der schlechten Kunst.«

»Du bist der Anwalt, nicht wahr?« Das war gönnerhaft, aber ich glaube nicht, dass sie es so gemeint hatte. »Du ignorierst einfach, was nicht passt. Aber es wäre nicht genauso gelaufen, da bin ich mir sicher.«

»Nein«, sagte ich. »Nicht ganz genauso. Aber fast.«

»Es gibt nur einen Großen Wagen«, sagte sie und fing an zu lachen.

»So weit wir wissen und bis jetzt. Stimmt.«

Diesen Wortwechsel führe ich nur an, um zu illustrieren, wie unser Zusammenleben funktioniert - was uns wichtig erscheint und was nicht. Und wie wir potenziell schwierige Angelegenheiten sorglos trällernd vergessen können.

Am Nachmittag, als der Welpe auftauchte, setzte ich mich an den lederbezogenen Schreibtisch im Esszimmer, wo ich normalerweise den Papierkram erledige, und malte sorgfältig eines jener handschriftlichen Schilder, die man an Telefonmasten oder in der Wäscherei am schwarzen Brett sieht, neben Reklamezetteln für neue Massagetherapien, schwules Gesundheitsbewusstsein und Rockkonzerte in der näheren Umgebung. WELPE stand mit schwarzem Filzstift auf meinem Blatt, danach dann die üblichen Angaben, meine Bürotelefonnummer und das Datum (23. März). Das kopierte ich fünfundzwanzigmal auf Sallies Kopierer. Dann suchte ich den Tacker, mit dem sie die Aids-Marathon-Poster aufhängte, ging nach oben, wo ich einen alten geflochtenen Ledergürtel aus meinem Schrank holte, und schließlich in den Garten, um den Welpen mitzunehmen. Ich fand es gut, ihn mitzunehmen, während ich die Zettel aufhängte, in denen es um ihn ging. Irgend jemand erkannte ihn vielleicht oder schaute ihn einfach an und sah, dass er hübsch und zu haben war, und wollte ihn dann auch gleich. So was passiert, zumindest theoretisch.

Als ich ihn fand, schlief er hinter dem Liguster in der äußersten Ecke des Gartens. Er hatte sich in die

backsteinbraune Erde hineingearbeitet und -gekratzt und -gescharrt und lag nun in einer Kuhle, die tief genug war, um die Hälfte seines kleinen Körpers aufzunehmen und zu verbergen. Er hatte außerdem Ligusterzweige abgebrochen und Blätter abgerissen und so lange an den Zweigstummeln herumgekaut, bis der Busch hinüber war.

Als er mich näher kommen hörte, duckte er sich flach in sein Loch und knurrte sein kleines Welpenknurren. Dann setzte er sich jäh im Dreck auf und bellte mich so aggressiv an, dass ich, wäre er ein großer Hund gewesen, erschrocken auf Abstand gegangen wäre.

»Kleiner?«, sagte ich, es sollte einfühlsam klingen. »Komm raus.« Ich hatte noch meine Anzugshosen und mein weißes Hemd mit Krawatte an - die Sachen, die ich vor Gericht trage. Der Welpe knurrte und bellte weiter, zog sich zentimeterweise hinter den ramponierten Liguster zurück, bis er im Schatten der Backsteinmauer hockte, die uns von der Straße trennt. »Kleiner?«, sagte ich wieder, geduldig, schmeichelnd, und beugte mich zwischen die dicken grünen Blätter. Ich hatte meinen Gürtel zu einer Schlinge gelegt, bückte mich nach vorn und zog ihn über seinen Kopf. Doch er kroch noch weiter zurück, als er das Gewicht der Schnalle spürte, und fing unerwartet an zu jaulen - ein Jaulen, das wie ein menschlicher Ruf war. Und dann drehte er sich um und fing an, mit den Klauen die Backsteine hochzuklettern, kratzend und springend, seine Pfoten scharren, sein hässlicher Schwanz zuckte, und zugleich fing er an zu pinkeln, bis die Backsteine von seinem heißen, panischen Urin befleckt waren.

Was mich natürlich den Mut verlieren ließ, denn es kam mir grausam vor, ihn mitzuzerren, selbst wenn es zu seinem Besten war. Wem er auch immer gehört haben mochte, ganz offensichtlich war sein Herrchen nicht gut zu ihm gewesen. Dieser Hund traute den Menschen nicht, obwohl er uns brauchte. Ihn jetzt auf die Straße zu zerren, hätte ihn nur noch schlimmer verschreckt und jeden davon abgebracht, ihn mit nach Hause zu nehmen und ihm ein besseres Leben zu geben.

Da blieb er lieber hier, fand ich. In unserem Garten war er sicher und hatte ein paar Stunden Ruhe und Frieden.

Ich streckte die Hand aus und wollte den Gürtel wieder lösen, aber da bleckte er die Zähne und schnappte zu und hätte mit seinem kleinen weißen Schneidezahn beinah meinen Daumen erwischt. Ich beschloss, die ganze Aktion einfach zu vergessen und meine Zettel allein aufzuhängen.

Im Nu hatte ich sie alle angetackert - in der Wäscherei in der Barracks Street, in dem schwulen Deli, vor der französischen Patisserie, im Cafe und in dem Laden mit den nicht jugendfreien Magazinen in der Decatur Street. Ich klapperte sämtliche Telefonmasten im Umkreis von vier Blocks ab. Auf mehreren davon und auf jedem schwarzen Brett sah ich, dass es nicht wenige verlorene Haustiere gab, meistens Katzen. *Hiroki ist weg. Wir sind untröstlich. Kann jemand helfen? Tel. Jamie oder Hiram...* Oder: *Wir vermissen unser Pfötchen. Bitte rufen Sie uns an oder geben Sie ihm ein gutes Zuhause. Bitte!* Auf meiner Runde blieb ich immer wieder stehen und las die anderen Zettel, um zu schauen, ob irgendwer einen verlorenen Welpen suchte. Aber zu meiner Überraschung tat das niemand.

Vor einem kurzen zwielichtigen Häuserblock gegenüber vom French Market, mit halbseidener Geschäftszeile (Sexshops, T-Shirt-Märkte und Pizza-zum-Mitnehmen), entdeckte ich eine Gruppe der jungen Leute, die Sallie beschuldigt hatte, unseren Welpen ausgesetzt zu haben. Sie saßen, genau wie sie es in Erinnerung hatte, im Eingang eines leeren Ladens, gekleidet in schwere, zerrissene schwarze Kluft und Stiefel mit dicken Sohlen, dazu diverse Ketten und nietenbesetzte Armbänder, und allesamt - zwei Jungen und zwei Mädchen - waren sie gepierct und tätowiert, Malteserkreuze, triefende Klingen und Hakenkreuze, allesamt schmutzig und abgestumpft, dabei aber sehr schlecht gelaunt und offenbar gewaltbereit. Diese jungen Leute hatten einen kleinen schwarzen Hund, der mit einer weißen Baumwollkordel an einem der schweren Stiefel eines Jungen festgebunden war. Sie tranken Bier und rauchten, saßen ansonsten aber einfach

so da, redeten nicht einmal, starren bloß böse auf die Straße oder auf nichts Besonderes.

Ich hatte das Gefühl, hier sei wenig zu befürchten, deshalb blieb ich vor ihnen stehen und fragte, ob sie oder jemand, den sie kannten, gestern einen weißen Welpen mit einfachem schwarzem Muster verloren hätte, weil ich einen gefunden hätte. Der eine Junge, anscheinend der Älteste, groß und unrasiert mit grell gefärbten lila und grünen Haaren im Flat-top-Schnitt - er war derjenige, an dessen Stiefel die Hundekordel hing -, der Junge schaute zu mir hoch, ohne sofort deutbaren Gesichtsausdruck. Dann wandte er sich einem der unglaublich schmutzig aussehenden, fleischigen, blasshäutigen Mädchen zu, das weiter hinten auf der schmierigen Türschwelle hockte und rauchte (dieses Mädchen hatte ein grobes Kreuz auf ihre Stirn tätowiert, so wie angeblich auch Charles Manson), und fragte: »Hast du einen kleinen weißen Welpen mit einfachem schwarzem Muster verloren, Samantha Ich glaube kaum. Oder doch? Ich kann mich nicht erinnern, dass du heute einen gehabt hättest.« Der Junge hatte einen unerwartet jugendlich klingenden nasalen Akzent aus dem Mittleren Westen, so wie ich ihn in St. Louis in jener Woche zu hören gekriegt hatte, allerdings von hochpreisigen Anwälten. Ich weiß wenig genug über junge Leute, aber mir kam der Gedanke, dass dieser Junge womöglich der Sohn eines jener Anwälte war, jemand, dessen Bild man auf einer Milchbüte oder einer Website findet, unter der Rubrik »Vermisste Kinder«.

»Ah, nein«, sagte das Mädchen und spuckte dann plötzlich ein Lachen hervor.

Der große lilahaarige Junge schaute zu mir hoch und lächelte bloß verächtlich. Seine Augen waren von stählernstem Dunkelblau, undurchdringlich und intelligent.

»Was sitzt du hier herum?«, wollte ich ihn fragen. »Ich weiß genau, dass du deinen Hund in meinem Garten ausgesetzt hast. Du solltest ihn zurücknehmen. Ihr solltet alle jetzt nach Hause gehen.«

»Es tut mir Leid, Sir«, der Junge machte sich über mich lustig, »aber ich glaube, wir können Ihnen wohl nicht bei Ihrer wichtigen Suche behilflich sein.« Er zog eine Grimasse für seine drei Freunde.

Ich wandte mich zum Gehen. Dann hielt ich inne und gab ihm einen Zettel und sagte: »Falls du noch von einem Welpen hören solltest, der irgendwo vermisst wird.«

Er sagte etwas, als er den Zettel nahm. Ich weiß aber nicht, was, auch nicht, was er mit dem Zettel machte, als ich weg war, denn ich drehte mich nicht um.

An dem Abend kam Sallie erschöpft nach Hause. Wir saßen am Esstisch und tranken ein Glas Wein. Ich erzählte ihr, ich hätte überall in der Gegend meine Zettel ausgehängt, und sie sagte, sie hätte einen gesehen, alles bestens. Dann weinte sie eine Zeit lang still, weil sie am selben Nachmittag im Aids-Hospiz verstörende Dinge erlebt hatte, und wegen einiger Reaktionen - typisch New Orleans, fand sie - , die aus der Runde der Marathon-Organisatoren gekommen waren, gefühllos, ein Fall von richtigem Tun aus falschen Gründen, was die Welt - jedenfalls in ihren Augen - nach einem bösen Ort aussehen ließ. Manchmal habe ich gedacht, vielleicht wäre sie glücklicher gewesen, wenn wir uns für Kinder entschieden hätten oder, falls daraus nichts geworden wäre, uns woanders als in New Orleans niedergelassen hätten, wo es weniger provinziell und klüngelhaft zuging, in einer Stadt wie St. Louis, im weiten Mittleren Westen - wo man sich nicht so persönlich engagieren muss und trotzdem nützlich sein kann. New Orleans ist in vielerlei Hinsicht eine Kleinstadt. Und wir stammen nicht von hier.

Ich erwähnte nicht, was der Welpe mit dem Liguster angestellt hatte, und auch nicht die Jugendlichen, denen ich beim French Market gegenübergestanden hatte, oder dass Sallies Beschreibung von ihnen absolut korrekt gewesen war. Stattdessen redete ich von meiner Arbeit an der Brownlow-Maisonette-Berufung, als was für gute Kollegen sich die ganzen

Anwälte aus St. Louis entpuppt hatten, wie freundlich sie mich in ihren unaufdringlichen, unauffälligen Büros willkommen geheißen hatten und welche entscheidenden Früchte diese Beziehungen noch bei unserer Einlassung vor dem 8. Berufungsgericht tragen würden. Ich sprach eine Zeit lang von der Definition von Fahrlässigkeit im Öffentlichen Nahverkehr und über die unerwarteten Neuerungen der jüngsten Zeit auf dem Gebiet der allgemeinen Paradigmen im Deliktrecht, in den Jahren seit den von Nixon ernannten Richtern. Und dann sagte Sallie, sie wolle sich vorm Abendessen noch kurz hinlegen, und ging nach oben, offensichtlich entmutigt von ihrem Tag und vom Weinen.

Seit ich sie kenne, leidet Sallie an etwas, das sie ihre Kriegsträume nennt - gewalttätige, galoppierende, groteske, zerstörerische Technicolor-Alpträume ohne Handlung oder zusammenhängendes Szenario, nur plötzliche Abstürze in den tiefsten Schlaf, begleitet von Bildern verstümmelter, durch die Gegend fliegender Körper, von Explosionen und aufleuchtenden Blitzen und Soldaten unbekannter Armeen, die durch Falltüren geschleudert, aufgehängt oder durch Bombenschächte in den schreiend leeren Raum gestoßen werden. So entsetzliche Dinge, dass ich sie mir tatsächlich ungern erzählen lasse und dass jedem dabei vor Angst Hören und Sehen vergehen würde. Normalerweise erwacht sie aus diesen Träumen etwas erschöpft, aber nicht besonders verstört. Aus diesem Grund halte ich ihre Konstitution für äußerst zäh. Einmal habe ich sie davon überzeugt, sich ein paar Wochen auf Dr. Merle Mackeys bekannte Couch zu legen, damit er versuchte, dem ganzen Tohuwabohu auf den Grund zu gehen. Was sie bereitwillig tat. Aber nach anderthalb Monaten sagte Merle zu ihr - und auch zu mir, im Vertrauen, auf dem Tennisplatz -, sie sei geistig und stimmungsmäßig so stark wie ein Rennpferd, es gebe eben Dinge, die sich ohne nachweislichen Grund ereigneten, ganz gleich, wie Dr. Freud das gesehen habe. Und in Sallies Fall seien ihre Träume (stets in unregelmäßigen Abständen) einfach nur die barocke Hintergrundmusik ihres Daseins auf der Erde und nicht, soweit

er sagen könne, verdrängte Erinnerungen an irgendeinen elterlichen Missbrauch oder eine andere private Katastrophe, der sie am helllichten Tage nicht ins Auge sehen könne. »Es gehört zum menschlichen Wesen, komisch zu sein, Bob«, sagte Merle. »Überall ringsum blüht und gedeiht das. Du hast wahrscheinlich auch was davon weg. Wo kamst du noch gleich her, Mississippi?« »Stimmt«, sagte ich. »Na, dann will ich dich lieber nicht auf meiner Couch sehen. Das könnte ewig dauern.« Merle verzog das Gesicht wie irgendein präpotenter Butler. »Nein, da brauchen wir gar nicht erst tiefer zu bohren«, sagte ich. »Nein, mein Herr«, sagte Merle, »das brauchen wir wirklich nicht.« Er grinste breit, und das war's dann.

Nachdem Sallie eingeschlafen war, stellte ich mich wieder an die Terrassentür. Es war fast dunkel, und die kleinen weißen Birnen, die sie wie eine Festtagsbeleuchtung in den Kirschchlorbeer geflochten hatte, waren dank Zeitschaltuhr angegangen und tauchten den Garten in eine fast weihnachtliche Beleuchtung. Im French Quarter kann die Abenddämmerung eine magische Stunde sein - der Himmel hellblau, die Straßen üppig und verschwommen. Der Welpe war in die Mitte des Gartens zurückgekehrt und hatte sich hingelegt, die scharfe kleine Schnauze auf seinen gefleckten Vorderpfoten ruhend. Ich konnte seine kleinen Wildkatzenaugen nicht sehen, aber ich wusste, sie waren schon auf mich trainiert, wie ich da stand und ihn beobachtete, das gelbe Licht des Kronleuchters hinter mir. Er trug immer noch meinen geflochtenen Ledergürtel um seinen Hals geschlungen wie eine Leine. Friedlicher und unbekümmter, als er jetzt wirkte, hätte er wohl nie sein können. Ich hatte ein paar Würstchen auf einem Plastikunterteller rausgestellt, daneben eine rote Plastikschüssel mit Wasser - beide dorthin, wo er sie finden konnte. Ich nehme an, er hatte gegessen und war eingenickt, bevor er wieder herauskam, jetzt am Abend, um mich daran zu erinnern, dass er noch da war, vielleicht auch, um sein zunehmendes Wohlgefühl in der neuen Umgebung zu bekunden. Ich war versucht, mir vorzustellen, was für eine seltsame, unvorhersehbare Erfahrung es sein musste, er zu

sein, so neu im Leben und ohne große Verteidigungsmöglichkeiten, ohne großen Einfluss auf irgend etwas. Doch aus offensichtlichen Gründen untersagte ich mir diesen Gedanken. Und ich merkte, wie ich da stand, dass sich mein Gefühl zu dem Welpen schon etwas verändert hatte. Vielleicht beeinflusste mich Sallies schwedische Unsentimentalität; oder das anscheinend unzähmbare Wesen des Welpen; vielleicht auch all die anderen Zettel auf den Anschlagtafeln und Telefonmasten, die fröhlich, aber hoffnungslos festzustellen schienen, dass man dem Schicksal nicht entgehen konnte und dass Charakter, Persönlichkeit, Willenskraft, selbst ein unzähmbares Wesen nur zufällige Nebenerscheinungen waren. Ich schaute auf den kleinen, flachen, schwindenden weißen Schatten, der reglos vor den dunkler werdenden Backsteinen saß, und ich dachte: Ja, okay, hier bist du nun, und das tue ich, um dir zu helfen. Unterm Strich kommt es wohl nicht darauf an, ob jemand anruft oder ob jemand kommt und dich mit nach Hause nimmt und du ein langes, glückliches Leben lebst. Sondern darauf, welche Entscheidung wir treffen, eine Entscheidung, die von Zeit und Gelegenheit gesteuert wird und davon abhängt, wie wirksam wir uns zum Weitermachen überreden, bis eine andere Macht übernimmt. (Wir hoffen immer, dass es eine positive und zuträgliche Macht ist, aber wer weiß das schon.) Das ist sicher noch so eine Sichtweise, die man sich als Anwalt zulegt - vor allem als einer, der sich erst zu einem späten Stadium in die Dinge einschaltet, so wie ich. Ich war jedoch froh, dass Sallie nicht da war und diese Gedanken mitbekam, denn sie hätte nur gedacht, dass die Welt ein herzloser Ort ist, was sie wirklich nicht ist.

Am nächsten Morgen nahm ich den TWA-Flug zurück nach St. Louis. Spät am Vorabend hatte aber noch jemand angerufen, um sich zu erkundigen, ob der zugelaufene Welpe von meinem Aushang gegen diverse gefährliche Krankheiten geimpft sei. Ich musste zugeben, dass ich keine Ahnung hatte, da er kein Halsband trug. Er sehe allerdings ziemlich gesund aus, fügte

ich hinzu. (Die plötzlichen Bellanfälle und das Pinkeln ohne Vorwarnung kamen mir belanglos vor.) Ich hatte eindeutig eine ältere schwarze Frau am Apparat - sie sprach mit einem schweren kreolischen Akzent und nannte mich ein- oder zweimal »Baby«, stellte sich ansonsten aber nicht vor. Sie sagte, der Welpe hätte größere Chancen auf eine Familie, wenn er geimpft und von einem Tierarzt für gesund erklärt worden wäre. Dann erzählte sie mir von einer privaten Agentur up-town, die darauf spezialisiert sei, ein neues Heim für Hunde bei älteren und häuslichen Menschen zu finden, und beflissen schrieb ich den Namen auf - »Ein Herz für Hunde«. Während unseres endlosen Gesprächs sagte sie außerdem, die Geste, den Welpen untersuchen und gegen Tollwut spritzen zu lassen, würde unseren guten Willen bezeugen, für das Tier zu sorgen, und die Wahrscheinlichkeit erhöhen, dass es in die engere Wahl komme. Nach einer Weile schwante mir, dass diese alte Dame vermutlich völlig durchgeknallt war und sich damit die Zeit vertrieb, Telefonnummern anzurufen, die sie auf Aushängen im Waschsalon las, und stundenlang über verlorene Kätzchen, Makrameekurse und Suzuki-Klavierstunden zu schnattern, lauter Zeug, das sie am nächsten Tag wieder vergessen hatte. Wahrscheinlich war sie aus der Nachbarschaft, wobei es nicht mehr viele schwarze Damen im French Quarter gibt. Aber ich sagte, ich würde ihren Vorschlag erwägen, und bedankte mich dafür, dass sie sich so viele Gedanken gemacht habe. Als ich unschuldig nach ihrem Namen fragte, stieß sie einen überraschenden Fluch aus und legte auf.

»Ich mache das«, sagte Sallie am nächsten Morgen, als ich frische Hemden in meinen Kleidersack legte und mich für die Fahrt zum Flughafen und den Flug zurück nach St. Louis fertig machte. »Ich habe heute etwas Zeit. Dieser ganze Marathon-Stress soll schließlich nicht mein ganzes Leben beherrschen.« Sie schaute aus dem Fenster im ersten Stock wieder in den Garten hinunter. Ich weiß nicht genau, was eigentlich mit dem Welpen hätte passieren sollen, wenn es nach mir gegangen wäre. Ich nehme an, ich hoffte darauf, dass jemand sich

meldete. Aber er war immer noch im Garten. Wir hatten keine weiteren Schritte geplant, ich hatte allerdings die Agentur »Ein Herz für Hunde« erwähnt.

»Armes kleines Ding«, sagte Sallie mit unheilschwangerer Stimme. Sie setzte sich auf das Bett neben meinen Koffer, ließ ihre Hände zwischen den Knien hängen und starre zu Boden. »Ich bin heute Morgen nach draußen gegangen und habe versucht, mit ihm zu spielen. Das wollte ich dir sagen«, sagte sie. »Du warst gerade unter der Dusche. Aber er *kann* gar nicht spielen. Er hat nur gebellt und gepinkelt und dann ziemlich widerlich nach mir geschnappt. Wahrscheinlich hat sein früherer Besitzer das lustig gefunden. Eigentlich ein Verbrechen.« Sie wirkte traurig darüber. Ich dachte an den finsternen schwarz gekleideten Jungen mit den blauen Augen, der in dem stinkenden Eingang gegenüber vom French Market mit seinem neuen kleinen Hund und seinen drei Jüngern gehockt hatte. Sie schienen einem von Sallies Kriegsträumen entsprungen zu sein.

»Diese ›Ein Herz für Hunde‹-Leute werden die Sache wahrscheinlich ruck, zuck regeln«, sagte ich und band meine Krawatte vor dem Badezimmerspiegel. Es war immer noch zu kalt für die Jahreszeit in St. Louis, und ich hatte meinen Wollanzug an, obwohl es in New Orleans schon sommerlich war.

»Wenn sie das nicht tun und auch keiner anruft«, sagte Sallie düster, »dann musst du ihn ins Tierheim bringen, wenn du zurückkommst. Können wir uns darauf einigen? Ich habe gesehen, was er mit den Pflanzen gemacht hat. Die kann man ersetzen. Aber er ist wirklich nicht unser Problem.« Sie drehte sich um und sah mich an, von der anderen Seite des Bettes, in dem ihre längst verstorbene schwedische Großmutter vor langer Zeit ihre Hochzeitsnacht verbracht hatte. Der Ausdruck auf Sallies rundem Gesicht war bedrückt, aber unmissverständlich entschlossen. Sie war bereit, sich versuchswise um den Welpen zu kümmern, weil es zu ihrem Lebensgefühl an diesem besonderen Tag passte und weil ich wegfuhren und sie wusste, es würde mir besser gehen, wenn sie es versuchte. Ein

bewundernswerter menschlicher Zug, so kommt es ganz sicher zu den meisten guten Taten - man hat Gelegenheit dazu und keinen überwältigenden Grund, etwas anderes zu tun. Aber mir war klar, dass ihr eigentlich egal war, was mit dem Welpen passierte.

»Das ist mir absolut recht«, sagte ich und lächelte sie an.  
»Ich hoffe auf einen guten Ausgang. Danke, dass du ihn dort hinbringst.«

»Weißt du noch, wie wir zu Robert Prosts Hütte gewandert sind?«, sagte Sallie.

»Ja, sicher.« Ich wusste es wirklich noch.

»Na ja, wenn du aus Missouri wiederkommst, fände ich es schön, wenn wir da mal wieder vorbeischauen könnten.« Sie lächelte mich scheu an.

»Das kann ich bestimmt einrichten«, sagte ich und machte den Koffer zu. »Klingt toll.«

Sallie beugte sich seitwärts zu mir und streckte mir ihr glattes, perfektes Gesicht zum KUSS entgegen, als ich mit dem Gepäck am Bett vorbeiging. »Das wollen wir doch nicht aufgeben«, sagte sie.

»Das werden wir niemals aufgeben«, antwortete ich und beugte mich vor, um sie auf den Mund zu küssen. Dann hörte ich mein Taxi vor dem Haus hupen.

Robert Frosts Hütte ist eine tolle Geschichte von Sallie und mir. Im Frühling unseres ersten Jahres in New Haven kamen wir darauf, uns gegenseitig Frosts Gedichte vorzulesen, als Gegengift für die anstrengenden Stunden, in denen wir Fallgeschichten von Rückgabeklagen oder das Gesetz gegen Unveräußerlichkeitsverfügungen oder Theorien von Vorsatz und Fahrlässigkeit lesen mussten - die üblichen Fesseln, die Jurastudenten zur Prüfungszeit tragen müssen. Ich kann mich heute, sechsundzwanzig Jahre später, nur an wenig aus den Gedichten erinnern. »Erkauft Freunde sind ein besseres Geleit / als keine, willst du würdig niedergehn. / Sorg vor. Sorg vor zur

rechten Zeit.« Wir glaubten zu wissen, worauf Frost hinauswollte: dass man sich in der Welt und im Leben durchschlägt - bis ganz zum Schluss - , so gut es geht. Und so stiegen wir am Ende des Studienjahres, als es warm wurde und unsere Seminare vorbei waren, in den alten Chrysler Windsor, den mir mein Vater geschenkt hatte, und fuhren hoch zu dem Ort in Vermont, wo, wie wir gelesen hatten, Frosts Berghütte lag. Der Staat hatte sie angeblich als Gedenkstätte erhalten, aber man musste weit in die mückenverseuchten Wälder hineinmarschieren, um sie zu finden, nicht einmal der gewundene Forstweg führte bis dorthin. Wir wollten auf Frosts Veranda sitzen, auf irgendeinem einfachen Holzstuhl, wo auch er gesessen hatte, und uns noch mehr Gedichte vorlesen. Für uns als junge Südstaatler, die im Norden studierten, vertrat Frost eine Art altmodischen, aber unbestreitbar authentischen Amerikanismus, einen grundlegenden Einfluss, von dem wir abgetrennt aufgewachsen waren, im Exil gewissermaßen, wegen der Rassenprobleme und wegen lauter absurder Bedenken dem Süden selbst gegenüber, hochgehalten von Leuten, die es hätten besser wissen sollen. Aber wir hatten uns immer nach diesem wichtigen Einfluss gesehnt und identifizierten ihn mit praktizierter Redlichkeit, selbstverständlicher Weisheit und einem Gespür für Fairness, die in einer unprätentiösen künstlerischen Neigung aufgehoben waren. (Später hörte ich, dass Frost überhaupt nicht so gewesen sei, sondern böse und geizig, einer, der besser hassen als lieben konnte.)

Doch als Sallie und ich bei der kleinen Bohlenhütte im Frühlingswald eintrafen, war sie verschlossen und keiner in der Nähe. Es sah eigentlich so aus, als käme nie einer hierher, auch wenn die Gemeindeschilder darauf hindeuteten, dass dies der richtige Ort war. Sallie ging um die Hütte herum und schaute zu allen Fenstern hinein, bis sie eines fand, das nicht verschlossen war. Als sie mir das sagte, schlug ich vor, hineinzuklettern und herumzustöbern und das Gedicht zu lesen, das wir lesen wollten, und es darauf ankommen zu lassen, dass einer auftauchte und uns wegschickte.

Doch als wir es geschafft hatten, stellte sich heraus, dass es drinnen viel kälter war als draußen, als wären der Winter und ein Anteil von Frosts wahrem Geist hier eingefangen und von den Bohlen und dem Putz konserviert worden. Es dauerte nicht lange, da stellten wir unsere Lesung ein - nachdem wir vor dem kalten Kamin »Absicht« gelesen hatten und »Mauern ausbessern« und »Der Tod des Tagelöhners«. Wir beschlossen, auch wegen der Kälte, uns in Frosts altes Bett zu legen und dort miteinander zu schlafen; das Bett war so gemacht, wie er es vor Jahren hätte hinterlassen haben können. (Später überlegten wir, dass Frost womöglich nie in der Hütte gewesen war, vielleicht waren wir sogar in die falsche Hütte eingebrochen und hatten es im Bett fremder Leute miteinander getrieben.)

Aber das war die Geschichte. Das meinte Sallie mit einem Besuch in Robert Frosts Hütte - eine Einladung an mich, nach meiner Rückkehr miteinander zu schlafen, ein Akt, den die Ereignisse des Lebens und die Jahre manchmal in den Hintergrund drängen und dort vergessen. Damals, in einem Augenblick der Panik, als wir glaubten, draußen auf dem Weg Stimmen zu hören, sprangen wir in unsere Kleider und ließen versehentlich unser Frost-Buch auf dem kalten Hüttenboden liegen. Natürlich kam dann gar keiner.

An diesem Abend sprach ich aus St. Louis mit Sallie, am Ende eines langen Tages voller intensiver Vorbereitungen mit den Anwälten in Missouri (deren Klienten nicht ganz ohne Grund fürchteten, von einer 250-Millionen-Dollar-Gruppenklage in den Ruin getrieben zu werden). Sie hatte aber nur unangenehme Neuigkeiten für mich. Einige Hausbesitzer versuchten, den gesamten Aids-Marathon gerichtlich zu untersagen, wegen einer Routenänderung, die den Lauf zu nahe an ihrem gut situierten Audubon-Place-Viertel vorbeiführte. Außerdem lag einer der ursprünglichen Organisatoren des Marathons inzwischen im Sterben (nicht unerwartet). Dann erwähnte sie noch mehr gute Taten aus den falschen Gründen, diesmal von Seiten ihrer Hospiz-Kollegen, und einige schlicht böse Taten

von Seiten anderer Reicher, die den Marathon nicht mochten und sich Aids einfach wegwünschten. Außerdem waren unsere Pläne, den Welpen uptown bei »Ein Herz für Hunde« unterzubringen, komplett fehlgeschlagen.

»Wir sind los, um ihn impfen zu lassen«, sagte Sallie traurig. »Und er hat sich tadellos benommen, als der Tierarzt ihn auf dem Tisch hatte. Aber als wir dann bei ›Ein Herz für Hunde‹ draußen auf der Prytania Street waren, hat die Frau, eine Mrs Myers, das kleine Drahttürchen zu dem Käfig aufgemacht, den ich gekauft hatte, sie wollte ihn nur mal anschauen. Und er hat sie angesprungen, nach ihr geschnappt und angefangen zu bellen. Er hat gebellt und gebellt, sonst nichts. Diese Mrs Myers hat nur entsetzt geschaut und gesagt: ›Nanu, was ist denn mit ihm los, um Himmels willen?‹ - ›Er hat Angst‹, habe ich zu ihr gesagt. ›Er ist noch ein Welpe. Irgendjemand hat ihn ausgesetzt. Er versteht überhaupt nichts. Ist Ihnen das noch nie passiert?‹ - ›Natürlich nicht‹, sie darauf. ›Aber wir können einen ausgesetzten Welpen sowieso nicht nehmen.‹ Die hat mich angeguckt, als wollte ich sie übers Ohr hauen. ›Aber genau das tun Sie doch hier, oder‹, habe ich gesagt. Wahrscheinlich bin ich etwas laut geworden.«

»Ich kann dich sehr gut verstehen«, sagte ich vom wintrigen St. Louis aus. »Ich wäre auch laut geworden.«

»›Wozu sind Sie denn dann da?‹, habe ich zu ihr gesagt. ›Wenn dieser Welpe nicht ausgesetzt worden wäre, wäre ich doch gar nicht *hier*, stimmt's?‹ - ›Na ja, Sie müssen wissen, wir versuchen eigentlich eher, etwas ausgewachsenere Hunde unterzubringen, deren Besitzer sie aus irgendwelchen Gründen nicht behalten können.‹ Mein Gott, habe ich sie gehasst, Bobby. Sie war so eine breitärschige Golf-Tante, der das Blumenarrangieren und Canasta-Spielen im Boston Club zu langweilig geworden war. Ich hätte den Hund am liebsten einfach in ihren Laden geschmissen und wäre gegangen oder hätte ihr noch lieber eine gesemmelt. ›Das heißtt, Sie nehmen ihn nicht?‹, sage ich. Inzwischen sitzt der Kleine die ganze Zeit in seinem Käfig und ist ganz ruhig und lieb. ›Nein, tut mir Leid, er ist ja ungezähmt‹, sagt diese dumme Schlampe. ›Un-

gezähmt!«, sage ich. »Er ist ein ausgesetzter Welpe, verflucht noch mal!« Da guckt sie mich an, als hätte ich ohne Vorwarnung eine Bombe aus der Tasche gezogen. »Vielleicht sollten Sie jetzt besser gehen«, sagt sie. Da bin ich gerade mal zwei Minuten in dem Laden, und sie will mich rausschmeißen. »Was ist eigentlich mit Ihnen los?«, habe ich nur gefragt, und da habe ich wirklich gebrüllt, das weiß ich. Ich war so frustriert. »Sie haben überhaupt kein Herz für Hunde«, habe ich gebrüllt. »Sie sind herzlos, und Hunde mögen Sie schon gar nicht!«

»Du bist halt wütend geworden«, sagte ich und war froh, nicht dabei gewesen zu sein.

»Und wie«, sagte Sallie. »Ich habe mich auch kein bisschen zurückgehalten, weil ich diese grässliche Frau einschüchtern wollte. Ich wollte, dass sie begreift, wie dumm sie ist und wie sehr ich sie verabscheue. Die hat sogar zum Telefon geschaut, als wollte sie gleich die Polizei holen. Und als dann jemand hereinkam, die ich kannte - Mrs Hensley vom Kunstverein - , da bin ich einfach gegangen.«

»Das ist doch alles in Ordnung«, sagte ich. »Kann ich sehr gut verstehen, das Ganze.«

»Das seh ich ja genauso.« Sallie holte tief Luft und atmete geräuschvoll in den Hörer aus. »Aber wir müssen ihn trotzdem loswerden. Sofort.« Sie schwieg kurz. »Ich habe versucht, mit ihm rauszugehen, an dem Gürtel, den du um seinen Hals gemacht hast. Aber er weiß gar nicht, wie das geht. Er wehrt sich bloß und jault und bellt alle an. Und wenn du versuchst, ihn zu streicheln, pinkelt er. Ich habe ein paar von diesen schwarz gekleideten Halbstarken gesehen, die auf dem Bürgersteig saßen. Die haben mich angeguckt, als wäre ich die letzte Idiotin, und eins der Mädchen hat mit den Lippen ein kleines Kussgeräusch gemacht und was Nettes gesagt, und da hat sich der Welpe einfach hingesetzt und sie angestarrt, »Ist das euer Hund?«, habe ich sie gefragt. Sie saßen zu viert da und haben sich nur angeschaut und gegrunst. Ich weiß genau, dass er ihnen gehört. Sie hatten noch einen Hund dabei, einen schwarzen. Den Welpen müssen wir zum Zwinger bringen, sobald du morgen nach Hause kommst. Ich sehe ihn gerade,

im Garten. Er sitzt einfach da und starrt vor sich hin, wie aus einem Hitchcock-Film.«

»Wir bringen ihn hin«, sagte ich. »Es hat wohl keiner angerufen, oder?«

»Nein. Und ich habe jemand gesehen, der neue Zettel aufgehängt und deine dabei abgerissen hat. Ich habe nichts gesagt. Jerry DeFranco, der im Sterben liegt, und unsere einstweilige Verfügung, das hat mir gereicht.«

»Wirklich schade«, sagte ich, weil das meinem Gefühl entsprach - es war schade, dass keiner kam und den Welpen aus der Güte seines Herzens heraus zu sich nahm.

»Glaubst du, jemand hat ihn als Botschaft bei uns gelassen?«, sagte Sallie. Ihre Stimme klang seltsam. Ich stellte mir vor, wie sie in der Küche stand, eine frisch gebrühte Tasse Tee vor sich auf dem Tresen aus mexikanischen Kacheln. Es ist gut, dass sie nicht mehr als Anwältin arbeitet. Sie verstrickt sich viel zu schnell gefühlsmäßig in die Dinge. Distanz ist etwas ganz Wesentliches.

»Was für eine Botschaft?«, fragte ich und schaute aus dem Fenster meines Hotelzimmers.

»Ich weiß es nicht«, sagte sie. Seltsamerweise fing es in St. Louis gerade an zu schneien, kleine trockene Flocken vor dem Hintergrund eines leeren, bernsteinfarben beleuchteten Stadtpanoramas mit der obersten Rundung des großen silbernen Bogens. Es ist eine nette, herzliche Stadt, allerdings in keiner Weise besonders. »Ich weiß auch nicht, ob jemand dachte, wir wären die Richtigen für die Versorgung dieses Welpen, oder uns einfach seine Verachtung mitteilen wollte.«

»Weder noch«, sagte ich. »Ich würde sagen, es war der reine Zufall. Unser Gartentor war zufällig da. Das ist alles.«

»Stört dich das?«

»Was?«

»Der Zufall.«

»Nein«, sagte ich. »Ich finde ihn tröstlich. Er befreit das Denken.«

»Mir kommt überhaupt nichts zufällig vor«, sagte Sallie.  
»Das Ganze sieht so aus, als steckte irgendein Plan dahinter.«

»Morgen klären wir das«, sagte ich. »Wir bringen den Hund weg, und dann wird alles besser.«

»Für uns, meinst du? Ist irgendetwas mit uns nicht in Ordnung? Ich habe heute Abend einfach so ein schlechtes Gefühl.«

»Nein«, sagte ich. »Mit uns ist alles in Ordnung. Und worauf es hier wirklich ankommt, sind doch wir. Gute Nacht, mein Schatz.«

»Gute Nacht, Bobby«, sagte Sallie resigniert, und wir legten auf.

In dieser Nacht im Mayfair Hotel, wo hinter den offenen Vorhängen der Fenster der Frühlingsschnee und die orange leuchtende Dunkelheit zu sehen waren, erlebte ich auch einen merkwürdigen Traum. In diesem Traum war ich auf Entenjagd in den Sümpfen, die unsere Stadt umgeben. Es war Winter und früh am Morgen, und jemand hatte mich in einen Erdsitz auf die Entenjagd mitgenommen, noch bevor es hell wurde. So etwas mache ich übrigens immer noch. Aber als ich mich mit meiner Schrotflinte in dem Erdsitz eingerichtet hatte, stellte ich fest, dass neben mir auf der Holzbank einer meiner Kanzleipartner saß, seine Flinte zwischen den Knien, in eigenartiger roter Jagdkleidung aus Segeltuch - so was würde man nie zur Entenjagd anziehen. Und er hatte den Welpen dabei, denselben, der gerade hinten in unserem Garten saß und der Dinge harrte, die auf ihn zukommen mochten. Mein Partner war mit einer Frau zusammen - entweder war es die Schauspielerin Liv Ullmann oder eine Frau, die ihr sehr ähnlich sah. Er hieß Paul Thompson, und diesen Mann verdächtigte ich (außerhalb meines Traums) mit gutem Grund, eine Affäre mit Sallie gehabt zu haben, eine Affäre, die uns beinahe auseinander gebracht hätte, ohne dass wir je darüber sprachen, bis Paul, der älter als ich war und dick und kräftig, plötzlich starb - übrigens in einem Erdsitz auf der Entenjagd, an einem schrecklichen Herzanfall.

So was kann passieren, wenn geschossen wird, vor lauter Aufregung.

In meinem Traum sprach Paul Thompson zu mir und sagte: »Wie geht es Sallie, Bobby?« Ich sagte: »Gut, Paul, danke der Nachfrage«, denn wir taten ja so, als hätten er und Sallie die Affäre nie gehabt, die mir ein eigens engagierter Privatdetektiv fast lückenlos bewiesen hatte. Die Liv-Ullmann-Frau sagte nichts, saß nur an die Holzwände des Erdsitzes gelehnt und wirkte traurig, mit ihrem langen, glatten blonden Haar. Der kleine weiß-schwarze Welpe saß auf dem Plankenboden und starrte mich an. »Das Leben ist so zerbrechlich, die Art und Weise, wie wir es erfahren, Bobby«, sagte Paul Thompson oder sein Geist zu mir. »Ja, stimmt«, sagte ich. Ich nahm an, er bezog sich auf das, was er mit Sallie getan hatte. (Es hatte einige verdächtige Fotos gegeben, aber ehrlich gesagt, machte sich Paul, glaube ich, nicht viel aus Sallie. Eher ein Fall von Gele-genheit-macht-Diebe.) Währenddessen starrte mich der Welpe weiter an. Dann lächelte die Liv-Ullmann-Frau ironisch.

»Reden über die Wahrheit führt leicht dazu, sie zu zerstören, oder?«, sagte Paul Thompson.

»Ja«, antwortete ich, »da haben Sie ganz sicher Recht.« Und dann war es plötzlich einen Moment lang so, als hätte der Welpe Pauls Worte gesagt. Ich konnte sein kleines Maul bei der Bewegung sehen, nachdem die Worte schon ausgesprochen waren. Dann verblasste der Traum und wurde zu etwas anderem, das mit dem Jahrtausend-Feuerwerk an Silvester zu tun hatte und nicht in meinem Gedächtnis haften blieb wie der Paul-Thompson-Traum, bis heute übrigens.

Dieser Traum sagt mir nicht mehr als Sallies Träume, aber bestimmt fiele Merle Mackey eine Menge dazu ein.

Als ich am nächsten Nachmittag wieder in der Stadt landete, holte mich Sallie in ihrem roten Wagoneer-Jeep vom Flughafen ab. »Ich habe ihn im Wagen«, sagte sie, als wir zu den Parkplätzen gingen. Ich begriff, dass sie den Welpen meinte. »Ich will ihn ins Tierheim bringen, bevor wir nach Hause fahren.

Das wird uns leichter fallen.« Sie wirkte, als hätte sie sich aufgeregzt, jetzt aber wieder beruhigt. Sie hatte sich ein Paar blaugrüne Shorts angezogen, dazu eine locker fallende Bluse in Pink, die ihre hübschen Schultern freiließ.

»Hat jemand angerufen?«, fragte ich. Sie ging schneller als ich, denn ich trug meinen Koffer und eine Schachtel voller Unterlagen für den Schriftsatz. Ich hatte einen Vormittag zäher Anwaltsarbeit in einer kalten, fremden Stadt hinter mir und fühlte mich erschöpft und verschwitzt. Ein Wodka-Martini wäre mir lieber gewesen als ein Ausflug ins Tierheim.

»Ich habe Kirsten angerufen und sie gefragt, ob sie jemanden wüsste, der das arme kleine Vieh nimmt«, sagte Sallie. Kirsten ist ihre Schwester und wohnt in Andalusia, Alabama, wo sie zusammen mit ihrem Mann, dem Anwalt einer großen Baumwollgenossenschaft, einen Blumenladen besitzt. Ich mag sie beide nicht, vor allem wegen ihrer einfältigen politischen Ansichten, sie halten die Südstaaten-Flagge hoch, sind für das Morgengebet in staatlichen Schulen und für die Abschaffung von Quotenregelungen in der Personalpolitik - alles Themen, bei denen ich mit meiner Meinung nicht hinter dem Berg halte. Sallie aber kann manchmal vergessen, dass sie in Mount Holyoke und Yale studiert hat, und in den Zustand einer hübschen schwatzhaften Südstaatenschönheit zurückfallen, wenn sie sich mit ihrer Schwester und ihren Cousinen trifft. »Sie meint, sie wüsste eventuell jemanden«, sagte Sallie, »und ich habe versprochen, es so zu arrangieren, dass der Welpe bis direkt vor ihre Tür gefahren wird. Heute noch. Heute Nachmittag. Dann fand sie das doch ein bisschen zu viel Aufwand. Ich habe gesagt, für sie nun bestimmt nicht, schließlich würde ich es doch machen oder jedenfalls arrangieren. Dann hat sie gesagt, sie würde zurückrufen, aber bis jetzt habe ich nichts gehört. Das ist mal wieder typisch für meine Familie, kein Verantwortungsbewusstsein.«

»Vielleicht sollten wir zurückrufen?«, schlug ich vor, als wir ihr Auto erreichten. Wir hatten ein Telefon im Wagoneer. Ich freute mich nicht besonders auf den Besuch im Tierheim.

»Sie hat es schon vergessen«, sagte Sallie. »Sie würde sich nur aufregen.«

Als ich durch das Rückfenster von Sallies Jeep schaute, sah ich den kleinen Drahtkäfig des Welpen im Kofferraum. Ich sah den weißen Kopf, rückwärts gewandt, in die Richtung, aus der sie gekommen waren. Was dachte er wohl?

»Der Tierarzt meinte, das wird ein richtig großer Hund. Das sieht man an den großen Pfoten.«

Sallie stieg ein. Ich stellte meinen Koffer auf den Rücksitz, um den Welpen nicht zu erschrecken. Zweimal bellte er sein verzweifeltes kleines schrilles Welpen-Beilen. Vielleicht erkannte er mich. Aber mir war klar, dass er einfach nicht so ein Welpe war, der einem schnell ans Herz wächst. Mein Vater hatte die nette Angewohnheit, Vorschläge, die ihm gemacht wurden, gegen den Strich zu bürsten, um sie zu prüfen. Wenn es zu einem Thema anscheinend nur ein Fazit gab, stellte er sich das Gegenteil davon vor: Wenn ein Geschäft einen offensichtlichen Begünstigten hatte, fragte er danach, wer noch Vorteile davon hatte, ohne dass man es merkte. Ich brauche nicht zu sagen, dass das wertvolle Instrumente bei der Anwaltsarbeit sind. Aber ich erwischte mich bei dem Gedanken - freilich ohne es Sallie zu sagen - , dass wir zwar meinten, wir täten dem Welpen einen Gefallen, indem wir versuchten, ein neues Heim für ihn zu finden, in Wirklichkeit aber nur uns einen Gefallen taten, indem wir uns genauso verhielten wie die angeblich anständigen Leute, die so was eben machen. Ich zum Beispiel bin jemand, der anhält, um Schildkröten von befahrenen Interstate-Autobahnen wegzuschaffen, oder der Schmetterlinge auf dem Parkplatz eines Einkaufszentrums einsammelt und in die Büsche setzt, um ihnen eine bessere Überlebenschance zu geben. Ich weiß, das sind sinnlose Akte sinnloser Hilfsbereitschaft. Doch wenn ich so etwas getan habe, sitze ich nachher im Auto und halte nicht gerade weniger von mir als vorher. (Noch später bin ich irgendwann immerhin so weit, mich als Hochstapler zu betrachten, das dann doch.) Aber die Alternative wäre, den Schmetterling dort, wo er liegt, verrecken, die große Schildkröte auf dem Weg zum Teich

überfahren zu lassen; und dann würde ich gegen mich selbst Anklage erheben wegen Grausamkeit oder mir das zwangsläufige Gefühl des Verlustes einbrocken. Wahrscheinlich, ließe sich argumentieren, sind diese Anlässe zu gering, um ernsthaft darüber nachzudenken, denn ganz gleich, wie man dabei handelt, man hat es immer nach ungefähr fünf Minuten vergessen.

Abgesehen von einem zähen Gespräch über meinen Vormittag bei Ruger, Todd und Jennings und über Sallies Sieg bei der Routenverschiebung des Aids-Marathons vom nächsten Samstag, sagten wir auf dem Weg ins Tierheim nicht viel. Sallie hatte die Adresse ganz offensichtlich nachgeschlagen, denn sie nahm eine Ausfahrt von der Interstate-Autobahn, die ich noch nie benutzt hatte und die uns sofort zu einem breiten Boulevard brachte, wo alte Autos auf dem Seitenstreifen parkten und die Gosse voller Papiermüll lag, an irgendwelchen braunen Backsteinhäusern entlang, sozialer Wohnungsbau, wo Schwarze auf ihren Eingangsstufen hockten oder ziellos durch die Straßen schlenderten. Es gab ein paar schmierig aussehende Barbe-cue-und-Gumbo-Cafés und zwei Autoreifenwerkstätten, wo auf der Straße gearbeitet wurde. Ein winzigkleiner schwarzer Mann stand auf einer Obstkiste und schnitt Haare, vor ihm auf dem Bürgersteig seine Kunden, in Zeitungspapier eingewickelt und auf Sitzgelegenheiten, die aus irgendeiner Essecke ausgebaut worden waren. Ein paar ältere Männer hatten einen Kartentisch auf den grasbewachsenen Mittelstreifen gestellt und spielten in der Sonne. Nirgendwo gab es Weiße. In diesem Teil der Stadt hätten sich die meisten Weißen auch gefürchtet. Dabei war es keine schlechte Gegend, und die Neger, die hier lebten, betrachteten die Welt sicher nicht als einen Ort der Hoffnungslosigkeit.

Sallie bog falsch ab und landete auf einer heruntergekommenen Wohnstraße voller pastellfarbener Reihenhäuser, die nur ein Zimmer breit waren; schwarze Jugendliche in ausgebeulten Hosen und großen schwarzen Turnschuhen spielten Basketball ohne Korb. Die Jungen

beobachteten, wie wir vorbeifuhren, sagten aber nichts. »Da hab ich die falsche Abbiegung erwischt«, sagte sie mit abwesender, zögernder Stimme. Sie fühlt sich nicht wohl unter Schwarzen, wenn sie die einzige Weiße ist - das ist ein Überrest ihrer privilegierten Jugend in Alabama, wo alles und jeder an einen angestammten Ort gehört und auch dort zu bleiben hat.

Sie wurde an der nächsten Ecke langsamer und schaute in beiden Richtungen auf eine ähnliche kleine Straße voller Reihenhäuser. Auch hier lauter Schwarze, die ihre Autos wuschen oder in der Sonne auf den Bus warteten. Ich bemerkte, dass wir uns in der Creve Coeur Street befanden, wo sich laut der *Times-Picayune* besonders viele Mordfälle pro Jahr ereigneten. Das passierte natürlich alles nachts und betraf Schwarze, die andere Schwarze wegen Drogengeld umbrachten. Es war jetzt Viertel vor fünf am Nachmittag, und ich fühlte mich absolut sicher.

Der Welpe bellte wieder in seinem Käfig, ein leises, vorahnungsvolles Bellen, dann fuhr Sallie einen Block weiter und entdeckte sofort die Straße, die sie gesucht hatte - Rousseau Street. Die Wohnhäuser endeten hier, und alte, verfallene zwei- und eingeschossige Industriegebäude schlössen sich an: eine Offshore-Röhrenfabrik, eine Firma für tiefgefrorene Meeresfrüchte, ein aufgegebenes Recycling-Center, wo die Leute trotzdem weiterhin ihren Müll in Plastiktüten abgeladen hatten. Es gab auch einen kleinen fensterlosen Würfel, in dem eine Klinik für durchreisende Seeleute von ausländischen Schiffen untergebracht war. Ich erkannte das Gebäude, weil unsere Firma die Besitzer einmal in einer Klage wegen Körperverletzung vertreten hatte, und ich erinnerte mich an körnige Fotos von dem Haus und wie ich damals dachte, das brauchte ich wirklich nie von nahem zu sehen.

Gegen Ende dieses Blocks befand sich das Heim vom Tierschutz, das in einem langen, düsteren, lagerhallenähnlichen Backsteinbau untergebracht war, mit einem kleinen roten Schild an der Straße und einem winzigen Kiesparkplatz. Man bekam

den Eindruck, die Besitzer wollten seine Existenz nicht allzu offen zur Schau stellen.

Als Eingang diente lediglich eine einzelne fensterlose Metalltür am einen Ende des Gebäudes. Es gab keine Grünanlage davor, keinen behindertengerechten Zugang, keine hineinführenden Schilder, nur diesen niedrigen, ominösen Flachdachbau mit einem langen Lichtgaden obendrauf, der auf den Parkplatz und die Meeresfrüchte-Firma hinausging. Ein älterer Holzschuppen war hinten angebaut worden. Auf einem kleinen Schild, das ich erst nicht gesehen hatte, weil es zu niedrig angebracht war, stand: SIE MÜSSEN EINE LEINE HABEN. ALLE TIERE MÜSSEN ANGEBUNDEN SEIN. BESEITIGEN SIE DEN SCHMUTZ IHRES TIERES. WENN IHR HUND EINEN ANGESTELLTEN BEISST, SIND SIE VERANTWORTLICH. BESTEN DANK.

»Bring du ihn doch in seinem Käfig rein«, sagte Sallie und näherte sich dem Gebäude im Schrittempo, mit einem Mal ganz effizient. »Ich werde reingehen und den Papierkram erledigen. Ich habe vorhin schon angerufen.« Sie schaute mich nicht an.

»In Ordnung«, sagte ich.

Als wir ausstiegen, war ich von neuem überrascht, wie warm es war und wie dicht und zäh sich die Luft anfühlte. Nur einen Tag war ich weg gewesen, und inzwischen schien es schon Sommer zu sein, was nicht untypisch für New Orleans ist. Ich roch erwartbare Ausdünstungen nach wilden Tieren, zusammen mit einem Fischgestank und etwas Metallischem, das etwas in meiner Nase brannte. Und kaum war ich draußen in der warmen stehenden Luft, hörte ich Bellen aus dem Gebäude. Ich nehme an, es war durch das Geräusch des vorfahrenden Autos ausgelöst worden.

Gegenüber vom Tierheim standen ebenfalls Reihenhäuser, die mir noch nicht aufgefallen waren. Einige ältere Schwarze saßen in Gartenstühlen aus Metall auf ihren kleinen Veranden und beobachteten mich bei meinen Vorbereitungen. Das musste ein schwieriger Ort zum Wohnen sein, dachte ich,

ziemlich gewöhnungsbedürftig, all der Lärm und das Kommen und Gehen der vielen Tiere.

Sallie verschwand hinter der unfreundlichen kleinen Tür, und ich öffnete die Heckklappe des Wagoneer und hievte den Welpen in seinem Käfig heraus. Er rutschte auf eine Seite, als ich in das Drahtgitter griff, bellte dann mehrmals aufgeregt und aus vollem Halse, dann hieb er mit den Krallen nach dem Gitter und meinen Fingern und verpasste mir einen ordentlichen Kratzer an den Knöcheln, so dass ich das Ganze beinahe hätte fallen lassen. Der Käfig war, selbst mit ihm darin, sehr leicht, und mein Gesicht war so nah, dass ich seinen Urin riechen konnte. »Ruhe da drinnen«, sagte ich.

Aus irgendeinem Grund drehte ich mich, den Käfig in der Hand, zu den Farbigen auf der anderen Straßenseite um, die mir schweigend zusahen. Ich hatte ihnen nichts zu sagen. Ich war mir sicher, dass sie Sympathie aufbrachten für das, was geschah, weil sie es immer noch besser fanden als Grausamkeit. Mir war der Schweiß ausgebrochen, weil ich meinen Büroanzug trug. Und linkisch winkte ich ihnen zu, aber natürlich kam keine Reaktion.

Als ich den Käfig bis nah vor die Metalltür geschafft hatte, schaute ich unwillkürlich nach links. Am Ende der verdreckten Gasse zwischen dem Tierheim und der Klinik für Seeleute war ein runder Stahlkanister, durch ein paar große gewellte Aluminiumrohre mit dem Tierheimgebäude verbunden, alles in Schwarz und neu aussehend. Das war bestimmt eine Maschine, um Tierkadaver zu entsorgen, obwohl ich nicht genau wusste, wie. Wahrscheinlich irgendein neu erfundener Verbrennungssofen ohne Ablassventil oder Schornstein - etwas sehr Effizientes. Es war überaus finster anzusehen und erinnerte mich an das, was wir alle vor Jahren gehört hatten, von furchtbaren Vakuumkammern und Vergasungszellen. Wahrscheinlich stimmten diese Geschichten nicht einmal. Heutzutage ist es bloß eine Spritze. Sie schlafen ein, in der Gewissheit, dass sie auch wieder aufwachen werden.

Im Tierheim war es mit einem Schlag kühl, und Sallie hatte schon fast alles erledigt. Das Bellen, das ich von draußen gehört hatte, riss auch drinnen nicht ab, aber der wilde Tiergestank wurde verdrängt von einem allgegenwärtigen, aufdringlichen Geruch nach Desinfektionsmitteln. Der Empfang war eine Nische mit ein paar metallenen Schreibtischen und Leuchtstoffröhren an der hohen Decke, und auf einem Wandkalender war ein Golden Retriever zu sehen, der auf einem Weizenfeld stand und einen toten Fasan im Maul hatte. Zwei Mädchen im Schulalter hielten die Stellung, und eines half Sallie beim Ausfüllen der Papiere. Diese Mädchen waren zweifellos tierlieb und machten diesen Job nach der Schule, weil sie davon träumten, Tierärztinnen zu werden. Auf einem Schild an der Wand hinter den Schreibtischen stand *Die Unterbringung von Welpen ist unser höchstes Ziel*. Das hing da, dachte ich, damit Leute wie ich sich besser fühlten, wenn sie einen Hund hier ablieferten. So vergaß es sich leichter.

Sallie war über einen der Tische gebeugt, während sie ein dickes grünes Dokument ausfüllte, und drehte sich gerade nach mir um, als eine ältere Frau mit strengem Gesicht in einem weißen Laborkittel und schwarzen Gummistiefeln durch eine Seitentür kam. Ihr kleines Gesicht und ihre Hände waren aufgedunsen, aber auch ledrig, wie es die Haut der Frauen im Süden oft wird - zu viel Sonne und Alkohol, zu viele Zigaretten. Ihr Haar war dicht und von einem stumpfen Rotbraun und hing ihr schwer ums Gesicht, was ihren Kopf noch kleiner aussehen ließ als ohnehin schon. Diese Frau war allerdings überaus freundlich und lächelte viel, obwohl ich ihrem Aussehen und ihrer Kleidung einfach ansehen konnte, dass sie keine Tierärztin war.

Ich stand da und hielt den Käfig, bis eins der Schulmädchen um ihren Tisch herumkam und hineinschaute und sagte, der Welpe sei süß. Er bellte, und der Käfig in meiner Hand geriet ins Schaukeln. »Wie heißt er?«, fragte sie und lächelte verträumt. Sie war ein plump gebautes Mädchen, sehr blass, mit einem nach außen schielenden Auge. Ihre Fingernägel waren leuchtend orange lackiert und sahen ungepflegt aus.

»Wir haben ihm keinen Namen gegeben«, sagte ich, langsam fühlte sich der Käfig unhandlich an.

»Das tun wir dann«, sagte sie und steckte ihre Finger durch das Drahtgitter. Der Welpe hieb nach ihr, dann leckte er ihre Fingerspitzen und jaulte auf, als sie ihren Finger zurückzog.

»Sie bringen fünfundsechzig Prozent ihrer Schützlinge unter«, sagte Sallie über die Formulare hinweg zu mir.

»Schade, dass nich Feiertage sind«, sagte die Frau in dem Laborkittel mit rauer Stimme und sah Sallie beim Ausfüllen zu. Sie sprach wie jemand von der anderen Seite des Atchafalaya, jemand, der früher Französisch gesprochen hatte. »Zu Weihnachten is das hier drinnen ne Geisterstadt, ja.«

Die Helferin, die mit dem Welpen gespielt hatte, ging durch die Tür auf einen langen Betonkorridor voll halbdunkler Käfige mit Metallgittern. Sofort fingen die Hunde wieder an zu bellen, und der üble Tiergestank drang fast schockierend in den Raum ein. Ein seltsamer Arbeitsplatz, dachte ich.

»Wie lange behalten Sie sie?«, fragte ich und setzte den Käfig des Welpen auf dem Betonboden ab. Jenseits der Tür bellte es weiter, vor allem ein Hund, der sich anhörte, als wäre er besonders groß, obwohl ich ihn nicht sehen konnte. Eine große gelbe Katze mit Tigermuster, die offenbar im Büro frei herumlaufen durfte, huschte über den Schreibtisch, wo Sallie immer noch schrieb, und rieb sich an ihrem Arm, was sie zum Stirnrunzeln brachte.

»Fünf Tage«, sagte die Cajun-Frau mit dem aufgedunsenen Gesicht und lächelte, amüsiert sah es aus. »Wir versuchens ja, se unterzubringen. Die ganze Zeit kommen Leute vorbei und gucken. Welpen gehen schnell weg, falls nich was mit ihnen nich stimmt.« Ihre Augen suchten den Käfig am Boden. Sie lächelte den Welpen an, als könnte er sie verstehen. »Süß biste«, sagte sie und machte ein trockenes Kussgeräusch.

»Was ist denn normalerweise das Problem?«, fragte ich, und Sallie drehte sich nach mir um.

»Zu aggressiv«, sagte die Frau und äugte wohlwollend zu dem Welpen hinein. »Und wenn se nich stubenrein werden, werden se zurückgebracht. Was nich so gut is.«

»Vielleicht haben sie nur Angst«, sagte ich.

»Paar vielleicht. Aber andere sind einfach kleine Naturtalente. Die sind nach einer Stunde weg.« Sie bückte sich, Hände auf ihren Kittelknieen, und schaute unseren Welpen an. »Und du?«, sagte sie. »Biste n kleines Naturtalent? Oder n kleiner Racker? Ich glaube, ich seh n kleinen Racker da drinnen.« Der Welpe saß auf dem Drahtboden und starnte sie gleichgültig an, genau wie er mich angestarrt hatte. Ich dachte, gleich bellt er bestimmt, aber er ließ es.

»Das war's«, sagte Sallie, wandte sich mir zu und versuchte einen lieben Blick. Sie steckte ihren Stift in die Handtasche. Sie dachte, ich würde es mir womöglich noch anders überlegen, aber das hatte ich gar nicht vor.

»Dann haben Sie ja alles. Ab jetzt übernehmen wir«, sagte die Cajun-Frau.

»Wie hoch ist die Gebühr?«, fragte ich.

»Gebühr gibts nich«, sagte die Frau und lächelte. »Denken Se an mich, wenn Se Ihr Testament machen.« Sie hockte sich vor den Käfig, als wollte sie ihn gleich öffnen. »Kleiner, Kleiner«, sagte sie, dann fasste sie den Käfig mit beiden Händen und stand auf. Sie stieß ein kleines Grunzen aus, war aber viel stärker, als ich gedacht hätte. In diesem Moment kam eine weitere blonde Helferin, diesmal mit einer Metallschiene an ihrem linken Bein, durch die Tür zum Zwinger gehumpelt, und die Frau ging einfach an ihr vorbei, den Käfig im Arm, während die Hunde in dem langen dunklen Korridor wieder anfingen, ekstatisch zu bellen.

»Den Käfig spenden wir«, sagte Sallie. Sie wollte nur noch raus, und mir ging es genauso. Ich stand noch einen Augenblick da und sah der Frau in dem Laborkittel nach, die mit unserem Welpen an den Käfigen vorbei verschwand. Dann fiel die grüne Metalltür zu, und damit war die Sache erledigt. Keine großen Zeremonien.

Auf unserer Fahrt zurück ins Zentrum waren wir beide verständlicherweise in einem wattigen, niedergeschlagenen Schweigen versunken. Von der Autobahn aus fand ich den Anblick des modernen südstaatentypischen Stadtlebens und der ehrgeizigen Neubauten, wo einst eine niedrige elegante alte Flussstadt gestanden hatte, besonders abstoßend und hoffnungslos, und Sallie vermutlich auch. Mir, der ich tagtäglich in einem der hohen Monstren aus Metall und Glas zu rackern hatte (ich konnte sogar meine Bürofenster am Place St. Charles sehen, kleine unauffällige Rechtecke, die hoch oben unter zahllosen anderen glänzten), erschien diese Stadt ganz besonders entfremdet, ihrer Geschichte ebenso wie meiner eigenen Wesensart. Hinter diesen eckigen, verspiegelten Fenstern schrieben und diskutierten menschliche Wesen, bereiteten Fälle vor; auf anderen Etagen führten sie Biopsien und Computertomographien durch, bohrten Löcher aus, überbrachten allen möglichen Wartenden willkommene und unwillkommene Nachrichten - Klienten, Patienten, Geschäftspartnern, Ehegatten, Kindern. Es gab tatsächlich sogar Leute, die dort auf mich warteten, heute Nachmittag, auf mich und die Neuigkeiten vom Fall Brownlow-Maisonette - wie standen die Dinge, wie entwickelten sich unsere Aussichten, wie sah meine Einschätzung der Angelegenheit grundsätzlich aus und welche Hoffnungen auf eine gütliche Einigung hatten wir (meine Einschätzung würde im Großen und Ganzen so vielversprechend nicht ausfallen). Nicht lange, und ich würde mich wieder in ihre freudlose Gesellschaft begeben und vergessen, wie ich hier über die Autobahn gefahren war und nach draußen gespäht hatte, geradezu verzweifelt über das Schicksal eines belanglosen kleinen Hundes. Ehrlich gesagt, kam ich mir ziemlich albern dabei vor.

Sallie sagte plötzlich, als hätte sie sich etwas zurechtgelegt, während ich kläglich vor mich hin grübelte: »Weißt du noch, wie wir am Neujahrstag da saßen und darüber sprachen, wie alles anders werden kann, weil sich ein Ding verändert hat?«

»Der Große Wagen«, sagte ich. Wir hatten gerade unsere Ausfahrt erreicht und fuhren rasch nach unten und durch einen anderen armen Teil der Schwarzenzone, der an unsere aufgehübschte Straße grenzt. Alles wirkte schon viel handhabbarer, je näher wir unserem Zuhause kamen.

»Genau«, sagte Sallie, als wären die Worte »der Große Wagen« ein Vorwurf an ihre Adresse gewesen. »Aber weißt du was - du wirst es für verrückt halten, ist es vielleicht auch - , jedenfalls gestern Nacht, als ich im Bett lag, habe ich in diesem armen kleinen Welpen immer mehr eine böse Kraft gesehen, die alles in unserem Leben in schreckliche Gefahr bringt. Auch wir beide waren irgendwie in Gefahr. Das machte mir Angst. Das wollte ich nicht zulassen.«

Ich schaute zu Sallie hinüber und sah eine glasklare Träne aus ihrem Auge schlüpfen und über ihre weiche, gerundete, hübsche Wange gleiten.

»Schatz«, sagte ich und suchte ihre Hand auf dem Steuerrad. »Alles ist doch in Ordnung. Du hast dir eine Menge zugemutet. Und ich war nicht da. Ich müsste nur mehr da sein und mehr tun. Es gibt nichts, wovor du Angst haben müsstest.«

»Das stimmt wohl«, sagte Sallie entschlossen.

»Und falls die Dinge im Moment nicht hundertprozentig sein sollten«, sagte ich, »werden sie es bald wieder sein. Du wirst der Welt schon bald wieder entgegentreten wie immer. Und umso besser wird es uns gehen.«

»Ich weiß«, sagte sie. »Tut mir Leid wegen dem Welpen.«

»Mir auch«, sagte ich. »Aber wir haben das Richtige getan. Wahrscheinlich wird es ihm gut gehen.«

»Und es tut mir Leid, dass mich die Dinge manchmal bedrohen«, sagte Sallie. »Es sollte nicht so weit kommen, und dann kommt es doch so.«

»Die Dinge bedrohen uns alle«, sagte ich. »Keiner kommt ungeschoren davon.« So dachte ich damals über diese ganzen Fragen. Wir waren in Sichtweite unseres Hauses. Ich wollte eigentlich nicht mehr über das alles reden.

»Liebst du mich?«, sagte Sallie ziemlich unerwartet.

»O ja«, sagte ich. »Das tue ich. Ich liebe dich sehr.« Mehr sagten wir nicht.

Vor einer Woche habe ich in einem der Journale für Gerichtsanwälte, die glauben, sie müssten ihre Artikel dadurch rechtfertigen, dass sie regelmäßig auch noch geistreich gemeinte Aphorismen absondern - die schaue ich mir ja auch nur aus Spaß an - , zwei Dinge gelesen, die ich wirklich interessant fand. Diese Sprüche werden immer so ausgewählt, dass sie einen um die Ecke gedachten Kommentar zum Gesetz darstellen, und oft sind sie urkomisch und voller Wahrheit. Der erste lautete so: »Wissenschaftler sagen voraus, dass in fünftausend Jahren die Erde von der Sonne angezogen und mit ihr kollidieren wird.« Dann ging es ungefähr so weiter: »Es ist also nicht zu früh, Ihre Berufshaftpflichtversicherung zu erhöhen«, irgendein Schwachsinn dieser Art. Aber ich muss zugeben, bei der Meldung über unseren Planeten fühlte ich mich seltsam unwohl - als hätte ich durch die Unvermeidlichkeit dieses weit in der Zukunft liegenden Endes etwas Wichtiges zu verlieren. Ich kann jetzt gar nicht sagen, was dieses Wichtige sein könnte. Niemand kann fünftausend Jahre im Voraus denken. Und ich hätte auch nicht geglaubt, dass man in dieser Hinsicht etwas *fühl*t, höchstens vielleicht etwas Religiöses. Bloß fühlte ich etwas, und ich bin alles andere als ein religiöser Mensch. Was ich fühlte, ähnelte ziemlich der Empfindung, die in der alten Redensart »Gerade ist jemand über dein Grab gegangen« anklingt. Irgendjemand, so schien es, war gerade über mein Grab gegangen, fünftausend Jahre von heute entfernt, und besonders gut fühlte es sich nicht an. Ich tat mir Leid, weil ich überhaupt so etwas dachte.

Den anderen Spruch fand ich auf den letzten Seiten, hinter dem Anzeigenteil, und da stand, dass Astronomen den bislang ältesten Stern entdeckt hätten, der ihrer Ansicht nach 50 Millionen Lichtjahre entfernt war; sie hätten ihn, aus offensichtlichen Gründen, den Millennium-Stern genannt. Die eigentliche Jahrtausendwende war ja vorübergegangen, ohne

irgendwelche nennenswerten Veränderungen zu bringen, fand ich jedenfalls. Als der Wissenschaftler, der ihn entdeckt hatte, gebeten wurde, die chemische Zusammensetzung dieses Millennium-Sterns zu beschreiben - den man natürlich nicht einmal sehen konnte - , da sagte er: »Puh, tja, ich weiß nicht. Man kann einfach nicht so weit in der Zeit zurückgehen.« Und ich dachte - in meinem Büro sitzend, umzingelt von den Akten zum Fall Brownlow-Maisonette, während die heiße Sonne von New Orleans durch genau das Fenster hineinstrahlte, das ich damals vom Wagen aus sah, nachdem Sallie und ich den Welpen seinem Schicksal übergeben hatten - , ich dachte: *Zeit?* Warum sagt er Zeit, wenn er doch Raum meint? Und wieder beschlich mich dieses seltsame Gefühl, dass überall in der Zeit so vieles passiert und wir nur einen lachhaft unbedeutenden Bruchteil davon erfahren.

Die Tage, die unserem Besuch im Tierheim folgten, waren ereignisreich. Sallies Kollege Jerry DeFranco starb natürlich. Und obwohl er Aids hatte, starb er von eigener Hand, entmutigt, in seiner kleinen Mansarde in der Kerelerec Street, spät in der Nacht vor dem Marathon. Ich nehme an, er wollte, dass man sein Leben und seinen Tod als einen Triumph der Willenskraft über die unbarmherzigen Umstände ansah.

An einer anderen Front beschlossen die Brownlow-Berufungskläger sehr plötzlich und unerwartet, sich gütlich zu einigen, statt Jahre extrem hoher Anwaltsrechnungen und natürlich die (wenn auch geringe) Möglichkeit einer vernichtenden Niederlage in Kauf zu nehmen. Darauf hatte ich gehofft und betrachte es als einen Sieg.

Ansonsten verlief der Marathon wie geplant, und zwar auf der von Sallie geplanten Route. Ich war leider in St. Louis und verpasste alles. Am selben Nachmittag kam es zu einem Massaker in einem Fast-Food-Restaurant nicht weit vom Tierheim, und jemand, den ich kannte - ein schwarzer Anwalt - , wurde umgebracht. Außerdem wurden in dieser Zeit erste Vorführ-Gespräche mit mir geführt, wegen eines Bundesrichterpostens, den ich ganz sicher nie kriegen werde. Solche

Sachen werden immer über Monate und Jahre verschleppt, alle möglichen Leute werden verständigt, sie sollen sich bereithalten, wenn es irgendwann so weit ist, und dann wird der Falsche ausgewählt, aus falschen Gründen, wonach sich herausstellt, dass ohnehin alles schon lange feststand. Das Recht ist eine seltsame Berufung. Und New Orleans ist ein einzigartiger Ort. In jedem Fall bin ich viel zu liberal für die derzeitige Riege da oben in unserem Land.

Mehrere Leute riefen schließlich doch wegen des Welpen an, sie hätten meine Zettel gesehen, und ich verwies sie alle ans Tierheim. Ich bin ein-, zweimal herumgegangen und habe nach den Zetteln geschaut, und einige hingen immer noch da, neben den Ankündigungen vom Aids-Marathon, was mir ein Gefühl der Befriedigung gab, aber kein großes.

Jeden Morgen saß ich im Bett und dachte an den Welpen, wie er auf jemanden wartete, der an der langen Käfigreihe entlangkam und ihn dort allein vor sich hin starren sah und mitnahm. Aus irgendeinem Grund wollte ihn in meiner Fantasie nie jemand haben - weder ein autistisches Kind noch ein einsamer, mutloser älterer Mann, eine frisch Verwitwete oder eine junge Familie mit lauter Radaugören. Keiner davon. Wie ich es mir auch immer vorstellte, er blieb zurück.

Sallie sprach das Thema nicht wieder an, obwohl ihre Schwester am Dienstag anrief und sagte, sie kannte eine Frau namens Hester in Andalusia, die den Welpen nehmen würde, und dann stritten sich die beiden so erbittert, dass ich ans Telefon gehen und schlachten musste.

An manchen Nachmittagen, während die vorgesehenen fünf Wartetage verstrichen, dachte ich an den Welpen und fühlte mich wie der letzte Verräter, weil ich ihn ins Tierheim gebracht hatte. Dann wieder fand ich, wir hatten ihm eine bessere Chance gegeben, als er sonst bekommen hätte, allein auf der Straße oder bei seinen vorherigen Besitzern. Ich sah in ihm ganz sicher nie eine böse Kraft, die man entzaubern musste, oder eine Bedrohung von irgend etwas Wichtigem. Ich sehe das Leben nicht als etwas so Zerbrechliches. Er war, wenn überhaupt, nur ein Opfer der Grenzen, die wir alle unserem

Mitgefühl und unserer Fähigkeit setzen, mit Uneindeutigem leben zu können. Wer weiß, vielleicht hatte Sallie auch Recht - vielleicht war der Welpe eine Botschaft, die uns hinterlassen worden war, als Anregung zum Nachdenken: etwas, das jemand über uns dachte, oder etwas, das jemand uns unbedingt mitteilen wollte. Wer oder was oder in welcher Hinsicht das so sein könnte, keine Ahnung. Wobei wir alle natürlich irgendwie in das Leben der anderen verwickelt sind, ob wir das genau überschauen oder nicht.

Am Donnerstagabend, am Vorabend des fünften Tages, hatte ich noch einmal einen merkwürdigen Traum. Träume bedeuten immer irgendetwas nahe Liegendes, und deshalb versuche ich, so gut ich kann, mich nicht an meine zu erinnern. Aber aus irgendeinem Grund war es diesmal anders, und ich träumte wieder von meinem alten verstorbenen Kanzleipartner, Paul Thompson, und von seiner netten Frau Judy, einer hübschen, drallen Blondine, die Operngesang studiert und in mehreren Stadttheaterproduktionen die Koloraturrolle gesungen hatte. In meinem Traum hielt Judy Paul eine bombastische Predigt wegen einer Liste mit Frauennamen, die sie gefunden hatte, Frauen, mit denen Paul etwas gehabt, die er sogar geliebt hatte. Sie sagte ihm, er sei ein furchtbarer Mann, der ihr das Herz gebrochen habe, und sie würde ihn verlassen (das war auch tatsächlich passiert). Auf ihrer Liste - die ich plötzlich, wie durch einen Nebel, sehen konnte - stand auch Sallies Name. Und als ich ihn dort sah, fing mein Herz an zu klopfen, klopfen, klopfen, bis ich im Dunkeln aufrecht im Bett saß und laut sagte: »Wusstest du, dass dein Name auf der verdammten Liste steht?« Draußen auf unserer Straße hörte ich jemanden Trompete spielen, eine ganz langsame und inbrünstige Version des Kirchenliedes »Nearer Walk With Thee«. Und Sallie lag da neben mir, im Tiefschlaf. Ich wusste natürlich, dass sie es getan hatte und verdiente, auf der Liste zu stehen, dass es wahrscheinlich sogar so eine Liste gegeben hatte, wenn man bedenkt, was für ein rücksichtsloser Mann Paul Thompson gewesen war. Wie gesagt, hatte ich mit Sallie nie über dieses Thema gesprochen und bis dahin geglaubt, ich wäre über die

ganze Angelegenheit hinweg. Jetzt muss ich wohl davon ausgehen, dass ich mich geirrt habe.

Dieser Traum blieb mir am nächsten Tag im Sinn, und in der darauf folgenden Nacht träumte ich ihn wieder. Und da dieser Traum meine Gedanken so beherrschte, fiel mir erst am Samstag nach dem Mittagessen, als ich mich in einen Sessel im Wohnzimmer gesetzt hatte, um ein Nickerchen zu machen, der Welpe wieder ein. Die vielen langen Stunden des Freitags waren vergangen, und schließlich hatte der Welpe seine Endstation erreicht, was immer das bedeutete. Ich war überrascht, dass ich im entscheidenden Moment versäumt hatte, an ihn zu denken, wo ich zuvor so oft an ihn gedacht hatte. Und ich war traurig verblüfft, dass mir das Ganze letzten Endes offenbar doch nicht so wichtig gewesen war, wie ich geglaubt hatte.

## KRIPPE

Nicht Faith fährt sie, sondern ihre Mutter Esther. Alle fünf sitzen sie im Auto. Die Familie unterwegs nach Snow Mountain Highlands, zum Skifahren. Von Sandusky, Ohio, nach Nord-Michigan. Es ist Weihnachten, oder fast. Keiner will Weihnachten allein verbringen.

Zu den fünf gehört Faith, das ist die Film-Anwältin, angereist aus Kalifornien; ihre Mutter Esther, die vierundsechzig ist und über die Jahre viel zu dick geworden. Dann gibt es noch Roger, den in Trennung lebenden Ehemann von Faiths Schwester Daisy, an der JFK High School von Sandusky für die Schülerberatung zuständig; und Rogers zwei Töchter: Jane und Marjorie, acht und sechs Jahre. Daisy - die Mom der Mädchen - ist anwesend, aber nicht dabei. Sie macht eine Entziehungskur in einer großen Stadt des Mittleren Westens, die nicht Chicago oder Detroit ist.

Draußen, hinter der langen baumlosen Weite aus weiß gefrorener Winterlichkeit, kommt plötzlich der Lake Michigan in Sicht, blassblau mit einer dünnen Schicht Nebel über seiner metallischen Oberfläche. Die Mädchen quasseln auf dem Rücksitz. Roger sitzt daneben und liest das Skipisten-Magazin.

Florida wäre eine viel nettere Ferienalternative gewesen, denkt Faith. Das EPCOT-Center für die Mädchen. Das Weltraumzentrum. Satellite Beach. Frischer Pompano aus dem Ozean. Der Ozean. Sie bezahlt alles und mag Skifahren nicht mal besonders. Aber das Jahr war nicht leicht für sie alle, und

einer muss sich doch drum kümmern. Wenn sie sich für Florida entschieden hätte, wäre sie am Ende vollkommen pleite gewesen.

Ihre grundlegende Willensstärke, denkt Faith, während auf der linken Seite etwas herankommt, das nach einem Atomkraftwerk aussieht, ist es auch, was sie zu einer erstklassigen Anwältin macht; ihre unerschütterliche Bereitschaft, die Dinge als verbesserbar zu betrachten, und ihre Gründlichkeitssucht. Wenn jemand im Studio, beispielsweise ein stellvertretender Marketingleiter, aus einer absolut verbindlichen, aber überraschend ungünstigen Verpflichtung auszusteigen wünscht -sagen wir, einem notariellen Vertrag -, dann ist Faith die Richtige für ihn. Faith, die Macherin. Faith, die blonde Schönheit mit Grips. Deine höchstpersönliche Optimistin. Ein Kliententraum mit Supertitten. Ihren eigenen Titten. Lass ihr einfach einen Tag Zeit für dein Problem.

Ihre Schwester Daisy ist *das* typische Beispiel. Daisy ist es gelungen, ihr ernstes Methamphetamin-Problem einzugesten, aber erst, nachdem ihr Bikerboy Vince ein Gästezimmer auf Kosten des Staates Ohio bekommen hatte. Und dabei hatte Faith eine gewisse Rolle zu spielen, die mit Anrufen bei Anwaltskollegen und einer Verbotsverfügung für Vince begann, gefolgt von Polizei und Handschellen. Daisy, erschöpft und zutiefst verletzt, entwickelte sich schließlich zu einer glaubwürdigen Zeugin, sobald sie erst einmal davon überzeugt war, dass keiner sie umbringen würde.

Während sie zusammen mit ihrer Mutter Daisys Wohnung durchging, auf der Suche nach angemessenen Kleidern für den Entzug, stieß Faith auf Dildos; sechs Stück insgesamt - einer sogar unter der Küchenspüle. Sie steckte sie in eine Supermarkttüte und legte sie zum Straßenmüll der Nachbarn, damit ihre Mutter nichts davon mitkriegte. Ihre Mutter ist im Allgemeinen auf dem neuesten Stand, aber nicht unbedingt an Dildos interessiert. Für Daisys Einlieferungsoutfit einigten sie sich dann auf ein nettes dunkles Hauskleid aus Jersey und ein neues Paar weiße Adidas.

Die Unterseite der Charakterstärke, die Nicht-Anwalts-Seite besteht, das weiß Faith, aus der Tatsache, dass sie fast siebenunddreißig ist und nichts in ihrem Leben besonders solide. Sie hat viel Geduld (mit Arschlöchern), kann sich hinter den Kulissen sehr nützlich machen (bei Arschlöchern). Ihr Glas ist immer halb voll. Standhalten und verbessern, das könnte ihr Motto sein. Veränderungen wittern. Wobei die Fähigkeiten im Umgang mit dem Gesetz wiederum nur zum Teil kompatibel mit den Anforderungen des Lebens sind.

Jetzt kommt links ein hoher silberner Schornstein vorbei, mit blinkenden weißen Lichtern an der Spitze und mehreren grauen Kühltürmen in Megafonform drum herum. Dichter kreidiger Rauch quillt aus den Türmen. Der Lake Michigan dahinter sieht aus wie eine blauweiße Wüste. Es hat drei Tage lang geschneit, jetzt aber aufgehört.

»Was ist das große Ding da?«, fragt Jane oder vielleicht auch Marjorie und späht durchs Rückfenster. Es ist zu warm in dem preiselbeerfarbenen Suburban, den Faith am Flughafen von Cleveland für diese Reise gemietet hat. Die Mädchen kauen beide Kaugummi mit Wassermelonengeschmack. Ihnen allen könnte gleich schlecht werden.

»Das ist ein Raumschiff, das gleich in den weiten Weltraum startet. Möchtet ihr gern mitfahren, Mädels?«, sagt Roger, der Schwager, zu seinen Töchtern. Roger ist der freundlich-lustige Nachbar aus der Familiensoap, allerdings gar nicht mal so lustig. Er ist klein und auf sanfte Weise gut aussehend und trägt Bürstenhaarschnitt und eine schwarze Hornbrille. Und er ist ein Ekel - ganz subtil, so wie Faith es von einigen Fernsehschauspielern her kennt. Er ist siebenunddreißig wie sie und mag Strickjacken in Pastellfarben und Schuhe von Hush-Puppies. Daisy war ihm sehr, sehr untreu.

»Es ist gar kein Raumschiff«, sagt Jane, die Ältere, presst die Stirn an die beschlagene Scheibe und zieht sie wieder zurück, um die verschmierte Stelle zu begutachten, die sie hinterlassen hat.

»Es ist eine fette Gurke«, sagt Marjorie.

»Du hält den Mund«, sagt Jane. »Das ist ein böses Wort.«

»Ist es gar nicht«, sagt Marjorie.

»Hat eure Mutter euch dieses Wort beigebracht?«, fragt Roger und verzieht das Gesicht. Garantiert. Das hat sie euch hinterlassen. Fette Gurke.« Auf dem Cover von *Skipisten* ist ein Foto von Hermann Maier in einem signalroten Anzug, wie er den Mount Everest hinunterwedorlt. Die Titelzeile lautet ER SCHRECKT VOR NICHTS ZURÜCK.

»Na hoffentlich nicht«, sagt Faiths Mutter am Steuer. Sie hat den Sitz ganz weit zurückgeschoben, um ihren Bauch unterzubringen.

»Okay. Zweimal dürft ihr noch raten«, sagt Roger. »Es ist ein Atomkraftwerk, wo sie Strom machen«, sagt Faith und lächelt nach hinten zu ihren Nichten, die auf die Schornsteine starren und das Interesse verlieren. »Damit heizen wir unsere Häuser.«

»Aber wir mögen es nicht«, sagt Esther. Esther war schön eine Grüne, bevor es schick wurde.

»Warum?«, sagt Jane.

»Weil es unsere wertvolle Umwelt bedroht, deshalb«, antwortet Esther.

»Was ist ›unsere wertvolle Umwelt‹?«, sagt Jane heuchlerisch.

»Die Luft, die wir atmen, die Erde, auf der wir stehen, das Wasser, das wir trinken.« Früher hat Esther mal Naturwissenschaften unterrichtet, achte Klasse, aber das ist Jahre her.

»Lernt ihr eigentlich gar nichts in der Schule?« Roger blättert hektisch in seinen *Skipisten*. Mysteriöserweise, hat Faith bemerkt, ist Roger ziemlich braun gebrannt.

»Ihr Vater könnte ihnen ja jederzeit etwas beibringen«, sagt Esther. »Er arbeitet an einer Schule.«

»Nicht als Lehrer«, sagt Roger. »Aber touché.«

»Was heißt ›touché‹?«, sagt Jane und rümpft die Nase.

»Das ist ein Begriff, der hat was mit Fechten und Florett zu tun«, sagt Faith. Sie mag die beiden Mädchen sehr und würde Roger am liebsten eine knallen, dass er so sarkastisch mit ihnen spricht.

»Was ist Florett?«, fragt Marjorie.

»Das ist eine Stadt in Arkansas, wo künstliche Blumen hergestellt werden«, sagt Roger. »Florett, Arkansas. Es liegt in der Nähe von Crossett.«

»Gar nicht wahr«, sagt ?aith.

»Na, dann sag du's ihnen«, sagt Roger. »Du weißt doch alles. Du bist die Anwältin.«

»Florett ist eine Art Schwert«, sagt Faith. »Aber eins zum Spielen. Wenn damit gekämpft wird, gibt es keine Toten. Es macht Spaß.« Sie verachtet Roger in jeder Hinsicht und wünscht, er wäre in Sandusky geblieben. Aber sie konnte die kleinen Mädchen doch nicht ohne ihn einladen. Dass er Faith für alles bezahlen lässt, ist Rogers Art, sich zu bedanken.

»Da. Jetzt wisst ihr's, kleine Mädchen. Hier habt ihr es zum ersten Mal gehört«, sagt Roger mit einer lieb-fiesen Stimme, bevor er weiterliest. »Euer ganzes Leben werdet ihr euch daran erinnern, wo euch zum ersten Mal erklärt wurde, was ein Florett ist, und von wem. Wenn ihr in Harvard seid...«

»Du hast es nicht gewusst«, sagt Jane.

»Falsch. Natürlich hab ich's gewusst. Absolut«, sagt Roger. »Ich hab nur ein bisschen Spaß gemacht. Weihnachten ist doch die Zeit, wo man Spaß hat, wisst ihr das nicht?«

Faiths Liebesleben ist nicht besonders gut gelaufen. Sie hat sich immer Kinder-mit-Ehe gewünscht, aber weder das eine noch das andere hat sich bislang so recht einstellen wollen. Entweder mochten die Männer, die sie mochte, keine Kinder, oder die Männer, die sie liebten und ihr alles geben wollten, wovon sie träumte, waren es nicht wert. Die Rechtsabteilung eines Filmstudios zu sein ist daher eine sehr vereinnahmende Angelegenheit geworden. Zeit ist vergangen. Eine Reihe

meistenteils liebenswürdiger Männer hat ihren Auftritt gehabt, aber auch ihren Abgang - alle waren aus dem einen oder anderen Grund unbrauchbar: verheiratet, verängstigt, geschieden, alles drei zusammen. »Ich hab immer Glück«, so sieht sie sich im Wesentlichen. Sie geht jeden Tag ins Fitness-Studio, fährt ein teures Auto, lebt allein in Venice Beach als Mieterin eines Teenager-Filmstars, mit dessen Schwester sie befreundet ist und der HIV hat. Ein Schnäppchen.

Im Spätfrühling hat sie einen Mann kennen gelernt. Einen Börsentraumprinzen mit Haus auf Nantucket. Jack. Jack pendelt mit dem eigenen Flugzeug zwischen der City und Nantucket und ist mit zirka sechsundvierzig immer noch unverheiratet. Sie war ein paarmal an der Ostküste und ist mit ihm hochgeflogen, hat seine streng dreinschauenden Schwestern und die hübsche High-Society-Mom kennen gelernt. Es gab ein großes blaues weiträumiges Strandhaus direkt am Meer, mit Rosenhecken und Sandwegen zu verstohlenen Dünen, wo man nackt schwimmen konnte - was ihr besonders viel Spaß machte, obwohl die Schwestern verblüfft waren. Auch der Vater war dort, aber krank, er würde bald sterben, daher waren das Leben und die Pläne im Allgemeinen auf Warteschleife. Jack hatte *mucho* Business in London zu erledigen. Geld war kein Problem. Vielleicht wenn der Vater dahingeschieden sei, dann könnten sie heiraten, hatte Jack einmal beinahe vorgeschlagen. Bis dahin jedenfalls durfte sie mit ihm reisen, wann immer sie sich freimachen konnte - die Erwartungen ein Stückchen zurückschrauben. Er wollte Kinder, hatte oft in Kalifornien zu tun. Das konnte klappen.

Eines Abends rief eine Frau an. Greta, stellte sie sich vor. Greta liebte Jack. Sie und Jack hatten sich gestritten, aber er liebte sie immer noch, sagte sie. Wie sich herausstellte, hatte Greta Fotos, Faith und Jack zusammen. Wer wusste schon, wer die gemacht hatte? Ein kleines Vögelchen. Ein Bild zeigte Faith und Jack, wie sie aus Jacks Bürohaus am Beekman Place kamen. Auf einem anderen half Jack gerade Faith in ein gelbes Taxi. Noch eins zeigte Faith allein im Park Avenue Cafe,

wie sie Schwertfischspießchen aß. Und auf einem weiteren küsstens sich Jack und Faith auf dem Vordersitz eines nicht erkennbaren Autos - ebenfalls in New York.

Jack mochte besondere Spielarten von Sex in besonderen Varianten, sagte Greta am Telefon. Sie nehme an, das wisse Faith inzwischen selber. Aber »besser keine langfristigen Pläne machen«, so lautete die Botschaft. Es kam zu weiteren Anrufen, auf dem Anrufbeantworter hinterlassenen Nachrichten, per Federal Express verschickten Abzügen.

Auf Nachfrage gab Jack zu, dass da ein Problem sei. Aber er würde es lösen, *subito pronto* (sie müsse allerdings verstehen, dass er von dem bevorstehenden Tod seines Vaters mit Beschlag belegt sei). Jack war ein großer gut aussehender Mann mit glattem Gesicht und einem üppigen mahagonibraun leuchtenden Schöpf. Wie ein Fotomodell für Herrenbekleidung. Wenn er lächelte, fühlte man sich gleich besser. Er war auf eine staatliche High School gegangen und nach Harvard, spielte Squash, ruderte, diskutierte, wirkte attraktiv in einem braunen Anzug und ältlichen Schuhen. Er war vertrauenswürdig. Das sah immer noch machbar aus.

Aber Greta rief immer öfter an. Sie schickte Bilder, auf denen sie mit Jack zu sehen war. Jüngere Bilder, aus der Zeit, seit Faith mit an Bord gekommen war. Es sei doch schwerer, sich aus der Verstrickung zu lösen, als er gedacht habe, gestand Jack. Faith müsse Geduld haben. Greta sei doch immerhin ein Mensch, der ihm einmal »sehr viel bedeutet« habe. Den er geheiratet haben könnte. Und nicht verletzen wollte. Sie habe Probleme, doch. Aber er werde sie nicht einfach im Stich lassen. Zu dieser Sorte Männer gehöre er nicht, und darüber werde Faith auf lange Sicht noch froh sein. Im Übrigen sei da noch der kranke Patriarch. Und seine Mutter. Und seine Schwestern. Das hatte dann gereicht.

Snow Mountain Highlands ist ein kleinerer Wintersportort, aber nett. Familie, nicht Apres-Ski. Faiths Mutter hat es als »Ferienparadies« im *Erie Weekly* entdeckt. Das Reisepaket

beinhaltet eine Ferienwohnung, Tickets für den Skilift am Wochenende und Coupons für drei Tage Schwedisches Smorgas-bord in der Jagdhütte im bayrischen Stil. Das Angebot gilt allerdings nur für zwei. Die anderen müssen voll bezahlen. Faith wird mit ihrer Mutter in der »Elternsuite« schlafen. Roger kann sich das Doppelzimmer mit den Mädchen teilen.

Vor zwei Jahren, als Schwester Daisy anfing, sich für den Bikerboy Vince zu interessieren, hat sich Roger einfach »zurückgezogen«. Ihr und Rogers Sexleben habe seit langem seinen Kitzel verloren, teilte Daisy vertraulich mit. Dabei war es zu Anfang ganz gut gelaufen, als Bilderbuchpaar in einem Suburb von Sandusky, aber irgendwann - nach ein paar Jahren und zwei Kindern - endete das Glück, und Daisy war von Vince erobert worden, der Amphetamine mochte und, was noch wichtiger war, sie verkaufte. Seit es Vince gab, war der Sex richtig gut geworden, ließ Daisy wissen. Faith glaubt, dass Daisy auf ihre Hollywoodkontakte und ihren Hollywoodlebensstil und das Jaguar-Cabrio neidisch ist und eigentlich ihr Leben weggeschmissen hat (zumindest bis zum Entzug), um irgendwie Faiths Leben zu simulieren, bloß mit einem Biker. Irgendwann ist Daisy zu Hause ausgezogen und hat über zwanzig Kilo zugenommen, bei einem Körper, der schon vorher wollüstig und nicht sehr hoch gewachsen war. Letzten Sommer, am Strand in Middle Bass, hat Daisy Faith doch tatsächlich vor Wut auf die Brust geboxt, als diese vorschlug, dass Daisy mal abnehmen, Vince abschaffen und eine Rückkehr zu ihrer Familie erwägen solle. Das war kein diplomatischer Vorschlag, erkannte sie später. »Ich bin nicht wie du«, kreischte Daisy da draußen am Sandstrand. »Ich ficke zum Vergnügen. Nicht geschäftlich.« Und damit watschelte sie in die laue Brandung von Lake Erie hinaus, in einem Einteiler in Pink, der von einem Rüschenröckchen geschnürt war. Da hatte Roger die Mädchen schon, dank einer richterlichen Anordnung.

Jetzt, in der Ferienwohnung, hat Esther ihre Soaps geguckt, aber damit aufgehört, um Streitpatience zu spielen und am großen Panoramafenster mit Aussicht auf den belebten

Skihang und die Eisbahn ein Glas Wein zu trinken. Roger ist tatsächlich auf dem Anfängerhang mit Jane und Marjorie, obwohl sie unmöglich zu identifizieren sind. Rote Anzüge. Gelbe Anzüge. Massenweise Dads mit Kindern. Alles ohne Ton.

Faith war gerade in der Sauna und überlegt jetzt, Jack anzurufen, wo immer er ist. Nantucket. New York. London. Sie hat ihm gar nichts Besonderes zu sagen. Später will sie sich die Langlaufloipe bei Mondschein vornehmen. Nur um nichts auszulassen und ein gutes Vorbild abzugeben. Dafür hat sie einige Erwerbungen aus LA mitgebracht: Lodenknickerbocker, einen grün-braun-roten Pullover, der im Himalaya gestrickt worden ist, Socken aus Norwegen. Auf gar keinen Fall hat sie vor zu frieren.

Esther spielt mit zwei Kartenspielen im Hochleistungstempo, ihre kurzen dicken Finger schnippen die Karten und klatschen sie hin, als hasste sie das Spiel und wollte, dass es so schnell wie möglich vorbei ist. Ihre Augen sind hellwach. Sie hat eine cremefarbene Nackenstütze angelegt, denn die Verspannung vom Autofahren hat eine alte Arbeitsverletzung verschlimmert. Und sie trägt jetzt einen großen orangefarbenen Mumu mit Hawaii-Aufdruck. Wie lang, fragt sich Faith, trägt sie eigentlich diese Zelte schon? Mindestens zwanzig Jahre. Seit Faiths Vater - Esthers Mann - den Löffel abgegeben hat.

»Vielleicht fahre ich nach Europa«, sagt Esther und schnippt Karten wie eine Wilde. »Das wäre doch nett, oder?«

Faith steht am Fenster und beobachtet den Könner-Hang. Eine glatte, weite Schneeweide, eingerahmt von wunderschönem Nadelholzgestrüpp. Mehrere Skiläufer Zickzacken nach unten und tun alles, um schick zu wirken. Vor Jahren war sie hier mit ihrem High-School-Freund Eddie, alias »Der Schnelle Eddie«, was er in mehrfacher Hinsicht war. Sie liefen beide ungern Ski und verließen das Bett auch gar nicht erst, um es auszuprobieren. Jetzt erinnert das Skilaufen sie an Golf. Ein Golfplatz aus Schnee.

»Vielleicht nehme ich die Mädchen aus der Schule und lade uns alle nach Venedig ein«, fährt Esther fort. »Bestimmt wäre Roger erleichtert.«

Faith hat Roger und die Mädchen auf dem Anfängerhang entdeckt. Blau, grün und gelb sind ihre Anzüge jeweils. Er gibt seinen Töchtern Zeichen, detaillierte Anweisungen zur Ski-Etikette. Wie jeder andere Dad auch. Sie glaubt, ihn lachen zu sehen. Es fällt schwer, in Roger lediglich ein durchschnittliches Elternteil zu sehen.

»Sie sind zu jung für Venedig«, sagt Faith und legt ihre kleine gut aussehende Nase an die überraschend warme Fensterscheibe. Von draußen hört sie das Scharren einer Schneeschaufel und gedämpfte Stimmen.

»Na, dann nehme ich vielleicht *dich* mit nach Europa«, sagt Esther. »Vielleicht können wir alle drei Europa machen, wenn Daisy mit dem Entzug fertig ist. Das hatte ich schon immer vor.«

Faith mag ihre Mutter. Ihre Mutter weiß, wie viel zwei und zwei ist, aber sie sucht immer nach Möglichkeiten, großzügig zu sein. Nur kann sich Faith kein Szenario vorstellen, bei dem sie, ihre großherzige Mutter und Daisy auf den Champs-Elysees oder dem Canal Grande zu sehen sind. »Das ist eine schöne Idee«, sagt sie. Sie steht neben dem Stuhl ihrer Mutter, schaut auf ihren Hinterkopf hinunter und hört sie atmen. Ihre Mutter hat einen kleinen Kopf. Das Haar ist dunkelgrau und kurz und spärlich und nicht besonders sauber. Sie hat sich einen sehr breiten, geraden Scheitel in der Mitte zugelegt. Ihre Mutter sieht aus wie die Dicke Frau im Zirkus, mit Nackenstütze.

»Ich habe gelesen, wie man hundert Jahre alt wird«, sagt Esther und ordnet die Karten auf dem Glastisch vor ihrem Bauch. Faith hat angefangen, an Jack zu denken, was für eine merkwürdige Sorte Fiesling er ist. Jack Matthews trägt immer noch die Lobb-Schuhe, die er sich auf dem College hat anfertigen lassen. Hässliche, prätentiöse englische Schuhe mit Lochmusterspitzen. »Du musst körperlich aktiv sein«, fährt ihre Mutter fort. »Und du musst Optimist sein, was ich bin. Du musst

an Dingen dranbleiben, die dich interessieren, was ich mehr oder weniger kann. Und du musst mit Verlust gut umgehen können.«

Mit aller Konzentration versucht Faith, nicht darüber nachzudenken, wo man sie selbst nach diesem Maßstab wohl einordnen würde. »Willst du hundert werden?«

»O ja«, sagt ihre Mutter. »Du kannst dir das bloß nicht vorstellen, das ist alles. Du bist zu jung. Und schön. Und talentiert.« Keine Ironie. Ironie ist nicht die starke Seite ihrer Mutter.

Draußen hört man einen der Schnee schippenden Männer sagen, »Hi, wir sind der Wetterkanal«. Er spricht mit jemandem, der ihnen durch ein anderes Fenster von einer anderen Wohnung aus zuschaut.

»Kälter als der Schwanz vonnem Brunnengräber, aber garantiert«, sagt die Stimme eines zweiten Mannes. »Das ist die Vorhersage für heute.«

»Schwänze, Schwänze und nochmals Schwänze«, sagt ihre Mutter vergnügt. »Das ist es doch, oder? Das männliche Gerät. Das ganze Mysterium.«

»Ja, nach allem, was man hört«, sagt Faith und denkt an den Schnellen Eddie.

»Es waren aber alles Frauen«, sagt ihre Mutter.

»Wer?«

»All die Leute, die hundert geworden sind. Auch wenn man all die anderen Sachen richtig macht, eine Frau muss man außerdem sein, um zu überleben.«

»Es lebe die Frau«, sagt Faith.

»Genau. Wir sind die glücklichen Auserwählten.«

Dies wird das erste Weihnachten ohne Baum oder Mutter für die Mädchen. Obwohl Faith versucht hat, um diese Tatsache herumzuimprovisieren, indem sie Geschenke am Fuß des großen Plastik-Gummibaums angeordnet hat, der an einer der leeren weißen Wände des kleinen Wohnzimmers stationiert

wurde. Der Baum war schon da. Sie hat ein paar Weihnachtskugeln mitgebracht, einen goldenen Stern und eine Lichterkette, die zu blinken verspricht. »Weihnachten in Manila« könnte vielleicht das Motto sein.

Draußen wird der Tag trübe. Faiths Mutter macht ein Nickerchen. Nach seiner Ski-Stunde ist Roger runter in die Wärmehütte gegangen, auf einen Glühwein. Die Mädchen sitzen nebeneinander auf der Couch, in ihren Flanellnachthemden von Lanz/Salzburg und den gleichen Pantoffeln mit grinsenden Affengesichtern drauf. Wieder grün und gelb, aber mit drauf gedruckten weißen Schneeflocken. Sie haben zusammen gebadet, Faith hat sie beaufsichtigt, dann wollten sie unbedingt schon früh ihre Nachthemden für das Mittagsschlafchen anziehen. Sie sehen aus wie vollkommene Engel, vollkommen verschwendet an ihre Eltern. Faith hat beschlossen, ihre Ausbildung zu bezahlen. Auch Harvard.

»Wir können jetzt Ski fahren«, sagt Jane geziert. Sie sehen Faith dabei zu, wie sie den Plastik-Gummibaum schmückt. Zuerst die Blinklichter, obwohl keine Steckdose nahe genug ist, dann die sechs Kugeln (eine für jedes Familienmitglied). Als Letztes kommt dann der goldene Stern. Faith begreift, dass sie zu viel erreichen will. Aber warum nicht zu viel. Es ist Weihnachten. »Marjorie will bei den Olympischen Spielen mitmachen«, fügt Jane hinzu. Jane hat die Olympischen Spiele im Fernsehen gesehen, aber Marjorie war zu klein. Das begründet Janes Machtposition. Marjorie sieht ihre Schwester ausdruckslos an, als könnte keiner sehen, wie sie starrt.

»Bestimmt gewinnt sie eine Medaille«, sagt Faith, auf Knien, im Kampf mit der zerbrechlichen Kette aus winzigen, spitz zulaufenden Kerzenbirnen, von denen sie jetzt schon weiß, dass sie nicht leuchten werden. »Möchtet ihr beide mir helfen?« Sie lächelt sie an.

»Nein«, sagt Jane.

»Nein«, sagt Marjorie sofort danach.

»Kann ich euch nicht verdenken«, sagt Faith.

»Kommt Mommy her?« Marjorie blinzelt, dann legt sie ihre kleinen blassen Knöchel übereinander. Sie ist schlaftrig und könnte durchaus weinen.

»Nein, Schätzchen«, sagte Faith. »Diese Weihnachten tut Mommy sich mal selber einen Gefallen. Deshalb kann sie uns keinen tun.«

»Was ist mit Vince?«, sagt Jane bestimmt. Vince ist ein Thema, das schon mehrere Male durchgegangen wurde, und zwar sorgfältig. Mrs Argenbright, die Therapeutin der Mädchen, hat sich mit dem Thema Vince besondere Mühe gegeben. Die Mädchen sind über Vince informiert, wollen aber Neues hören, denn sie mögen Vince mehr als ihren Vater.

»Vince ist zurzeit Gast des Staates Ohio«, sagt Faith. »Wisst ihr das noch? Das ist ungefähr so wie auf der Uni.«

»Er ist nicht auf der Uni«, sagt Jane.

»Hat er einen Weihnachtsbaum, wo er ist?«, fragt Marjorie.

»Nicht in Wirklichkeit, jedenfalls nicht in seinem Zimmer wie ihr«, sagt Faith. »Kommt, wir reden über fröhlichere Themen als unseren Freund Vince, okay?« Jetzt befestigt sie die Birnen, auf Knien.

Das Zimmer enthält nicht viele Möbel, und was da ist, passt zum modernen dänischen Stil. An einer erhöhten Kaminapparatur aus rotem Email mit Metallhaube klebt ein Zettel mit einer Nachricht von den Hausbesitzern, die mahnen, dass Rauchschäden zum Verlust der Sicherheitskaution und zur gerichtlichen Verfolgung der Mieter führt. Eben diese Besitzer, hat Esther erfahren, wohnen in Grosse Pointe Farms und stammen von Russen ab. Natürlich gibt es kein Feuerholz, abgesehen von dem, was die dänischen Möbel zu bieten hätten. Also ist Rauchentwicklung unwahrscheinlich. Die Heizung in den Scheuerleisten sorgt für die Wärme.

»Ich glaube, ihr zwei ratet jetzt mal, was ihr zu Weihnachten kriegt.« Faith drapiert behutsam lichtlose Lichter auf die steifen Plastikzweige des Gummibaums. Mühevoll.

»Inlineskater. Weiß ich schon«, sagt Jane und schlägt die Beine übereinander wie ihre Schwester. Eine Jury, als Publikum verkleidet. »Ich muss aber keinen Helm tragen.«

»Bist du dir da ganz sicher?« Faith wirft ihnen einen Blick über die Schulter zu, den sie von Filmstars kennt, wenn sie Fremden ein Lächeln schenken. »Du könntest dich ja vertun.«

»Besser nicht«, sagt Jane ungemütlich. Ihr Stirnrunzeln erinnert ziemlich an ihre Mutter.

»Der Weihnachtsmann bringt mir einen CD-Player«, sagt Marjorie. »Der ist in einer kleinen Schachtel. Ich werde ihn nicht mal erkennen.«

»Ihr seid schlauer, als die Polizei erlaubt«, sagt Faith. Sie ist schnell mit der Weihnachtsbeleuchtung fertig. »Aber ihr wisst nicht, was ich euch mitgebracht habe.« Unter anderem hat sie einen CD-Player und ein teures Paar Inlineskater dabei. Die liegen im Suburban und kommen jetzt wieder zurück nach LA. Sie hat auch Filmvideos mitgebracht. Zwanzig insgesamt, darunter *Star Wars* und *Schneewittchen*. Daisy hat ihnen beiden jeweils 50 Dollar geschickt.

»Wisst ihr«, sagt Faith, »ich erinnere mich, wie vor langer, langer Zeit mein Dad und ich und eure Mom in den Wald gegangen sind, um einen Weihnachtsbaum zu holen. Wir haben den Baum nicht gekauft, sondern selbst einen mit einer Axt geschlagen.«

Jane und Marjorie starren sie an, als hätten sie diese Geschichte irgendwo gelesen. Der Fernseher ist in diesem Zimmer nicht eingeschaltet. Vielleicht, denkt Faith, begreifen sie es nicht, wenn jemand mit ihnen redet - eine Live-Handlung, die ihre eigenen, einzigartigen Anschlussprobleme aufweist.

»Wollt ihr die Geschichte hören?«

»Ja«, sagt Marjorie, die Jüngere. Jane sitzt aufmerksam und still auf dem grünen dänischen Sofa. Hinter ihr an der kahlen weißen Wand hängt ein gerahmter Druck von Bruegels *Jäger im Schnee*, was immerhin auch etwas Weihnachtliches hat.

»Also«, sagt Faith, »eure Mutter und ich - wir waren erst neun und zehn - suchten den Baum aus, der unbedingt unser Baum sein sollte, aber Dad sagte nein, der Baum wäre ja viel zu groß, um in unser Haus zu passen. Wir sollten uns einen anderen aussuchen. Aber wir sagten beide: ›Nein, der hier ist doch perfekt. Der ist der beste.‹ Er war grün und hübsch und hatte die perfekte Weihnachtsbaumform. Also fällte Dad ihn mit seiner Axt, und wir zerrten ihn durch den Wald und banden ihn auf unserem Auto fest und brachten ihn nach San-dusky zurück.« Beide Mädchen sind jetzt schläfrig. Es hat zu viel Aufregung gegeben, oder nicht genug. Ihre Mutter ist auf Entzug. Ihr Vater ist ein Arschloch. Sie sind an irgendeinem Ort namens Michigan. Wer wäre da nicht schläfrig?

»Wollt ihr wissen, was danach passiert ist?«, sagt Faith.  
»Als wir den Baum nach drinnen geschafft hatten?«

»Ja«, sagt Marjorie höflich.

»Er war wirklich zu groß«, sagt Faith. »Er war viiel zu groß. Er konnte in unserem Wohnzimmer nicht mal aufrecht stehen. Und er war auch zu breit. Und unser Dad wurde furchtbar wütend auf uns, weil wir aus purem Egoismus darauf bestanden hatten, einen wunderschönen lebendigen Baum zu töten, und weil wir nicht auf ihn gehört hatten und dachten, wir wüssten Bescheid, bloß weil wir wussten, was wir wollten.«

Plötzlich fragt sich Faith, warum sie den beiden unschuldigen Schätzchen, die nicht noch eine Lektion brauchen, diese Geschichte erzählt. Deshalb bricht sie einfach ab. In der wahren Geschichte nahm ihr Vater natürlich den Baum und schmiss ihn zur Tür hinaus in den Garten hinterm Haus, wo er eine Woche lang herumlag und braun wurde. Es gab Tränen und Schuldzuweisungen. Ihr Vater ging schnurstracks in die Kneipe und betrank sich. Später ging ihre Mutter zu den Ki-wanis aufs Gelände und kaufte einen kleinen Baum, der passte und den sie zu dritt schmückten, ohne die Hilfe ihres Vaters. Dieser Baum wartete hell erleuchtet, als ihr Vater besoffen nach Hause kam. Die Geschichte hatten die anderen immer ziemlich witzig gefunden. Aber diesmal fehlt irgendwie der Witz.

»Wollt ihr wissen, wie die Geschichte zu Ende gegangen ist?«, sagt Faith und lächelt strahlend, für die Mädchen, obwohl sie gerade eine Niederlage erlitten hat.

»Ich ja«, sagt Marjorie. Jane sagt nichts.

»Na ja, wir stellten ihn in den Garten und machten Lichter dran, damit unsere Nachbarn auch etwas von unserem großen Baum hatten. Und wir kauften bei den Kiwanis einen kleineren Baum für unser Haus. Das war eine traurige Geschichte, die einen guten Ausgang nahm.«

»Glaube ich nicht«, sagt Jane.

»Solltest du aber«, sagt Faith, »weil sie wahr ist. Weihnachten ist immer besonders und immer wunderschön, wenn man es nur versucht und mit Fantasie an die Sache herangeht.«

Jane schüttelt den Kopf, während Marjorie nickt. Marjorie möchte glauben. Jane, denkt Faith, ist das klassische ältere Kind. Wie sie selbst.

»Wussten Sie« - das war eine von Gretas reizenden Nachrichten auf ihrem Anrufbeantworter in Los Angeles - »wussten Sie, dass Jack es nicht ausstehen kann - *nicht ausstehen kann* - , wenn man ihm den Schwanz lutscht? Und zwar leidenschaftlich. Natürlich wussten Sie das nicht. Woher auch? Er gibt es nie zu. Tja. Aber falls Sie sich fragen, warum er nie kommt - deshalb. Es turnt ihn total ab. Ich persönlich glaube ja, dass seine Mutter daran schuld ist, also, nicht dass sie es je bei ihm gemacht hätte natürlich. Übrigens, das war ein hübsches Kleid letzten Freitag. Echt tolle Titten. Ich versteh schon, was Jack an Ihnen findet. Alles Gute.«

Um sieben, als die Mädchen aus ihrem Mittagsschlaferwachen und alle auf einmal hungrig sind, bietet Faiths Mutter an, die beiden feindlichen Indianer zu einer Pizza einzuladen und dann auf die Eisbahn, während Roger und Faith sich die Smorgasbord-Coupons in der Jagdhütte teilen.

Sehr wenige Abendessengäste haben den langen, schroff beleuchteten und ziemlich sauer riechenden Saal Tirol gewählt. Die meisten Gäste sind draußen und warten auf den allabendlichen Lichterumzug, bei dem Mitglieder der Skiwacht mit brennenden Fackeln den Könner-Hang herunterfahren. Das ist ein Moment voller Schönheit, aber es dauert, bis er losgeht. Ganz oben auf dem Hügel ist eine riesige norwegische Tanne in der Julfest-Tradition mit Lichtern geschmückt worden, genau wie in der unwahren Version von Faiths Geschichte. All das kann man vom Saal Tirol aus durch ein großes Panoramafenster sehen.

Faith mag nicht mit Roger essen, der von seinem Glühwein und einem Nickerchen verkatert ist. Da könnte es leicht zu einem Gespräch kommen, das sie womöglich unpassend findet; irgendetwas über ihre Schwester, die Mutter der Mädchen - Rogers Immer-noch-Frau. Wo Faith doch alles versucht, um die Weihnachtsstimmung aufrechtzuerhalten. Liebe deinen Nächsten usw.

Roger, das weiß sie, kann sie nicht leiden, beneidet sie wahrscheinlich und findet sie zugleich attraktiv. Einmal, vor einigen Jahren, hat er ihr anvertraut, dass er sehr viel Lust hätte, sie so lange zu bumsen, bis sie platt auf der Bereifung wäre. Er war betrunken, und Daisy hatte vor kurzem Jane bekommen. Faith fand einen Weg, nicht ausdrücklich auf sein Angebot zu reagieren. Später teilte er ihr mit, er halte sie sowieso für eine Lesbe. Die Idee, sie das wissen zu lassen, muss er ziemlich gut gefunden haben. Schon Spitzenklasse, dieser Roger.

Der lange, hallige Speisesaal hat einander kreuzende Deckenbalken, die pink und hellgrün und lila gestrichen sind, ein Muster, das anscheinend was mit Bayern zu tun hat. Lange grün gestrichene Tische mit Plastikklapptümchen in Pink und Lila sollen lockere gute Laune befördern, Familienspaß. Irgendwo anders in der Jagdhütte, da ist sich Faith sicher, gibt es besseres Essen, wo man nicht mit Coupons bezahlt und nichts pink oder lila ist.

Faith trägt einen glänzenden schwarzen Bodysuit aus Lycra, über den sie ihre Lodenknickerbocker und die norwegischen Socken angezogen hat. Sie sieht umwerfend aus, glaubt sie jedenfalls. Mit jedem anderen als Roger würde das Spaß machen oder zumindest brüllkomisch sein.

Roger sitzt auf der anderen Seite des langen Tisches, zu weit weg, um sich ungezwungen zu unterhalten. In einem Saal, der ohne weiteres fünfhundert Seelen fassen würde, sitzen vielleicht fünfzehn verstreute Leute beim Abendessen. Niemand ist in Familienstärke zu Tisch gekommen, alles nur Singles und Paare. Junge Angestellte mit Papierhütchen stehen kläglich wartend hinter dem langen Smorgasbord-Warmhaltetisch. Metallische Heizlampen mit orangefarbenen Strahlen sorgen gnadenlos dafür, dass die Prime Rib, bei der sich Roger ordentlich bedient hat, restlos durch ist. Faith hat nur ein paar grüne Salatblätter ausgesucht, ein Scheibchen Rote Bete, zwei Öhrchen gelben Mais und keine Salatsoße. Der saure Geruch im Saal Tirol macht Essen praktisch unmöglich.

»Weißt du, was ich befürchte?«, sagt Roger und sägt mit einem ulkig kleinen Messer um ein Dreieck aus grünlich grauem Roastbeef-Fett herum. Sein Tonfall klingt, als würden Faith und er hier oft essen und setzten lediglich ein früheres Gespräch fort, als wäre ihr Verhältnis zueinander von etwas anderem als absoluter Verachtung geprägt.

»Nein«, sagt Faith, »was?« Roger hat es, wie ihr auffällt, hingekriegt, seinen roten Smorgasbord-Coupon zu behalten. Die Regel besagt, dass man seinen Coupon in das Körbchen bei den Grissini legt. Der schlaue Roger. Warum, fragt sie sich, ist Roger eigentlich so braun gebrannt?

Roger lächelt, als hätte das, was er befürchtet - was auch immer es ist - , eine schlüpfrige Seite. »Ich befürchte, dass Daisy beim Entzug so grundüberholt wird, dass sie alles vergisst, was passiert ist, und wieder verheiratet sein will. Mit mir, meine ich. Verstehst du?« Roger kaut beim Sprechen. Er möchte gern aufrichtig wirken, sein Lächeln ist ernsthaft, flehentlich, leer. Das ist der ausgleichende Roger. Der geständige.

»So weit wird es wohl nicht kommen«, sagt Faith. »Das hab ich so im Gefühl.« Sie möchte ihren fragmentarischen Salat nicht länger sehen. Sie hat keine Essstörung und könnte auch nie eine kriegen.

»Vielleicht nicht.« Roger nickt. »Ich würde allerdings gern ziemlich bald die Schülerberatung hinter mir lassen. Etwas Neues anfangen. Ein neues Kapitel aufschlagen.«

In Wahrheit sieht Roger nicht übel aus, nur bedrückend ebenmäßig: kleines Kinn, kleine Nase, kleine Hände, kleine gerade Zähne - nichts ist ungewöhnlich, nur dass seine braunen Augen zu eng beieinander stehen, als hätte er ukrainische Vorfahren. Daisy hat ihn - sagte sie - nur wegen seinem erschreckend großen Schwanz geheiratet. Daran entscheide sich doch - ihrer Ansicht nach - , ob eine Ehe scheitere oder nicht. Selbst wenn alles andere den Bach runterginge, das würde immer standhalten. Vince, teilte sie mit, habe einen noch größeren.

Ergo. Genau dieser Suche hatte Daisy ihr Leben gewidmet. Das war es, nicht die Uni.

»Was willst du denn genau als Nächstes machen?«, sagt Faith. Sie denkt gerade, wie nett es wäre, wenn Daisy tatsächlich aus dem Entzug käme und alles vergessen hätte. Die Rückkehr zu dem Zustand, als die Dinge noch irgendwie liefen, erscheint einem oft als gute Lösung.

»Na ja, wahrscheinlich klingt es verrückt«, sagt Roger kauend, »aber es gibt so eine Firma in Tennessee, die Flugzeuge verschrottet. Da steckt eine Menge Geld drin. Ich denk mir, so ist auch das Filmgeschäft in Gang gekommen. Mit der verrückten Idee von irgendeinem Spatzenhirn.« Roger stochert mit der Gabel in einem Makaronisalat. Ein einzelnes schwedisches Fleischbällchen ist auf seinem Teller verblieben.

»Das klingt gar nicht verrückt«, lügt Faith, dann wirft sie einen sehnsüchtigen Blick auf das Smorgasbord-Büfett. Vielleicht hat sie ja doch Hunger. Aber nennt man jetzt den Tisch mit dem Essen Smorgasbord, oder wenn man es isst?

Roger hat, wie ihr auffällt, beiläufig seinen Essenscoupon in die Tasche gesteckt.

»Und, meinst du, das wirst du machen?«, fragt Faith. Sie bezieht sich auf den genialen Plan, mit dem Ausschlachten großer Düsenflugzeuge das große Geld zu verdienen.

»Wäre schwierig, solange die Mädchen in die Schule gehen«, gibt Roger trocken zu, das nahe Liegende übersehend - dass es gar kein genialer Plan ist.

Faith schaut wieder weg. Sie merkt, dass keiner in dem großen Saal so gekleidet ist wie sie, was sie daran erinnert, wer sie ist. Sie ist nicht Snow Mountain Highlands (auch wenn sie das einmal war). Sie ist nicht Sandusky. Sie ist nicht mal Ohio. Sie ist Hollywood. Eine Festung.

»Ich könnte die Mädchen eine Zeit lang nehmen«, sagt sie plötzlich. »Das würde mir wirklich nichts ausmachen.« Sie denkt an die süße Marjorie und die süße, unglückliche Jane, die in ihren süßen Nachthemden und den Affengesicht-Pantoffeln auf der dänischen Couch sitzen und ihr dabei zuschauen, wie sie den Plastik-Gummibaum schmückt. Gleichzeitig denkt sie an Roger und Daisy, die bei einem Autounfall auf ihrem triumphalen Rückweg von der Entzugsklinik ums Leben kommen. Für seine Gedanken kann man nichts.

»Wo würden sie denn zur Schule gehen?«, sagt Roger, den etwas so Unerwartetes hat munter werden lassen. Etwas, das ihm gefallen könnte.

»Wie bitte?«, sagt Faith und wirft Roger, dem großschwängigen Roger mit den eng zusammenstehenden Augen, ein zweites Filmstarlächeln zu. Sie hat sich von dem Gedanken an seinen passenden Tod ablenken lassen.

»Ich meine, äh, wo würden sie zur Schule gehen?« Roger blinzelt. So munter ist er.

»Ich weiß nicht. Hollywood High wahrscheinlich. Es gibt Schulen in Kalifornien. Ich würde eine suchen.«

»Da müsste ich mal drüber nachdenken«, lügt Roger entschlossen.

»Gut, tu das«, sagt Faith. Nun, da sie das gesagt hat, ohne vorher darüber nachgedacht zu haben, dass sie es je sagen könnte, wird es zu einem Teil der Alltagsrealität. Bald wird sie ein Elternteil von Jane und Marjorie sein. Einfach so. »Sobald du in Tennessee Fuß gefasst hast, kannst du sie zurückhaben«, sagt sie ohne große Überzeugung.

»Wahrscheinlich würden sie bis dahin nicht mehr zurückkommen wollen«, sagt Roger. »Tennessee würde ihnen ziemlich öde vorkommen.«

»Ohio ist auch öde. Das mögen sie.«

»Stimmt«, sagt Roger.

Keiner hat bei der Entwicklung dieses neuen Arrangements an Daisy gedacht. Nun ist Daisy, die Mutter, auch das nächste kleine Stückchen Weges anderweitig gebunden. Und Roger braucht eine Starthilfe für sein Leben, muss »Beratung« in den Rückspiegel verbannen. Man muss Prioritäten setzen.

Draußßen ist jetzt der Lichterumzug losgegangen - ein Band aus schwankenden Fackeln gleitet lautlos den Könner-Hang hinunter wie überschwappende menschliche Lava. Durch das Panoramafenster ist alles unnatürlich deutlich zu sehen. Eine große Zuschauermenge hat sich am Fuß des Hangs zusammengerottet, hinter ein, zwei Schneezäunen, viele halten Kerzen in Papiermanschetten wie bei einem Grateful-Dead-Konzert. Überall ist das künstliche Licht gelöscht worden, nur die Julzeit-Tanne auf der Hügelkuppe nicht. Die jungen Smorgasbord-Kellner in ihren Schürzen und Papierhütchen haben sich ans Fenster gestellt, um das Ereignis ein weiteres Mal mitzuerleben. Einige spotten. Einer denkt daran, das Licht im Saal Tirol zu löschen. Das Abendessen ist ausgesetzt.

»Machst du Abfahrt?«, fragt Roger und beugt sich im Halbdunkel über seinen leeren Teller. Aus irgendeinem Grund flüstert er. Das könnte alles noch ganz prima werden, denkt er, wie Faith klar wird: Die Mädchen bei ihr abladen. Haufen Jets verschrotten. Bisschen nett sein, schon läuft's.

»Nein, nie«, sagt Faith und sieht den Fackelträgern verträumt bei ihrer paarweisen Schussfahrt zu, eine

gewundene, undramatische Reise abwärts. »Es macht mir Angst.«

»Du würdest dich dran gewöhnen.« Unerwartet greift Roger über den Tisch, wo ihre Hände links und rechts von ihrem unberührten Salat liegen. Er berührt eine dieser Hände, tätschelt sie dann. »Und übrigens«, sagt Roger, »danke. Wirklich. Ganz herzlichen Dank.«

In der Ferienwohnung ist alles heiter. Esther und die Mädchen sind immer noch auf der Eisbahn. Roger ist zur *Wärmehütte* zurückgeschlendert. Er hat eine Freundin in Port Clinton, eine frühere Beratungsklientin von der High School, jetzt geschieden. Er wird sie anrufen, ihr von seinen neuen Tennessee-Plänen erzählen und hinzufügen, er wünschte, sie wäre hier bei ihm in Snow Mountain Highlands und seine Familie in Ruanda. Bobbie heißt sie.

Ein Anruf bei Jack ist absolut in Ordnung. Doch zuerst beschließt Faith, den frisch geschmückten Gummibaum näher ans Fenster zu schieben, wo es eine Steckdose gibt. Nach dem Einstöpseln leuchten die meisten der kleinen weißen Birnen fröhlich auf. Nur wenige versagen, und in der Schachtel gibt es Ersatz. Das ist ein Fortschritt. Später, morgen, können sie den Stern obendrauf stecken - das Lieblingsritual ihres Vaters. »Jetzt wird es Zeit für den Stern«, sagte er immer. »Den Stern der Weisen.« Ihr Vater war Musiker, ein erfahrener Holzbläser. Ein begabter Mann und natürlich Trinker. Außerdem erfahren mit Frauen, die nicht seine Ehefrau waren. Er unterrichtete unermüdlich an einem Junior College, damit sie über die Runden kamen. Es war sein Wunsch, dass Faith Anwältin würde, also wurde sie natürlich eine. Für Daisy hatte er keine genaueren Pläne, also wurde sie natürlich Trinkerin und etwas später energische Nymphomanin. Irgendwann starb er, zu Hause. Der Paterfamilias. Danach, nicht davor, fing ihre Mutter an, Gewicht zuzulegen. »Na ja, und mein Gewicht, nicht zu vergessen«, pflegte sie es auszudrücken. Sie akzeptierte es als gegeben: Zunahme als natürliche Folge von Verlust.

Aber Jack nun in London oder New York anrufen? (Nantucket kommt nicht in Frage, und Jack hat sein Handy nie außerhalb der Geschäftszeiten an.) Wo ist Jack? In London war es nach Mitternacht. In New York dieselbe Zeit wie hier. Halb neun. Und was für eine Nachricht hinterlassen? Sie könnte einfach sagen, sie sei einsam; oder sie hätte Schmerzen in der Brust oder Besorgnis erregende Testergebnisse. (Die müssten sich dann auf mysteriöse Weise wieder verziehen.)

Aber zuerst mal London. Die Wohnung in Sloane Terrace, einen halben Häuserblock von der U-Bahn entfernt. Sie hatten im Oriel gefrühstückt, dann war Jack zum Arbeiten in die City gefahren, während sie sich das Tate vornahm, die Bacons waren ihre Spezialität. So weit weg von Snow Mountain Highlands - das war ihr Gefühl beim Wählen der Nummer - ein sehr, sehr fernes Ferngespräch.

Drring-dsching, drring-dsching, drring-dsching, drring-dsching, drring-dsching. Nichts.

Es gab eine zweite Nummer, nur für Nachrichten, aber sie hatte sie vergessen. Noch mal anrufen, falls sie sich verwählt hatte. Drring-dsching, drring-dsching, drring-dsching...

Dann eben New York. Die 50. Straße auf der East Side. Ganz weit im Osten. Das hübsche kleine Scheibchen Aussicht auf den Fluss. Der kleine Unterschlupf, den er auch nach dem College behalten hatte. Seine Abzeichen aus dem ersten Jahr, eingerahmt. 1971. Sie hatte sich die Mühe gemacht, das Schlafzimmer renovieren zu lassen. Alles weiß. Eine lächelnde sonnengebräunte Faith auf dem Boot, in rotem Leder gerahmt. Noch ein Bild, sie beide zusammen in Cabo, am Strand. Alles gleichermaßen weit weg von Snow Mountain Highlands.

Drring, drring, drring, drring. Dann klick. »Hi, hier ist Jack.« Fast erwidert sie: »Hi.« - »Ich bin gerade nicht da« usw. usf., dann ein Pfeifton.

»Frohe Weihnachten, ich bin's. Ähmm, Faith.« Sie hängt fest, ist aber kein bisschen nervös. Sie könnte ihm genauso gut alles erzählen. Folgendes ist heute passiert: die Schornsteine des Atomkraftwerks, der Plastik-Gummibaum, der Lichter-

Umzug, das Smorgasbord, Eddie von vor Jahren, der geplante Umzug der Mädchen nach Kalifornien. Alle weihnachtlichen Dinge. »Ähmm, ich wollte bloß sagen, dass es... mir gut geht und dass ich denke - nein, schreiben Sie *hoffe* - , dass ich *hoffe*, dir auch. Ich bin nach Weihnachten wieder zu Hause - also am Strand. Ich würde wahnsinnig gern - nein, streichen Sie *wahnsinnig* - von dir hören. Ich bin in Snow Mountain Highlands. In Michigan.« Sie unterbricht, erwägt innerlich, ob es noch weitere Neuigkeiten gibt, die wert sind, berichtet zu werden. Nein, keine. Dann merkt sie (zu spät), dass sie seinen Anrufbeantworter wie ihr Diktafon behandelt hat. Es gibt keine Korrekturmöglichkeit. Dumm. Ihr Fehler. »Also, auf Wiedersehen«, sagt sie und merkt, dass das etwas steif klingt, korrigiert es aber nicht. Zwischen ihnen ist sowieso alles vorbei. Wen juckt's? Sie hat angerufen.

Draußen auf der Langlaufloipe ?sind weiche weiße Glühbirnen, den Weihnachtsbaumlichtern in der Wohnung nicht unähnlich, in einigen Fichten befestigt worden - hell genug, dass man sich im Dunkeln nicht verirren kann, und schwach genug, um den geheimnisvollen Effekt nicht zu verderben.

Diese Art Skilaufen mag sie übrigens auch nicht besonders. Eigentlich nicht. Immer dieses mühselige Wachsen, die steifen Leihschuhe, die langen unpraktischen Skier, die verschwitzte Unterwäsche, die Möglichkeit, dass all das auf eine Erkältung und versäumte Arbeitszeit hinauslaufen könnte. Das Fitness-Studio ist besser. Maximale Energie, dann bist du schnell wieder sauber und wieder im Auto, wieder im Büro. Wieder am Telefon. Sie ist sportlich, aber entschieden nicht sportbesessen. Wie auch immer, das hier ist jedenfalls nicht beängstigend.

Niemand begleitet sie auf der nächtlichen Langlaufloipe, da der Lichter-Umzug die anderen Skiläufer weggelockt hat. Zwei Japaner haben sich am Anfang der Loipe unterhalten, kleine beige Männer in leuchtend grünem Lycra - glatte, ernste Gesichter, riesige Schenkel, plumpe Kurzer-Prozess-Arme - , die den anspruchsvollen Parcours - genannt »Die Bestie« - , die

Langlaufloipe 3, in Angriff nehmen wollten. Auf ihren runden, wollstrumpfbekleideten Köpfen haben sie kleine Lampen getragen, wie Bergleute, um sich den Weg zu leuchten. Sie waren sofort verschwunden.

Hier summt der Schnee geradezu zum Klang ihrer Gleitschritte. Ein Vollmond reitet hinter filigranen Wolken, während sie im fast vollständigen Dunkel der verharschten Wälder vorwärts gleitet. Sie kann den Wind hoch oben in den höchsten Kiefern und Hemlocktannen hören, aber am Boden weht er nicht, da ist nur die Kälte, die der metallische Schnee ausstrahlt. Ihr ist höchstens an den Ohren kalt, dort und an der Schweißlinie ihrer Haare. Ihr Herzschlag ist kaum zu hören. Sie ist fit.

Einen Augenblick lang vernimmt sie entfernt Musik, eine Gesangsstimme mit Orchesterbegleitung. Sie hält inne, um zuzuhören. Der Puls der Musik schwebt durch die Bäume. Merkwürdig. Vielleicht ist das Roger, denkt sie zwischen zwei tiefen Atemzügen; Roger auf der Bühne in der Karaoke-Bar, wie er den anderen Einsamen im Dunkel seine Greatest Hits vorsingt. »Blue Bayou«, »Layla«, »Tommy«, »Try to Remember«. Roger in sicherer Entfernung. Ihre Haare, merkt sie, glänzen im Mondlicht. Falls sie beobachtet wird, sieht sie zumindest gut aus.

Aber wäre das nicht romantisch, von diesem Wald aus durch die Dunkelheit zu spähen und da unten eine leuchtende Jagdhütte mit zahlreichen Seitenflügeln zu entdecken, die Fenster hell erglühend, wie ein exotisches Kasino in einem Paul-Muni-Film? Anmutige Eisläufer schwaben über eine beleuchtete Eisbahn. Ein geschmückter Lift immer noch in gemächlicher Bewegung, einige wenige letzte Skiläufer wollen noch eine seidige Schwebefahrt ohne Fackel unternehmen, bevor die Lichter ausgehen. Der große Baum leuchtet vom Gipfel herunter.

Nur dass dies kein besonders hübscher Teil von Michigan ist. Nichts zu sehen - dunkle Stämme, kalte, tote Wasserfälle,

Girlanden aus schwerem Schnee, die in den Tannenzweigen hängen.

Und sie versteift sich. So schnell geht das. Neue Muskeln werden angesprochen. Besser nicht so weit laufen.

Daisy, ihre Schwester, fällt ihr ein. Daisy, die bald mit einer ganz neuen Sicht auf das Leben aus der Klinik kommen wird. Drinnen hat es natürlich das Ritual in zwölf Schritten gegeben, das das normale Programm aus Entzug und Reue ergänzt. Und irgendjemand hat Daisy irgendwo, irgendwann, womöglich vor Jahrzehnten, ganz sicher in unpassender und für ihr Wohlbefinden schädlicher Weise berührt, wie sich herausstellen wird, in einem viel zu zarten Alter. Und nicht nur einmal, sondern viele Male, diverse schreckliche, stumme Jahre lang. Der Täter womöglich ein älterer, verdächtiger Jugendlicher aus der Nachbarschaft - ein Einzelgänger - oder ein allzu onkelhafter Schulbibliothekar. Selbst der Paterfamilias wird postum einer genaueren Untersuchung unterzogen werden (die historische Perspektive ist, wie immer, unbeweisbar und daher unbestreitbar).

Dann werden natürlich allen gewisse Opfer in puncto Würde abverlangt, was diesen reichhaltigen Nachrichten aus der Vergangenheit geschuldet ist: aus einer Welt, die um so vieles tödlicher war, als irgendjemand glauben konnte, nichts war so, wie wir es uns dachten; so vieles blieb dem Auge verborgen; wenn das nur jemand gewusst hätte, der es hätte aussprechen und eine Verständigung darüber in Gang setzen können, dem man hätte trauen und sich anvertrauen können, blablabla. Ihre Mutter wird, zwangsläufig, keinen Verdacht geschöpft haben, hätte es aber tun müssen, keine Frage. Vielleicht wird Daisy selbst angedeutet haben, dass Faith lesbisch ist. Der Schneeballeffekt. Keiner sicher, keiner unschuldig.

Weiter oben, im Dunkeln, nach anderthalb Kilometern auf der Tour, befindet sich Hütte ?rechts von der Langlaufloipe ?- ein verdunkelter Kloß auf einer kleinen Lichtung, ein Ort zum Ausruhen, zum Aufholenlassen der anderen (falls es andere gibt). Ein perfekter Ort zum Umkehren.

Hütte ? ist nichts Schickes, wie ein einfaches rustikales Wartehäuschen vom Schulbus, auf einer Seite offen, aus behauenen Stämmen gebaut. Draußen auf dem Schnee liegen Krusten von kleinen Brötchen, ein Stück Pizza, ein paar aufgeweichte Papiertaschentücher, drei Bierdosen - Leckerbissen für die Waldtiere -, und jedes Ding wirft seinen kleinen Schatten auf die weiße Oberfläche.

Obwohl im trüben Inneren auf einer Plankenbank nicht etwa Schulkinder sitzen, sondern Roger, der Schwager, in seinem puderblauen Skianzug und Wanderstiefeln. Singt er doch nicht Karaoke. Sie hat auf der Loipe gar keine Stiefelpuren gesehen. Roger ist einfallsreicher, als er zunächst wirkt.

»Ist das eine bescheidene Kälte hier oben.« Roger spricht aus dem Dunkel von Hütte ? Seine schwarze Brille trägt er jetzt nicht, und überhaupt ist er kaum zu sehen, obwohl sie spürt, dass er lächelt - seine braunen Augen noch enger beieinander.

»Was machst du denn hier oben, Roger?«, fragt Faith.

»Och«, sagt Roger aus der Finsternis heraus. »Ich dachte einfach, ich geh mal rauf.« Er kreuzt die Arme vor der Brust und streckt seine Wanderstiefel in das Schneelicht, als wäre er eine Art High-School-Cowboy.

»Wozu?« Ihre Knie sind zugleich steif und weich von der Anstrengung. Ihr Herz hat angefangen, heftig zu schlagen. Sie hat kalten Schweiß auf der Lippe. Die Temperaturen bewegen sich unter minus fünf Grad. Im Winter werden die unschuldigsten Orte mit einem Mal tödlich.

»Wer nicht wagt«, sagt Roger. Er macht sich über sie lustig.

»Ich kehre hier um«, sagt sich Faith vor. »Möchtest du mit mir den Berg hinunterfahren?« Was sie gern hätte, wäre mehr Licht. Wesentlich mehr Licht. Eine Birne in dem Unterstand wäre sehr gut. Im Dunkeln passieren manchmal schlimme Dinge, die sich bei Licht als undenkbar herausstellen würden.

»Das Leben führt einen an ziemlich interessante Orte, nicht wahr, Faith?«

Sie würde gern lächeln und sich nicht von Roger bedroht fühlen, der bei seinen Töchtern sein sollte.

»Kann schon sein«, sagt sie. In der trockenen Luft riecht es nach Alkohol. Er ist betrunken, und er improvisiert all das hier. Eine ungute Kombination.

»Du bist sehr hübsch. *Sehr* hübsch. Die große Anwältin«, sagt Roger. »Komm doch zu mir herein.«

»O nein, vielen Dank«, sagt Faith. Roger ist widerlich, aber er gehört auch zur Familie, und sie fühlt sich gelähmt, weil sie nicht weiß, was sie tun soll - eine sehr ungewöhnliche Situation. Sie wäre gern beweglicher auf ihren Skiern, würde gern aufspringen und feststellen, dass sie schon gewendet hat und davongleitet.

»Ich war immer der Ansicht, dass wir beide in der richtigen Situation eine ganze Menge Spaß miteinander haben könnten«, fährt Roger fort.

»Roger, ich halte es nicht für gut, das zu tun«, was immer er gerade tut. Sie will ihn anfunkeln und merkt, dass ihre Knie zittern. Sie fühlt sich sehr, sehr groß auf ihren Skiern, ungewöhnlich schutzlos.

»Natürlich ist es gut, das zu tun«, sagt Roger. »Dafür bin ich doch hier hochgekommen. Für ein bisschen Spaß.«

»Ich will aber nicht, dass wir hier oben irgendwas tun, Roger«, sagt Faith. »In Ordnung?« So, erkennt sie, fühlt sich Angst an - so wie man sich in einem nächtlichen Parkhaus fühlen würde oder wenn man allein über ein abgelegenes Fabrikgelände joggen oder am frühen Morgen nach Hause kommen und nach den Schlüsseln wühlen würde. Schutzlos. Und dann wäre da plötzlich einer. Bingo. Ein Mann, der bedrückend gewöhnlich aussieht und noch keinen genauen Plan hat.

»Nee, nee. Das ist absolut nicht in Ordnung.« Roger steht auf, bleibt aber im Schutz des Dunkels. »Die Anwältin«, sagt er wieder, immer noch grinsend.

»Ich kehre jetzt einfach um«, sagt Faith und beginnt, sehr unsicher ihren langen linken Ski aus der Spur zu heben und dann, auf ihre Stöcke gestützt, auch den rechten Ski. Hoch aus der Spur. Ihr wird etwas schwindlig, ihre Waden schmerzen, und es ist kompliziert, nicht die Spitzen der Skier zu kreuzen.

Ganz wesentlich ist es, stehen zu bleiben. Jetzt hinzufallen, das hieße Kapitulation. Wie heißt der Ski-Ausdruck? Tele... Tele-sowieso. Sie wünschte, sie könnte Tele-sowieso. Mit Tele-so-wieso hier raus, was das Zeug hält. Ihre Oberschenkel brennen. In Kalifornien, denkt sie, ist sie eine Beamtin bei Gericht. Eine öffentliche Angestellte, eingeschworen darauf, das Gesetz hochzuhalten - allerdings nicht, seine Einhaltung zu überwachen. Sie ist ein Halt für das Gute.

»Du siehst albern aus, wie du da stehst«, sagt Roger albern.

Sie hat nicht vor, noch irgendetwas zu sagen. Es gibt eigentlich nichts zu sagen. Gespräch ist jetzt nicht das Nächstliegende, und sie konzentriert sich sehr. Einen Augenblick lang glaubt sie, wieder Musik zu hören, ganz weit weg. Das kann nicht sein.

»Wenn du dich ganz umgedreht hast«, sagt Roger, »dann zeige ich dir mal was.« Er sagt nicht, was. Im Geist - während sie ihre Skier zentimeterweise bewegt, mit schweren Knöcheln - im Geist sagt sie: »Und dann?«, aber sie sagt es nicht.

»Ich hasse deine beschei-dene Familie echt«, sagt Roger. Seine Stiefel machen knirsch im Schnee. Sie wirft einen Blick über die Schulter, aber ihn anzusehen, das ist zu viel. Er kommt näher. Sie wird hinfallen, und dann werden dramatische, bedauerliche Dinge geschehen. Mit einer Bewegung, die er wahrscheinlich dramatisch findet, zieht Roger - obwohl sie es nicht sehen kann - seinen blauen Skianzug vorn auf. Er will, dass sie dieses Geräusch hört. Sie hat jetzt zu drei Vierteln gewendet. Sie könnte ihn über die linke Schulter sehen, wenn sie wollte. Mal gucken, mal nachgucken, was das ganze Getöse soll. Ihr ist heiß. Drunter ist sie durchgeschwitzt.

»Tja, ja, das Leben führt einen in ziemlich interessante Situationen.« Er wiederholt sich. Noch ein Reißverschluss ist zu hören. So sieht das aus, wenn in Rogers Weltsicht eine ganze Menge Spaß stattfindet.

»Ja«, sagt sie, »allerdings.« Jetzt ist sie fast ganz herum.

Sie hört ein kleines Glucksen von Roger, ein unbelustigtes »Hnh«. Dann sagt er: »Fast.« Sie hört ein matschendes Geräusch seiner Stiefel. Sie spürt seine Person tatsächlich nahe neben sich. Das wird ihm ganz bestimmt helfen zu unterstreichen, wie sehr er ihre Familie hasst.

Dann Stimmen - rettende Stimmen - hinter ihr. Sie kann nicht anders, sie muss jetzt über ihre linke Schulter schauen, hoch auf den Weg, wo er zwischen den dunklen Bäumen ansteigt. Da ist ein Licht, gefolgt von einem weiteren Licht, wie Sterne, die vom Himmel hoch herkommen. Stimmen, Worte, eine Sprache, die sie nicht recht versteht. Japanisch. Sie schaut Roger nicht an, sondern schiebt einfach einen Ski, ihren linken, nach vorn auf seine Spur, lässt den rechten folgen und seinen Weg finden, stößt sich mit ihren Stöcken ab. Und in genau dieser kleinen Zuteilung an Zeit, dank genau dieser Anstrengung, ist sie auf und davon. Sie glaubt, dass Roger irgendetwas sagt, noch ein »Hnh«, eine Art Grunzgeräusch, aber sie ist nicht sicher.

In der Wohnung schlafen alle. Die Lämpchen an dem Plastik-Gummibaum blinken. Sie spiegeln sich in dem Fenster, das auf den mittlerweile dunklen Skihügel hinausgeht. Irgend-jemand, fällt Faith auf, hat viel Zeit damit verbracht (ihre Mutter), die durchgebrannten Birnen zu ersetzen, so dass der Baum ohne Ausfälle blinken kann. Der goldene Stern, derjenige, der die Weisen aus dem Morgenland gelenkt hat, liegt auf dem Kaffeetisch wie ein Seestern und wartet darauf, angemessen angebracht zu werden.

Marjorie, die jüngere, süßere Schwester, schläft auf der orangefarbenen Couch, unter dem Bruegel. Sie hat ihr Bett

verlassen, um in der Nähe des Baums zu schlafen, und hat ihr gestepptes Deckchen in Pink mitgebracht.

Natürlich hat Faith Roger ausgesperrt. Roger kann allein im Schnee erfrieren. Oder er kann auf einer Türschwelle oder neben einem Dampfrohr irgendwo im Snow-Mountain-Highlands-Komplex schlafen und den Sicherheitsbeamten seine Situation erklären. Roger wird heute Nacht nicht bei seinen hübschen Töchtern schlafen. Sie wird jetzt mal eingreifen. Diese Mädchen gehören ihr.

Obwohl, wie naiv von ihr, nicht bedacht zu haben, dass Roger ihr Angebot, die Mädchen zu nehmen, natürlich auf der Stelle ummünzen würde zu einer Einladung, mit ihr zu vögeln. Sie ist zu lange in Kalifornien gewesen, hat die Berührung zum typisch Durchschnittsamerikanischen verloren. Wie komisch, dass Roger auch »besch-eiden« sagt. Wahrscheinlich sagt er auch »X-mas«.

Auf der Eisbahn spielen zwei Mannschaften Hockey unter hohen weißen Lampen. Eine rote Mannschaft gegen eine schwarze Mannschaft. Netztore sind aufgebaut worden, die zu große Fläche abgeteilt worden auf Regelgröße und -form. Ein paar Zuschauer stehen dabei - Ehefrauen und Freundinnen. Boyne City gegen Petosky; Cadillac gegen Sheboygan oder so was. Die weißen Schlittschuhe der kleinen Mädchen liegen auf einem Haufen, an der Tür, die sie jetzt fest verriegelt hat.

Es wäre gut, den Stern draufzustecken, denkt sie. »Jetzt ist es Zeit für den Stern.« Wer weiß, was das Morgen bringt. Die Ankunft von ein paar Weisen kann nicht schaden.

Also steht Faith mit dem schmächtigen Stern, der aus dicker Alufolie gemacht ist, groß und vergoldet und schwerelos und fünfzackig, auf dem dänischen Esstischstuhl und steckt den Befestigungsschlitz auf das oberste Blatt des Gummibaums. Das sitzt alles andere als perfekt, da es oben im Wipfel keinen Ast gibt, und der Stern steht auch nicht aufrecht, sondern hängt schief von der Spitze herunter, etwas traurig, komisch, aber auch siegreich. (Diese Art von Befestigung wurde auf den Philippinen bei der Herstellung des Baums nicht vorgesehen.)

Morgen können die anderen alle etwas hinzufügen, Ornamente erfinden, aus absurden oder inspirierenden Ausgangsmaterialien. Morgen wird selbst Roger rehabilitiert und mit allen gut Freund sein. Außer mit ihr.

Marjorie hat die Augen aufgeschlagen, röhrt sich allerdings nicht auf der Couch. Einen Moment, aber nur einen kurzen Moment lang wirkt sie tot. »Ich bin eingeschlafen«, sagt sie leise und blinzelt mit ihren braunen Augen.

»Oh, ich hab dich gesehen«, lächelt Faith. »Ich dachte, du wärst noch ein Weihnachtsgeschenk. Ich dachte, der Weihnachtsmann wäre schon früh hier gewesen und hätte dich gebracht, für mich.« Sie lässt sich vorsichtig auf dem stakigen Kaffeetisch nieder, nahe bei Marjorie - falls sie eine Sorge mitzuteilen hat, einen finsternen Traum zu erzählen. Eine Angst. Sie streicht mit einer Hand Marjories warme Haare glatt.

Marjorie holt tief Luft und lässt sie langsam durch ihre Nase hinaus. »Jane schläft«, sagt sie.

»Und wie würdest du das finden, wieder ins Bett zu gehen?«, flüstert Faith. Hört sie da ein leises Klopfen an der Tür - der Tür, die sie fest verrammelt hat? Die sie nicht öffnen wird. Hinter der die Welt und der Ärger warten. Marjories Augen wandern zu dem Geräusch, dann schwimmen sie wieder vor Schläfrigkeit. Sie ist in Sicherheit.

»Lass den Baum an«, instruiert Marjorie, obwohl sie schläft.

»Klar, okay, na klar«, sagt Faith. »Der Baum bleibt. Wir behalten den Baum.«

Sie schlüpft mit der Hand unter Marjorie, die aus alter Gewohnheit ihre Hand ausstreckt und Faith am Hals streichelt. Im Nu hat diese die Kleine auf dem Arm, mit Deckchen und allem, und trägt sie vollkommen mühelos in das verdunkelte Schlafzimmer, wo die Schwester auf einem der beiden Einzelbetten schläft. Vorsichtig legt sie Marjorie auf das leere Bett und deckt sie wieder zu. Erneut glaubt sie, das leise Klopfen zu hören, aber es verstummt. Sie hält es für unwahrscheinlich, dass es heute Nacht noch einmal klopfen wird.

Jane schläft mit dem Gesicht zur Wand, ihr Atem ist tief und hörbar. Jane schläft gut, Marjorie weniger verlässlich. Faith steht mitten in dem dunklen, fensterlosen Raum, zwischen den beiden Betten, und der blinkende Weihnachtsbaum sucht die Stille heim, die einen solchen Preis gekostet hat. Das Zimmer riecht schimmelig und klamm, als wäre es seit Monaten geschlossen gewesen und nur für diesen Zweck, diese Nacht, diese Kinder geöffnet worden. Sie erinnert sich, wenn auch nur kurz, an andere Weihnachten, die vielleicht einmal ihr gehörten. »Okay«, flüstert sie, »okay, okay, okay.«

Faith zieht sich im Elternschlafzimmer aus, zu müde zum Duschen. Ihre Mutter schläft auf einer Seite des gemeinsamen Bettes. Sie ist ein kleiner Berg, sichtbar unter der Decke atmend. Ein halb geleertes Glas Rotwein steht auf dem Nachttisch neben ihrer Halskrause. Ein Bild mit einem weißen Segelboot auf einem ruhigen blauen Meer hängt über dem Bett. Faith schließt die Tür halb zum Ausziehen, hält die blinkenden Weihnachtslichter ab.

Heute Nacht wird sie einen Schlafanzug tragen, ihrer Mutter zuliebe. Sie hat einen neuen gekauft. Weiß, reine Seide, so weich wie Wasser. Litzen aus blauer Seide.

Und hier der unerwartete Anblick der eigenen Gestalt in dem billigen, welligen Türspiegel. Alles gut. Nur die kleine blasses Narbe, wo eine Zyste aus ihrer linken Brust gekerbt wurde, eine Narbe ohne Bedeutung, die niemand bemerkten würde. Aber immer noch eine gute Wirkung. Dünn, harte Oberschenkel. Ein kleiner hübscher Bauch. Jungenshüften. Nichts zu meckern an dem ganzen Paket.

Es braucht ein Glas Wasser. Man soll immer ein Glas Wasser mit ins Bett nehmen, nie ein Glas Rotwein. Als sie am Wohnzimmerfenster vorbeikommt, Ziel ist die winzige Küche, da sieht sie, dass das Eishockeyspiel jetzt vorbei ist. Schon nach Mitternacht. Die Spieler schütteln sich auf dem Eis die Hände, andere fahren in großen Kreisen herum. Am Könner-Hang oberhalb der Eisbahn sind die Lichter wieder

eingeschaltet worden. Maschinen mit Scheinwerfern bringen den Schnee trotz der tückischen Neigungswinkel mit großem Risiko in Ordnung.

Und sie sieht Roger. Er ist auf halber Strecke zwischen der Eisbahn und den Appartements zu Fuß in seinem puderblauen Anzug unterwegs. Er hat sich, kein Zweifel, das Eishockeyspiel angeschaut. Roger bleibt stehen und sieht zu ihr hoch, wie sie in ihrem weißen Schlafanzug am Fenster steht, vor dem Hintergrund der blinkenden Weihnachtslichter. Er bleibt stehen und starrt. Er hat seine schwarzrandige Brille wiedergefunden. Sein Mund bewegt sich, aber sonst nichts. In dieser Herberge ist kein Platz für Roger.

Ihre Mutter ist im Bett sogar noch größer. Eine großartige Wärmequelle, etwas feucht, als Faith ihren Rücken berührt. Ihre Mutter trägt blauen Gingham, ein Nachthemd, das sich nicht sehr von ihrem Mumu für den Tag unterscheidet. Sie riecht unerwartet gut. Satt.

Wie lang, fragt sich Faith, ist es her, dass sie bei ihrer Mutter geschlafen hat? Hundert Jahre? Zwanzig? Aber gut, dass es ihr so normal vorkommt.

Sie hat die Tür offen gelassen, falls die Mädchen rufen sollten, falls sie aufwachen und Angst haben, falls sie ihren Vater vermissen. Die Weihnachtslichter blinken fröhlich, an und aus, jenseits der Türschwelle. Sie hört Schnee über das Dach rutschen, ein Auto, dessen Ketten leise irgendwo klinren, außer Sicht. Sie hatte vor, ihren Anrufbeantworter abzufragen, dann aber nicht mehr daran gedacht.

Und wie lange ist es her, fragt sie sich, dass ihre Mutter schlank und hübsch war? Waren das die Sechziger? Das kann eigentlich nicht sein. Damals war sie ja noch ein Mädchen. Sie - die Sechziger - kommen einem immer so nah vor. Obwohl, ihrer Mutter wahrscheinlich nicht.

Blink, blink, blink, die Lichter blinken.

Die Ehe. Ja, natürlich muss *sie jetzt* daran denken. Obwohl die Ehe vielleicht nur eine lange Ebene der Selbstenthüllung ist, an deren Ende jemand vor dir steht, der dich gar nicht so gut

kennt. Das wäre eine Nachricht, die sie Jack hätte hinterlassen können. »Lieber Jack, ich weiß jetzt, dass die Ehe nur eine lange Ebene ist, an deren Ende usw. usw.« Du hast immer zu spät an so was gedacht. Irgendwo hört Faith noch mehr schwache Musik, »Ich steh an deiner Krippen hier«, hübsch gespielt auf einem Glockenspiel. Musik, zu der man schlafen kann.

Und wie sollen sie mit Morgen umgehen? Nicht mit dem ewigen Morgen, sondern dem versprochenen, dem praktischen. Ihre Schenkel fühlen sich steif an, dabei entspannt sie sich doch langsam. Ihre Mutter, der Berg neben ihr, dreht ihr den Rücken zu. Wie also? Roger wird morgen rehabilitiert, ja, ja. Es wird Brettspiele geben. Kleidungswechsel. Die üblichen Telefonanrufe. Sie wird sich die Zeit nehmen, ihre Mutter zu fragen, ob irgendjemand je missbraucht wurde, und herausfinden, nein, zum Glück nicht. Ungewöhnliche Blicke werden zwischen allen und jedem hin und her gehen. Gewisse Namen und Wörter werden, zu Gunsten aller, sparsam bemessen sein. Die Mädchen werden noch einmal Skifahren lernen und Spaß dabei haben. Witze werden erzählt werden. Sie werden sich besser fühlen, wieder eine Familie sein. Weihnachten sorgt schon für sich selbst.

## UNTER DEM RADAR

Auf der Fahrt zum Abendessen bei den Nicholsons - ihrem ersten seit einiger Zeit - erzählte Marjorie Reeves ihrem Mann, Steven Reeves, dass sie vor einem Jahr eine Affäre mit George Nicholson (ihrem Gastgeber) gehabt habe, die inzwischen aber vorbei sei, und sie hoffe, er - Steven - sei nicht böse und könne damit leben.

In diesem Moment fuhren sie gerade auf der Quaker Bridge Road, nach dem Abzweig von der Perkins Great Woods Road, entlang an dem Shenipsit-Staubecken, das dunkel und düster und still spiegelnd in der Dämmerung des Spätfrühlingstages lag. Auf der rechten Seite stand dicht der junge Wald, Buche und Erle mit blassem Laub, und der Boden war klamm und pappig. Laubfrösche quakten in den feuchten Senken. Bis zur Abbiegung auf die Apple Orchard Lane waren es noch anderthalb Kilometer.

Als Steven diese Neuigkeiten hörte, steuerte er ihren Wagen - einen gelbbraunen Mercedes Kombi mit gelben Klappscheinwerfern - sehr behutsam von der Quaker Bridge Road herunter auf das nasse Gras des Seitenstreifens, um diese Information erst mal vernünftig einzuordnen, bevor er weiterfuhr.

Sie waren beide noch sehr jung. Steven Reeves war achtundzwanzig. Marjorie Reeves ein Jahr jünger. Sie waren nicht reich, aber sie hatten Glück gehabt. Stevens Posten bei Packard-Wells war mit der Aufgabe betraut, eine kleine Abteilung einer größeren Abteilung einer ziemlich kleinen Vorfertigungsschnittstelle im Blick zu behalten, die die Automobilindustrie belieferte, wobei jegliche abrupte Veränderung oder sogar das Gerücht einer Veränderung in gewissen polymerverbindenden Formeln entscheidende Anforderungsmuster in der gesamten Produktionskette kippen und auf diese Weise den Handlungsspielraum und die sichere Verankerung einer erklecklichen Menge wichtiger Kundenpositionen beeinträchtigen konnte. Im Einzelnen musste er sich dazu in das Fachchinesisch der verstiegenen Zeitschriften für die petrochemische Industrie vertiefen, technische Seminare besuchen, auf Vertreterkongresse fliegen, dann detaillierte Statusberichte verfassen und währenddessen immer ein Auge auf den Markt haben, zum Vorteil seiner Vorgesetzten. Er war ein Bates-Absolvent mit Stipendium, hatte Chemie studiert und war der einzige Sohn einer leidgeprüften, aber redlichen Hummerfischer-Familie aus Pemaquid, Maine, und er hatte es zu etwas gebracht. Seine Bosse bei Packard-Wells mochten ihn, sahen sich selbst in ihm, plus einige Charaktereigenschaften, die sie nie so recht besessen hatten - eine blonde, schmächtige Unreife, die fast zur Leichtgläubigkeit tendierte, aber stabilisiert wurde durch Umsicht, Findigkeit und eine gründliche, kompakte Zähigkeit. Er passte auf. Inzwischen war er seit sieben Jahren bei der Firma -und das bei seiner ersten Stelle. Er und Marjorie waren seit zwei Jahren verheiratet. Sie hatten keine Kinder. Das Auto hatte er Weihnachten vor zwei Jahren als Prämie bekommen.

Als der Kombi zum Stehen kam, saß Steven eine Minute lang bei laufendem Motor da, das lachsfarben getönte Licht vom Armaturenbrett lag auf seinem Gesicht. Das Radio war eingeschaltet, leise - das Ende der Nachrichten, dann ein Zwischenspiel für Waldhorn. Ohne auf irgendetwas Bestimmtes zu reagieren, schaltete er das Radio ab, mit derselben

Bewegung auch den Motor, so dass jetzt nur noch die Scheinwerfer auf die leere ländliche Straße schienen. Die Fenster waren offen, um die frische Frühlingsluft hereinzulassen, und als das Motorengeräusch verebbt war, warteten schon die abendlichen Geräusche der Umgebung. Die Laubfrösche. Der Flügelschlag einer Drossel, die aus dem Gebüsch ein paar Meter entfernt aufflatterte. Das Geräusch von etwas, das aus geringer Höhe auf eine unsichtbare Wasseroberfläche klatschte. Jenseits der Schonung junger Bäume lag der Westen, und durch die verdunkelten Stämme konnte man den Himmel sehen, immer noch blassgelb vom Tageslicht, obwohl es hier auf der Quaker Bridge Road fast dunkel war.

Nachdem Marjorie gesagt hatte, was sie gerade gesagt hatte, schaute sie nach vorn in die helle Schneise des Scheinwerferlichts. Vielleicht warf sie Steven auch einmal einen Blick zu, aber als sie gesagt hatte, was sie gesagt hatte, hielt sie die Hände auf ihrem Schoß und starre weiter nach vorn. Sie war ein hübsches blondes Mädchen ohne Überzeugungen, mit den Zügen eines Mäuschen - kleine Nase, kleine Ohren, kleines Kinn, allerdings mit einem überraschend volllippigen Lächeln, das sie jedem zuteil werden ließ. Sie trank sich auf Partys gern einen kleinen Schwips an, senkte ihre Stimme und setzte sich mit einem Gläschen auf eine geblümte Ottomane oder eine Baumscheiben-Tischplatte und zeigte zu viel Bein oder unpassend viel von ihren kleinen Brüsten. Sie war in Indiana aufgewachsen und hatte in Purdue Kunst studiert. Steven hatte

sie in New York auf einer Party kennen gelernt, als sie für eine Firma arbeitete, die zielgruppenspezifische Werbung für einen großen Spielzeughersteller machte. Ihm hatten es ihre zu einem Bob geschnittenen Haare, ihre zerbrechlichen kleinen Züge und die durchscheinende Haut angetan, und die angebräute Stimme, die sie raffinierter erscheinen ließ, als sie war, und sogar sie selbst davon überzeugte. In ihrer Gemeinde, östlich von Hartford, hielten die Frauen, die Marjorie Reeves kannten, sie für eine typische blonde Schlampe, die nicht sehr

lange mit dem lieben Steven Reeves verheiratet bleiben würde. Seine zweite Frau würde dann die Richtige für ihn sein. Marjorie war nur der Einstieg.

Marjorie selbst sah sich aber gar nicht so, sie mochte Männer eben und fühlte sich glücklich und selbstbewusst in ihrer Nähe und nahm an, dass Steven nichts dagegen hatte, auf lange Sicht würde es schließlich auch seiner Karriere helfen, eine hübsche, muntere Frau zu haben, die keiner in eine Schublade stecken konnte. Um sich abzuheben und in der Gemeinde zu engagieren, war sie als Freiwillige nach Hartford zum Zentrum für Kinder in Not gegangen, was so viel hieß wie: alle schwarz. Und in Hartford hatte sie auch die Gelegenheit ergriffen, George Nicholson zu begegnen und mit ihm im Red Roof Inn zu vögeln, bis sie beide anfingen, sich zu langweilen. Es würde nie wieder passieren, so lautete ihre Sicht der Dinge, denn seit einem Jahr war es nicht mehr passiert.

Während der zwei oder vielleicht auch fünf Minuten, die sie jetzt schon am Rand der Quaker Bridge Road saßen, während die Frühlingsgeräusche und ein leichter Abendwind durch das offene Fenster herein- und wieder hinauswehten, hatte Marjorie nichts gesagt, und auch Steven hatte nichts gesagt, obwohl ihm klar wurde, dass er nur deshalb nichts sagte, weil es

ihm die Sprache verschlagen hatte. Und das bedeutet, begriff er, dass nichts, was einem einfällt, nach dem eben Gesagten als nächster Gesprächsbeitrag besonders interessant erscheint. Er wusste, dass er ein unfertiger Mann war - in mancherlei Hinsicht noch ein Junge -, aber dumm war er nicht. In Bates hatte er Dr. Sudofskys Seminar über *Ulysses* besucht und sich dort einen gewissen Sinn für Ironie und Humor angeeignet, die Sicherheit, dass wahres Wissen ein geistiger Prozess ist, eine Suche, keine Anhäufung trockener Fakten - so etwas wie Freiheit, die man nur in der Praxis voll und ganz erlebt. Er hatte außerdem Hockey gespielt und wusste, dass Wissen und Angriffslust eine subtile und überraschende und ungewöhnliche Kombination darstellten. Er hatte sich vorgenommen, beides bei Packard-Wells zu erproben.

Doch einen kurzen erschreckenden Augenblick lang, als er umschlossen von dem kühlen Halbdunkel dasaß und spürte, dass es ihm die Sprache verschlagen hatte, geriet er in eine Art dämmerigen Fugue-Zustand - oder schlitterte beinahe hinein - und befürchtete, er könnte vielleicht nie wieder ein Wort sagen; etwas (Arbeitsüberlastung, Schock, Enttäuschung über Marjories Geständnis) brächte ihn dazu, sich von der Realität zu lösen und aus der Gegenwart zu rutschen, ja, er wäre dabei, den Verstand zu verlieren und wahnsinnig zu werden, und zwar dermaßen, dass er womöglich anfinge, wie ein Schimpanse zu schnattern, oder dass er einfach langsam seitwärts an die gepolsterte Tür sackte und eine lange, lange Zeit nicht spräche - monatelang - , und dann, dank irgendwelcher Drogen, bloß einfachste Sätze sagen könnte, die so kryptisch klingen würden, dass ihn am Ende die Familie seiner Mutter in Damariscotta pflegen müsste. Entsetzliche Vorstellung.

Um das zu vermeiden - um sein Leben und seinen klaren Verstand zu retten - , sagte er abrupt ein Wort, irgendein Wort, das er in das duftende Dämmerlicht hinein sagen konnte, in diesem Auto, wo seine Frau natürlich seine Antwort auf ihr unglückliches Geständnis erwartete.

Und aus irgendeinem Grund lautete das Wort, genauer gesagt, der Ausdruck, den er von sich gab, »unerwünschte Bodenechos«. Etwas, das er im Fernseh-Wetterbericht gehört hatte, als sie sich zum Abendessen umzogen.

»Hm?«, sagte Marjorie. »Wie bitte?« Sie wandte ihm ihr hübsches Gesicht mit den kleinen Zügen zu, so dass ihre Perlenohrringe das Licht einfingen, das von irgendwoher kam. Sie trug ein winziges grünes Cocktaillkleid und grüne Satinschuhe, die ihre unglaublich schlanken Knöchel und schmalen nackten gebräunten Waden betonten. Sie trug zwei kleine passende grüne Spangen im Haar. Sie roch süß.

»Ich weiß, dass du das nicht unbedingt hören wolltest, Steven«, sagte sie. »Aber ich hatte das Gefühl, ich sollte es dir sagen, bevor wir bei George eintreffen. Bei Nicholsons, meine ich. Es ist vorbei. Es wird nie wieder passieren. Das verspreche

ich. Keiner wird es je erwähnen. Ich war letztes Jahr nach dem Umzug einfach so durcheinander. Es tut mir Leid.« Sie hatte einen kleinen Kirchturm aus ihren Fingerspitzen gebildet, als hätte sie sich sehr konzentriert, während sie diese Worte sagte. Aber jetzt legte sie ihre Hände wieder ruhig in ihren minzgrünen Schoß. Sie hatte das Kleid extra für diesen Abend bei den Nicholsons gekauft. Sie hatte gedacht, dass es George gefallen würde, und Steven auch. Sie wandte ihr Gesicht ab und stieß einen kleinen, aber hörbaren Seufzer in dem Auto aus. In diesem Augenblick schalteten sich die Scheinwerfer automatisch ab.

George Nicholson war ein schwerer, Squash spielender Yale Anwalt mit mächtiger Brust und haarigen Armen. Er hatte ein Hinckley-61-Boot in Essex liegen, das er eigenhändig segelte, und zog sich seit seinem fünfzigsten Geburtstag allmählich aus seiner hochpreisigen Zivilklage-Kanzlei in Hartford zurück, um mehr Zeit für Wettkampfsportarten wie Tennis oder Racket und für Seniorenski zu haben. George hatte auf der Uni mit einem der Seniorpartner von Stevens Firma das Zimmer geteilt und »adoptierte« die Reeves', als sie nach ihrer Heirat in die Gemeinde zogen. Marjorie arbeitete in ihrem ersten halben Jahr in Connecticut samstags mit Georges Frau Patsy als Freiwillige im Secondhandladen der Episkopalen. Dem jungen Steven erzählte George Nicholson von einem denkwürdigen abhärtenden Sommer, den er vor Matinicus, Maine, mit ein paar zähen alten Seebären beim Hochholen von Tiefsee-Hummerfallen verbracht hatte. Später war er bei den Marines gewesen, und auf seinem Unterarm prangte eine Tätowierung mit einem verblassten Anker, einer Kugel und einer Kette. Noch später dann hatte er mit Stevens Frau gevögelt.

Nun, da er etwas gesagt hatte, auch wenn es keinen Sinn ergab, war Steven schlecht gelaunt und erleichtert, als hätte er Luft abgelassen. Marjorie saß neben ihm im stillen Auto und schaute immer noch nach vorn. Zwei Gedanken konkurrierten jetzt in seinem wieder erwachten Bewusstsein. Der eine entsprang eindeutig seiner Ansicht über George Nicholson. Den

hielt er für einen Windbeutel, aber auch einen mächtigen Mann, der seine Schäfchen ins Trockene gebracht und dabei vor nicht viel Halt gemacht hatte. Wenn er an George dachte, fiel ihm immer die Matinicus-Geschichte ein, und dabei sah er immer sich selbst, wie er mit seinem Vater irgendwo draußen Richtung Monhegan Fallen hochholte. Der Gestank des Köders, das Schaukeln des Ozeans im Spätfrühling, die tröstliche Monotonie der kompakten, baumbestandenen, im Dunst kaum sichtbaren Küste. Wenn er sich durch diesen Schaltkreis hindurchdachte, musste er George Nicholson immer vage bewundern, und komischerweise dachte er selbst jetzt, dass er George mochte, trotz allem.

Der andere, konkurrierende Gedanke war, dass Marjorie schon immer gern verstörende Dinge gebeichtet hatte, die sich dann - wie er annahm - als unwahr herausstellten, das gehörte zu ihrem Wesen: etwa, dass sie einen Sommer lang oben in Saugatuck auf den Strich gegangen war; dass sie im Studium als Oben-ohne-Tänzerin gearbeitet hatte; dass sie Heroin ausprobiert hatte; dass sie zusammen mit ihrem High-School-Freund in Goshen, Indiana, wo sie herkam, bei bewaffneten Raubüberfällen mitgemacht hatte. Wenn sie diese weither geholten Geschichten erzählte, verhedderte sie sich und schüttelte den Kopf, als wären sie wirklich wahr. Und jetzt, während er keine dieser Geschichten für im Geringsten wahrscheinlicher hielt als die heutige, wurde ihm klar, dass er seine Frau eigentlich überhaupt nicht kannte; ja dass das gesamte Konzept, einen anderen Menschen zu kennen - das Konzept des Vertrauens, der Nähe, der Ehe selbst - , zwar nicht gerade eine Lüge war (denn irgendwo existierte es ja, zwar nur als Idee im Leben seiner Eltern, zumindest in Restbeständen), aber doch vollkommen überholt, erloschen, typisch für eine andere Zeit und jetzt leider hinfällig. Ein Mädchen kennen zu lernen, sich zu verlieben, sie zu heiraten, nach Connecticut zu ziehen, ein Scheiß-Haus zu kaufen, ein Leben mit ihr aufzubauen und zu glauben, man wisse wirklich etwas von ihr - das Letzte zumindest war die reinste Fiktion, und das machte den ganzen Rest zu einem Witz. Marjorie konnte genauso gut

wirklich eine Nutte gewesen sein oder eine Tanke überfallen und Leute erschossen haben, so wenig wusste er wirklich von ihr. Und angenommen, er sagte irgendetwas davon zu ihr, die da neben ihm saß und wer weiß was dachte - sie würde entweder kein Wort verstehen oder einfach nur sagen: »Ja, okay, in Ordnung.« Mit dem Ausdruck »unterm Strich«, dachte Steven Reeves, war nicht Geld gemeint, sondern genau das, worum es hier ging, genau diese Art fataler Ignoranz. Geld, das man verlieren, verdienen, ausgeben, horten konnte, war nur ein Emblem, allerdings ein gutes, für all das, was hier gerade passierte.

In diesem Moment umrundete ein Scheinwerferpaar irgendwo weiter vorn eine Kurve. Das Licht strahlte ihre weißen Gesichter an, während sie schweigend nach vorn starnten. Und außerdem einen Waschbären, der gerade vom Rand des Staubeckens her die Straße überquerte, unterwegs in den Wald neben ihnen. Der Wagen fuhr wesentlich schneller, als es zuerst den Anschein hatte. Der Waschbär hielt inne, um in den näher kommenden Lichtschein zu spähen, dann lief er weiter auf die sichere Gegenspur. Erst dann schaute er wieder hoch und bemerkte Stevens und Marjories Auto, das lautlos in der Finsternis am Straßenrand stand. Dieser Anblick bewegte ihn wohl zu dem Entschluss, dass es dort, wo er herkam, viel besser sei als dort, wo er hinwollte, deshalb kehrte er um und tappte zurück über die Quaker Bridge Road zu den kühlen Wassern des Staubeckens. Das führte dazu, dass das näher kommende Auto - genauer gesagt, ein verbeulter Ford-Pick-up - einfach über ihn wegrumpelte, ihn hoch und auf die Seite schleuderte, und dann herrschte nur noch Reglosigkeit auf dem gegenüberliegenden Seitenstreifen. »Jaaa-haaa-jippiiiie!«, schrie die schrille Stimme eines Mannes aus dem dunklen Führerhaus des Pick-ups, gefolgt vom Gelächter eines anderen Mannes.

Und dann wurde es wieder sehr still. Der Waschbär lag zwanzig Meter vor dem Wagen der Reeves' am Straßenrand. Er kämpfte nicht. Er lag einfach da.

»Widerlich«, sagte Marjorie.

Steven sagte nichts, obwohl es ihm jetzt nicht die Sprache verschlagen hatte. Er empfand es sogar als Erleichterung, seine Augen auf die reglose Leiche des Waschbären heften zu können.

»Unternehmen wir irgendwas?«, sagte Marjorie. Sie hatte sich ein Stück vorgebeugt, als wollte sie den Waschbären durch die Windschutzscheibe mustern. Das Licht erstarb hinter den schlanken jungen Buchen im Westen.

»Nein«, sagte Steven. Das war sein erstes Wort - abgesehen von dem Wort, für das er keine Verantwortung übernahm - , seit Marjorie gesagt hatte, was sie an Wichtigem zu sagen gehabt hatte, als ihr Auto sich noch auf das Abendessen zu bewegte.

Und da schlug er sie. Er schlug sie, bevor er merkte, dass er sie geschlagen hatte, aber nicht bevor er merkte, dass er es wollte. Er schlug sie mit dem Handrücken, ohne sie auch nur anzuschauen, schlug sie direkt vorn ins Gesicht, direkt auf die Nase. Und zwar fest. In gewisser Weise war es mehr eine Geste als ein Schlag, obwohl er schon begriff, dass es auch ein Schlag war. Er spürte die weiche Spitze ihrer Nase und dann den knubbligen Knorpel an den harten Knochen seiner Fingerrücken. Er hatte noch nie eine Frau geschlagen, und er hatte nie auch nur daran gedacht, Marjorie zu schlagen, hatte sich immer vorgestellt, er könnte sie niemals schlagen, wenn er in der Zeitung derartige Meldungen aus dem traurigen Leben anderer Leute gelesen hatte. Er hatte andere durchaus schon geschlagen und war geschlagen worden, oft genug - zähe Jungs aus Maine, auf der Eisbahn. Aber Mädchen kamen nicht in Frage. Das hatte ihm sein Vater immer klar gemacht. Seine Mutter auch.

»Du lieber Himmel«, war alles, was Marjorie sagte, als sie den Schlag abbekam. Sie legte sofort ihre Hand über die Nase, saß dann aber weiter still im Auto, beide schwiegen. Sein Herz schlug nicht schneller. Sein Handrücken schmerzte leicht. Das war alles Neuland. Steven hatte ein kleines rosiges Muttermal unter der linken Kotelette, wo sein rasiertes Gesicht begann. Es

hatte eine ähnliche Form wie West Virginia. Dieses Muttermal meinte er jetzt zu spüren. Die Haut kribbelte dort.

Doch in Wahrheit fühlte er sich nun richtig erleichtert, und Marjorie tat ihm überhaupt nicht Leid, wie sie stoisch dasaß und ein kleines Dach mit ihrer Hand bildete, um die Nase zu bedecken, und vor sich hin starrte, als wäre nichts passiert. Er erwartete, dass sie weinen würde, ganz sicher. Sie war ein Mädchen, das weinte - wenn sie unglücklich war, wenn er etwas Unsensibles gesagt hatte, wenn sie kurz davor war, ihre Tage zu bekommen. Weinen war etwas Natürliches. Aber ganz eindeutig stellte es für sie eine neue Erfahrung dar, geschlagen zu werden. Das verlangte etwas Neues, und falls nicht etwas Neues, dann irgendeine Stärke, eine Spannkraft, eine Selbstbeherrschung, die normalerweise für andere Erfahrungen reserviert waren.

»Jetzt kann ich nicht mehr zu den Nicholsons gehen«, sagte Marjorie fast geduldig. Sie nahm ihre Hand weg und musterte die Handfläche, als läge da ihre Nase. Natürlich dachte sie an Blut. Er hörte sie einatmen, es klang nach verstopfter Nase, dann kam das Ausatmen, durch den Mund. Sie weinte noch nicht. Und in diesem kleinen Moment war er sich nicht mal mehr sicher, dass er sie wirklich geschlagen hatte - ob es nicht nur ein Gedanke gewesen war, den er sich geleistet hatte, eine irgendwie unbestellte Geste.

Allerdings wäre er jetzt sehr gern zu den wirklich wichtigen Dingen übergegangen, statt in falschen, sachfremden Einzelheiten zu versacken. Denn George Nicholson war ihm genauso scheißegal wie die Einzelheiten dessen, was sie in irgendeinem Scheiß-Motel gemacht hatten. Marjorie würde ihn nie wegen George Nicholson oder eines Mannes wie ihm verlassen, und George Nicholson und Männer wie er - Großkotze mit Hinckley-Segelbooten - warfen nicht alles für belanglose kleine Frauen wie Marjorie weg. Er dachte an ihre Nase, rot, geschwollen, verschmiert mit klebrigem Blut, das auf ihr grünes Kleid tropfte. Er nahm nicht an, dass sie gebrochen war. Nasen hielten was aus. Und natürlich hatten sie ein Telefon im Wagen. Er konnte ganz einfach dort anrufen. Er

stellte sich das großartige, weitläufige, weiß beschindelte Haus der Nicholsons vor, das hell erleuchtet hinter der gewundenen Auffahrt mit den prachtvoll erhaltenen, indirekt angestrahlten Ulmen lag, und den schwach beleuchteten Sandplatz, auf dem sie alle gespielt hatten, den beheizten Pool, den Henry Moore draußen auf dem dunklen Rasen, wo man einfach drüber stolpern musste. Er stellte sich vor, wie er zu jemandem - nicht George Nicholson - sagte, Marjorie sei krank geworden, habe am Straßenrand gekotzt.

Aber jetzt zu den *richtigen* Einzelheiten, bitte. Die richtigen Einzelheiten, die er von ihr erfahren musste, waren: *Tut es dir Leid?* (er hatte vergessen, dass Marjorie das schon gesagt hatte) und *Was bedeutet das für die Zukunft?*. Auf diese Einzelheiten kam es an.

Erstaunlicherweise war der Waschbär, der von dem Pick-up kopfüber durch die Gegend geschleudert worden war und dann als regloser Klecks in der fast völligen Dunkelheit dagelegen hatte, plötzlich wieder zum Leben erwacht und versuchte jetzt, sich und seine nutzlosen Hinterbeine von der Quaker Bridge Road herunter und auf den Grasstreifen und in das Unterholz am Rand des Staubeckens zu schleifen.

»O Gott, nein«, sagte Marjorie und legte ihre Hand wieder über die beschädigte Nase. Sie wandte sich von dem Kampf des Waschbären ab.

»Tut es dir nicht mal Leid?«, sagte Steven.

»Doch«, sagte Marjorie, immer noch mit bedeckter Nase, als dächte sie gar nicht mehr daran, dass sie sie bedeckte. Wahrscheinlich, dachte er, war der Schmerz etwas abgeklungen. So schlimm war es nicht gewesen. »Ich meine, nein«, sagte sie.

Da hätte er sie am liebsten wieder geschlagen - diesmal aufs Ohr - , aber er ließ es bleiben. Er wusste nicht genau, warum. Man würde es nie erfahren. »Na, was denn nun?«, sagte er und wurde zum ersten Mal richtig wütend. Was ihn schon immer wütend gemacht hatte, sein ganzes Leben lang, wutschnaubend geradezu, war die Situation, in der er alles nur

falsch machen konnte, in der es die Option »richtig« nicht mehr gab. Genau so fühlte sich die Situation jetzt an. »Was denn nun?«, sagte er wieder, wütend. »Also echt.« Er sollte sie einfach zu den Nicholsons mitnehmen, dachte er, mit geschwollener Nase, blutigen Lippen, alles verstopft, und dann sieh zu, wie du klarkommst. Oder sie draußen im Auto sitzen lassen oder sich aufmachen und die 18,2 Kilometer nach Hause laufen. Vielleicht konnte George ja herkommen und sie mit seinem Rover abholen. Das waren natürlich nur Gedanken. »Was denn nun?«, fragte er zum dritten Mal. Er hing an diesen Worten fest, an diesem Stückchen unfruchtbare Neugier.

»Es tat mir Leid, als ich es dir gesagt habe«, antwortete Marjorie sehr gefasst. Sie ließ die Hand von der Nase in den Schoß sinken. Eine der kleinen grünen Spangen aus ihrem Haar lag jetzt auf ihrer nackten Schulter. »Allerdings nicht sehr«, sagte sie. »Nur, weil ich es dir sagen musste. Und jetzt, wo ich es dir gesagt habe und du mir ins Gesicht geschlagen und wahrscheinlich die Nase gebrochen hast, tut mir nichts mehr Leid - außer meine Nase. Obwohl es mir auch Leid tut, mit dir verheiratet zu sein, aber der Fehler wird behoben, so schnell es geht.« Sie weinte immer noch nicht. »Also, kannst du jetzt, falls noch ein Fitzelchen Gutes in dir steckt, vielleicht mal aussteigen und rübergehen und irgendwas tun, um der armen verletzten Kreatur da zu helfen, die diese Fascho-Wichser mit ihrem Scheiß-Pick-up zu Matsch gefahren und dann ausgelacht haben, weil sie kleine Würstchen und der allerletzte menschliche Abschaum sind? Kannst du das tun, Steven? Ist das im Rahmen deiner Möglichkeiten?« Sie zog heftig durch die Nase hoch und stieß dann ein kurzes, tiefes, niedergeschlagenes Stöhnen aus. Ihre Stimme klang nasaler, noch mehr nach Mittlerem Westen, jetzt, wo ihre Nase verstopft war.

»Es tut mir Leid, dass ich dich geschlagen habe«, sagte Steven Reeves und öffnete die Wagentür auf die stille Straße.

»Ich weiß«, sagte Marjorie mit emotionsloser Stimme. »Und es wird dir noch sehr viel mehr Leid tun.«

Er ging in seinem gelbbraunen Anzug über die leere Asphaltstraße auf die Stelle zu, wo der Waschbär getroffen und an den Straßenrand geschleudert worden war, doch da war nichts mehr. Nur ein kleiner Klecks dunkles Blut, den er gerade noch auf dem knubbligen Straßenbelag erkennen konnte und der auch ein Ölleck hätte sein können. Kein Waschbär. Der Waschbär hatte mit den letzten Reserven seiner wilden, nicht denkenden Willenskraft die Energie gefunden, sich in die Büsche zu schleppen, um zu sterben. Steven spähte hinab in das dunkle Gebüsch und Dornengestrüpp, die das Staubecken von der Straße trennten. Dort war es sehr still. Er dachte, er hätte ein Rascheln im Unterholz gehört, vielleicht ein Tier, dass sich in das weiche Gras und die feuchte Erde einwühlte, um für immer zu schlafen. Irgendwo draußen auf dem Wasser hörte er die Stimme eines jungen Mädchens, das sehr deutlich lachte. Dann fiel eine Autotür zu, weiter weg. Dann schlug eine andere Art Tür, eine Fliegentür, ins Schloss. Und dann sagte eine Männerstimme: »O nein, o-ho-ho-ho nein.« Ein kleines weißes Licht leuchtete weiter hinten zwischen den Bäumen auf der anderen Seite des Staubeckens auf, wo er nicht mit einem Haus gerechnet hätte. Er fragte sich, wie lange es wohl dauern würde, bis seine Wut ihm egal geworden war. Er überlegte kurz, warum Marjorie ihm das eigentlich jetzt erzählt hatte. Es kam ihm komisch vor.

Dann hörte er, wie sein eigenes Auto ansprang. Das Dieselgetöse, gedämpft metallisch. Die Scheinwerfer schalteten sich forsch ein und beleuchteten ihn. Jäh war laute Musik von drinnen zu hören. Er drehte sich gerade rechtzeitig um, dass er Marjories hübsches Gesicht sehen konnte, im Widerschein des lachsfarbenen Lichts vom Armaturenbrett, wie seins vorhin. Er sah ihre Fingerspitzen oben auf dem Bogen des Steuerrads, hörte das Aufheulen des Motors. Im Wald fiel ihm ein seltsames Glimmen auf, das durch die Bäume drang, etwas Gelbes, etwas aus der tiefen feuchten Erde, ein Dampf, vielleicht war es etwas Magisches. Die Luft roch süß jetzt. Die Laubfrösche hörten auf zu quaken. Und das war es dann.

## REVIER

**M**adeleine Granville stand an dem hohen Fenster des Hotels Queen Elizabeth II. und versuchte festzustellen, welches winzige Auto dort unten auf der Wellington Street ihr gelber Saab war. Henry Rothman band vor dem Spiegel seine Krawatte. Henry musste in zwei Stunden ein Flugzeug nehmen. Madeleine würde in Montreal bleiben, wo sie wohnte.

Henry und Madeleine hatten seit zwei Jahren eine weitaus mehr als gewöhnliche Freundschaft - die Art von Freundschaft, von der außer ihnen beiden niemand wissen sollte (und wenn andere davon wussten, so machte es nichts, beschlossen sie, weil niemand *wirklich* davon wusste). Sie waren Geschäftspartner. Sie war Wirtschaftsprüferin, er war amerikanischer Lobbyist für ihre Firma, die West-Consolidated Group, die auf angereicherte natürliche Nahrungsmittelzusatzstoffe spezialisiert war und einen großen Teil ihrer Geschäfte im Ausland machte. Henry war neunundvierzig, Madeleine dreiunddreißig. Als Geschäftspartner waren sie viel zusammen verreist, oft nach Europa, hatten bis weit in den Vormittag hinein in vielen Betten in vielen Hotelzimmern gelegen, tonnenweise in sehr guten Restaurants gegessen, an zahllosen Tagen Ausflüge in der strahlenden Mittagssonne gemacht und sich später in anderen

Hotelzimmern oder auf Flughäfen voneinander verabschiedet, in Parkhäusern oder Hotelfoyers, an Taxiständen oder Bushaltestellen. Wenn sie nicht zusammen waren, also die meiste Zeit, vermissten sie einander, telefonierten oft, schrieben sich aber nie. Und jedes Mal, wenn sie wieder zusammen waren, spürten sie Freude, Überraschung, Erfüllung und eine dankbare, glückliche Erleichterung. Henry Rothman wohnte in Washington, D. C., wo er das komfortable Leben eines geschiedenen Anwalts führte. Madeleine hatte sich in einer baumbestandenen Vorstadt mit ihrem Kind und ihrem Architektengatten niedergelassen. Alle, die mit ihnen zusammenarbeiteten, wussten natürlich Bescheid und redeten die ganze Zeit hinter ihrem Rücken darüber. Im Allgemeinen lautete der Befund, das könne eh nicht lange dauern; außerdem sei es besser, sich aus den Angelegenheiten anderer herauszuhalten. Eifersüchtiges Getratsche über andere Leute, die das taten, was man selber gerne täte, sei etwas sehr Kanidisches, sagte Madeleine.

Doch jetzt fanden sie, es sei Zeit, Schluss zu machen. Sie liebten sich - und dazu standen sie beide. Möglicherweise waren sie aber nicht verliebt (Madeleines Unterscheidung).

Verirgendas waren sie aber, sie wusste es, und vielleicht war dieses Irgendwas noch besser als Liebe und hatte sein eigenes, intensives, zeitloses Gewebe, ein Innenleben von heftiger Wildheit und hinreißenden Höhen. Was es genau war, blieb verschwommen. Aber nichts war es nicht gewesen.

Wie immer hing es mit anderen Menschen zusammen - es gab niemanden in Rothmans Leben, na gut, aber zwei in Madeleines Leben. Und diesen beiden war das Leben als stetiges Kontinuum versprochen worden. Deshalb musste entweder das, was mehr als eine Affäre war, jetzt beendet werden - da waren sie sich einig - , oder es würde viel, viel weiter gehen, hinaus in eine Weite ohne Grenzen oder Marksteine, eine Weite voll der schlimmsten Gefahren. Und das wollten sie beide nicht.

Es hätte ebenso leicht vor sechs Monaten aufhören können, in London - hatte Henry vorgestern beim Landeanflug gedacht.

Damals, an einem Morgen im Frühling, saßen sie zusammen in einem taxiumtosten Straßencafé am Sloane Square und stellten plötzlich fest, dass sie sich in genau diesem Moment nicht viel zu sagen hatten, was bislang immer anders gewesen war - mal hatten sie sich vergnüglich ihr Mittagessen ausgemalt, mal ihren Konferenzbeitrag zu einem problematischen Klienten geprobt, die Kritiken eines Films, den sie sich eventuell anschauen wollten, abgewogen, oder eine verschlüsselte Anspielung auf ihr Liebesspiel der vorangegangenen Nacht gemacht - , all die reizvollen, vorübergehenden Komplikationen solcher Arrangements, wie sie eines hatten. Die Liebe, Henry wusste noch, dass er das damals gedacht hatte, die Liebe war eine langwierige Serie belangloser Fragen, ohne deren Antworten man unmöglich leben konnte. Und zu diesen Fragen waren ihnen die interessanten Antworten ausgegangen. Doch das Ganze damals zu beenden, so weit weg von zu Hause und der vertrauten Umgebung, das wäre taktlos gewesen. Es hätte etwas über sie ausgesagt, dem sie beide nicht zugestimmt hätten: nämlich dass es nicht viel bedeutet hatte; dass sie zu den Leuten gehörten, die Dinge taten, die nicht viel bedeuteten; und dass ihnen genau das, vielsagenderweise, nicht bewusst war oder sehr wohl bewusst war. Nichts von alledem traf zu.

Deshalb hatten sie weitergemacht. Allerdings wurden in den folgenden Monaten ihre Telefonate seltener und kürzer. Henry flog zweimal allein nach Paris. Er fing ein Verhältnis mit einer Frau in Washington an und beendete es wieder, ohne dass Madeleine es zu bemerken schien. Ihr dreiunddreißigster Geburtstag verstrich unbeachtet. Und dann, als er ohnehin eine Reise nach San Francisco plante, schlug Henry einen Zwischenstopp in Montreal vor. Einen Besuch. Das war klar genug, für sie beide.

Am Abend seiner Ankunft gingen sie nicht weit vom Biocentre essen, bei einem neuen Basken, über den Madeleine gelesen hatte. Sie kam in einem eckigen, wenig schmeichelhaften schwarzen Wollkleid mit schwarzen Strumpfhosen an. Henry und sie tranken zu viel Nonino,

redeten wenig, gingen zum St. Lorenz und hielten Händchen in der eisigen Oktobernacht, und im Stillen beobachteten sie dabei, wie schnell das Leben repetitiv wurde, wenn man keine zusammengestückelte Zukunft mehr hatte, die einen beschäftigen und ablenken konnte. Doch sie gingen trotzdem zurück auf sein Zimmer im QEII., blieben bis ein Uhr früh im Bett, liebten sich mit echter Leidenschaft, redeten eine Stunde lang im Dunkeln, und dann fuhr Madeleine nach Hause zu Ehemann und Sohn.

Später, allein im Bett in der warmen, tickenden Dunkelheit, überlegte Henry, dass man für eine gemeinsame Zukunft mit einem anderen Menschen ganz sicher lernen musste, wie man geschickter mit Wiederholungen umging. Oder dass eine gemeinsame Zukunft mit einem anderen Menschen einfach keine besonders gute Idee war - und er sollte vielleicht endlich mal anfangen, das zu begreifen.

Madeleine weinte am Fenster (weil ihr danach war), während Henry sich weiter anzog, wobei er sie nicht ignorierte, aber sich auch nicht gerade um sie kümmerte. Sie war um zehn

wieder aufgetaucht, um ihn zum Flughafen zu bringen. So hatten sie es von jeher gehalten, wenn er zu Geschäften in die Stadt kam. Sie trug eng anliegende blaue Kordhosen unter einem schlabbrigen roten Pullover mit einem kleinen weißen Rundkragen. Ihr Aufzug erinnerte, wie Henry auffiel, seltsam an die amerikanische Flagge.

Jetzt wagte sich keiner von ihnen in die Nähe des Bettes. Sie tranken ihren Kaffee im Stehen und gingen dabei kleine Arbeitsdinge durch, nicht ohne einen Satz zum Herbstwetter - morgens dunstig, nachmittags strahlend klar - , typisch für Montreal, wie Madeleine bemerkte. Sie blätterte die *National Post* durch, während sich Henry im Bad fertig machte.

Als er wieder herauskam, um sich die Krawatte zu binden, sah er, dass Madeleine aufgehört hatte zu weinen und aufmerksam zwölf Stockwerke hinunterschaute, auf die Straße.

»Gerade habe ich gedacht«, sagte sie, »wie viele interessante Dinge du über Kanada nicht weißt.« Sie hatte eine Brille mit durchsichtigem Gestell aufgesetzt, vielleicht um zu verbergen, dass sie geweint hatte, ansonsten diente sie dazu, sie gewissenhaft aussehen zu lassen. Madeleine hatte dickes dunkelstrohfarbenes Haar, das oft trocken und störrisch war, so dass sie es gern mit einer großen Silberklammer zusammenhielt, wie auch heute Morgen. Sie war blass, als hätte sie zu wenig geschlafen, und ihre angenehmen weichen Gesichtszüge, mit vollen, ausdrucksstarken Lippen und dunklen dichten Augenbrauen, verloren sich fast in ihren Haaren.

Henry band weiter seine Krawatte. Draußen, in dem Stadtpanorama jenseits des Fensters, stand ein großer T-förmiger Baukran, dessen langer kreuzender Arm auf beiden Seiten von Madeleines Kopf herauszuragen schien, wie ein Pfeil. Henry konnte das grüne Führerhäuschen erkennen, in dem ein winziges menschliches Wesen sichtbar wurde, hinter ihm ein winziges Fenster.

»Alle berühmten Kanadier, von denen du nie gedacht hättest, dass sie Kanadier sind, zum Beispiel.« Sie sah ihn nicht an, starre nur nach unten.

»*Par exemple?* « Mehr Französisch konnte er nicht. Hier wurde Englisch gesprochen. Die konnten Englisch mit ihm sprechen. »Nenn mal einen.«

Madeleine warf ihm einen gönnerhaften Blick zu. »Denny Doherty, von *The Mamas and the Papas*. Er kommt aus Halifax. Donald Sutherland stammt auch von den Inseln. Prince Edward Island, glaube ich.«

Madeleine wirkte anders, als sie tatsächlich war - eine Eigenschaft, die immer einen seltsamen Kitzel für ihn gehabt hatte, denn es machte sie unentzifferbar. Normalerweise sahen die Leute so aus, wie sie waren. Steife Leute wirkten steif usw. Madeleine sah so aus, wie ihr Name es nahe legte, etwas altmodisch, förmlich, in sich ruhend, zu abgewogenen Reaktionen neigend und dazu, sich in ihrer Haut und ihrer Persönlichkeit wohl zu fühlen.

Dabei war sie nichts dergleichen. Sie war ein kräftiges Bauernmädchen aus der Gegend nördlich von Halifax, war als Teenager Curlingmeisterin gewesen, blieb gern lange auf zu Sex, Albernheiten und Hochprozentigem und konnte manchmal reichlich unsicher sein. Er schrieb diese Unausgeglichenheit ihrem Altersunterschied zu (als sie auf die Welt kam, war er sechzehn gewesen) und glaubte, dass andere Bekannte sie gar nicht unausgeglichen fänden. Die jüngeren Leute ließen heutzutage sowieso mehr gelten, fand er, vor allem Kanadier. Das würde ihm fehlen.

Madeleine betrachtete sinnierend die Autos, die unten neben der Kathedrale Marie-Reine-du-Monde aufgereiht standen. »Ein bisschen diesig zum Fliegen«, sagte sie. »Ich würde einfach hier bleiben.«

Es war elf. Das Frühstückstablett stand auf dem zerwühlten Bett und den verstreuten Zeitungen. Henry mochte die kanadischen Zeitungen mit ihren Artikeln über alles, was nicht im Lot war und ihm egal sein konnte.

Henry Rothman war ein großer Mann mit Brille, der in seiner Jugend dem Schauspieler Elliott Gould in *Bob & Carol & Ted & Alice* ähnlich gesehen hatte, obwohl er immer fand, er sei weniger schwermütig als Ted, die Figur, die Elliott Gould gespielt hatte. Rothman war Anwalt, nicht nur Lobbyist, und vertrat mehrere große Firmen, die auf der ganzen Welt Geschäftsbeziehungen hatten. Er war Jude, genau wie Elliott Gould, war aber in Roanoke aufgewachsen, dann an die University of Virginia und später an deren Juristische Fakultät gegangen. Seine Eltern, früher Kleinstadtärzte, wohnten jetzt in Boca Grande, wo sie abwechselnd ekstatisch und gelangweilt in einer Eigentumswohnung saßen und nichts taten. Seine Brüder David und Michael arbeiteten als Prozessanwälte in Henrys Kanzlei. Er war seit zehn Jahren geschieden und hatte eine Tochter, die in Needham, Massachusetts, als Lehrerin arbeitete.

Madeleine Granville wusste, was Dinge kosteten: Dünger, Frachtkosten bei der Bahn, Containerschiffe voller Soja, Mais; sie kannte sich aus mit Termingeschäften, Arbeitskosten,

Währungen, dem Preis des Geldes. Sie hatte in McGill Wirtschaftswissenschaften studiert, beherrschte fünf Sprachen, hatte in Griechenland gelebt und davon geträumt, Malerin zu sein, bis sie einen gut aussehenden jungen Architekten im Zug von Athen nach Sofia kennen lernte und rasch heiratete. Sie hatten sich in Montreal niedergelassen, wo der Architekt sein Büro hatte und wo es ihnen gut gefiel. Rothman fand das jung, unbesonnen, aufregend, aber auch gewitzt, vernünftig, clever. Es gefiel ihm sehr gut. Es kam ihm sehr kanadisch vor. Kanada schien ohnehin in vielerlei Hinsicht Amerika überlegen zu sein. Kanada war rationaler, toleranter, freundlicher, sicherer, weniger streitsüchtig. Er überlegte, sich als Rentner hierher zurückzuziehen, vielleicht nach Cape Breton, wo er noch nie gewesen war. Er und Madeleine hatten darüber gesprochen, gemeinsam am Meer zu leben. Es war zu einem dieser restlos faszinierenden Themen geworden, denen man eine Woche lang seine ganze Aufmerksamkeit widmet - Landkarten, Immobilienmarkt, Durchschnittstemperaturen im Winter -, und später versteht man nicht mehr, wie man auch nur auf die Idee kommen konnte.

In Wahrheit liebte Rothman Washington, liebte sein Leben, sein großes Haus hinter dem Capitol Hill, seine Jura-Kumpel und seine Brüder, die etwas possierliche, etwas ramponierte Südstaatenhaftigkeit der Stadt, seine Poker-Partner, seine Mitgliedschaft im Cosmos Club. Und dass er Zugang hatte. Er traf sich sogar ab und zu mit seiner Ex-Frau Laura zum Abendessen, die wie er in einer Anwaltskanzlei arbeitete und nicht wieder geheiratet hatte. Wer man wirklich war und woran man glaubte, war daran abzulesen, was man beibehielt oder nicht ändern konnte, erkannte Rothman. Sehr wenige Leute begriffen das wirklich; die meisten aus seiner Schicht glaubten, dass immer alles möglich wäre, und versuchten deshalb ständig, etwas anderes zu werden. Doch nach einer Weile entpuppten sich diese privaten Einsichten schlicht als Maximen, egal, was man sagte oder tat, um ihnen zu widerstehen. Und das war's dann. Das war man dann. Henry Rothman begriff, dass er zu den Männern gehörte, die vor allem fürs Alleinleben

geeignet waren, egal wie verlockend irgendetwas anderes gelegentlich erscheinen mochte. Und das war in Ordnung.

Madeleine schrieb mit der Fingerspitze etwas an die Fensterscheibe, während sie auf ihn wartete. Jetzt hatte es sich ausgeweint. Keiner war auf irgendwen böse. Sie spielte bloß herum. Blasses Tageslicht schien durch ihr gerafftes gelbes Haar.

»Männer denken, dass sich Frauen nie verändern; Frauen denken, dass sich Männer immer verändern«, sagte sie konzentriert, als schriebe sie diese Wörter auf die Scheibe. »Und weißt du was, beide haben Unrecht.« Sie tippte mit der Fingerspitze an das Glas, streckte dann ihre Unterlippe bestätigend vor, riss die Augen weit auf und schaute zu ihm herüber. Was war sie doch für ein kompliziertes Mädchen, dachte Henry; dabei kam ihr das Leben erst jetzt allmählich zu eng vor. In einem Jahr war sie wahrscheinlich weit weg von hier. Die Liebesaffäre mit ihm war nur ein Symptom. Immerhin ein schmerzloses.

Er kam in seinen gestärkten Hemdsärmeln zum Fenster und legte die Arme um sie, unerwartet väterlich. Sie ließ sich umfassen, dann drehte sie sich um und legte das Gesicht, die Nase voran, an sein Hemd, die Arme locker um seine weiche Taille. Sie nahm die Brille ab, um sich küssen zu lassen. Warm und seifig roch sie, und die Haut, wo er unter ihrem Ohr den Hals berührte, war glatt wie Glas.

»Was hat sich verändert, was nicht?«, sagte er leise.

»Oh«, sagte sie in seine Hemdfalten hinein und schüttelte den Kopf. »Mmmmm. Das versuche ich gerade herauszufinden...«

Er umfasste mit seinen großen Fingern ihren straffen Oberkörper. »Sag mal«, sagte er leise. Sie konnte etwas sagen, dann konnte er mit einer guten Antwort kommen. Seine Handrücken an der Fensterscheibe fühlten sich kühl an.

»Tja.« Sie atmete aus. »Ich versuche herauszufinden, was ich von alldem halten soll.« Gedankenverloren rieb sie mit ihrer Schuhsohle über die polierte verzierte Kappe seiner schwarzen

Halbschuhe und verkratzte sie ein bisschen. »Manche Dinge sind wirklicher als andere. Ich fragte mich, ob uns das hier wohl irgendwann in der Zukunft besonders wirklich vorkommen wird. Weißt du?«

»Das wird es«, sagte Henry. Ihre Gedanken waren jetzt gar nicht so weit auseinander. Sonst hätte sich womöglich einer ungerecht behandelt gefühlt.

»Ich glaube, du hast mehr Respekt vor den wirklichen Dingen.« Madeleine schluckte, atmete wieder aus. »Die unechten Dinge verschwinden.« Sie trommelte leicht mit den Fingern auf seinen Rücken. »Ich fände es schrecklich, wenn das alles hier einfach aus dem Gedächtnis verschwinden würde.«

»Wird es nicht«, sagte er. »Das kann ich dir versprechen.« Jetzt war der Moment gekommen, sie beide aus dem Zimmer zu schaffen. Zu viele heikle Abschiedsthemen galoppierten plötzlich durch den Raum. »Wie war's mit Mittagessen?«

Madeleine seufzte. »Oh«, sagt sie. »Ja, Mittagessen wäre superklasse. Ich würde gern was essen.«

Da begann das Telefon auf dem Nachttisch zu klingeln, ein schrilles Läuten, das sie beide hochschrecken und Henry aus irgendeinem Grund nach draußen schauen ließ, als käme das Geräusch von dort. Nicht sehr weit entfernt, auf einem hübschen bewaldeten Stadthügel, sah er das letzte Herbstlaub - tiefe Orangetöne und intensive Grüns und feuchte Brauns. In Washington war gerade mal der Sommer vorbei.

Er schrak hoch, als das Telefon ein viertes Mal klingelte. Seit er in dem Zimmer wohnte, hatte es überhaupt noch nicht geklingelt. Niemand wusste, dass er hier war. Henry starre das weiße Telefon neben dem Bett an. »Willst du nicht rangehen?«, sagte sie. Sie starnten beide das weiße Telefon an.

Das Telefon klingelte ein fünftes Mal, sehr laut, dann nicht mehr.

»Da hat sich einer verwählt. Oder das Hotel will wissen, ob ich schon raus bin.« Er berührte sein Brillengestell. Madeleine

sah ihn blinzelnd an. Sie glaubte nicht daran, dass sich einer verwählt hatte. Sie dachte an einen Störenfried. An eine andere Frau. Wer immer hinter ihr in der Schlange stand. Dabei stimmte das gar nicht. Niemand stand Schlange.

Als das Telefon wieder klingelte, riss er den Hörer ans Ohr und sagte: »Rothman.«

»Ist das *Henry Rothman?*« Da sprach eine unbekannte männliche Grinsestimme.

»Ja.« Er sah Madeleine an. Sie beobachtete ihn mit einem Blick, der interessiert wirken sollte, aber nur anklagend war.

»Also, ist das *der Henry Rothman*, der Top-Dollar-Anwalt aus den Staaten?«

»Wer spricht da?« Er fixierte den Namen des Hotels auf dem Telefon. Queen Elizabeth II.

»Was ist los, Arschloch, plötzlich nervös?« Der Mann kicherte ein freudloses Kichern.

»Ich bin nicht nervös. Nein«, sagte Henry. »Sagen Sie doch, wer Sie sind.« Er sah wieder Madeleine an. Sie musterte ihn missbilligend, als spielte er ihr das ganze Gespräch nur vor und die Leitung wäre in Wirklichkeit tot.

»Du bist ein scheiß-feiger Sack, das bist du«, sagte die Stimme am Telefon. »Wen hast du da in deinem Loch versteckt? Wer bläst dir gerade einen, du Kakerlake?«

»Warum sagen Sie mir nicht einfach, wer Sie sind, und lassen den ganzen Kakerlaken-Quatsch bleiben«, sagte Rothman mit geduldiger Stimme. Am liebsten hätte er den Hörer aufgeknallt. Aber der Mann legte abrupt auf, bevor er es tun konnte.

Der große schwarze Kran mit dem kleinen grünen Führerbauschen ragte immer noch zu beiden Seiten aus Madeleines Kopf heraus. Auf einem Arm stand SAINT HYACINTHE.

»Du wirkst schockiert«, sagte sie. Dann plötzlich: »O nein, Scheiße, Scheiße.« Sie drehte sich zum Fenster und schlug die Hände vors Gesicht. »Sag bloß nicht«, sagte sie. »Es war Jeff, oder? Scheiße, Scheiße, Scheiße.«

»Ich habe nichts zugegeben«, sagte Henry und ärgerte sich maßlos. Gleich würde es lautes Gehämmern vom Flur her geben, dann Schreie und Tritte und eine grässliche Prügelei, bei der das ganze Zimmer demoliert würde. All das kurz bevor er es schaffen konnte, zum Flughafen aufzubrechen. Er überlegte erneut, dass er tatsächlich nichts zugegeben hatte. »Ich habe nichts zugegeben«, wiederholte er und kam sich töricht vor.

»Ich muss nachdenken«, sagte Madeleine. Sie sah blass aus und klopfte sich sanft auf die Wangen, als könnte sie so etwas Ordnung in ihrem Kopf schaffen. Theatralisch, fand er. »Ich brauche nur einen Augenblick Ruhe«, sagte sie.

Henry ließ den Blick durch das beengte geruchlose Zimmer schweifen: das vollgestellte Bett mit dem silbernen Frühstückszubehör, die knospenförmige Glasvase mit einer roten Rose drin, der Frisiertisch und der leicht angestaubte Spiegel, der Sessel mit dem Blaue-Hortensien-Muster; zwei Reproduktionen von Monets *Wasserlilien*, einander gegenüber an unauffälligen weißen Wänden. Nichts deutete darauf hin, dass alles perfekt klappen und er seinen Flug pünktlich kriegen würde, und nichts deutete auf das Gegenteil hin. Dies hier war nur ein Schauplatz, ein Ort ohne Stimme, der nichts Tröstliches an sich hatte. Er wusste noch, dass Zimmer sich auch mal besser angefühlt hatten. Sein Besuch in Montreal war merkwürdig sinnlos geblieben - eine Selbstgefälligkeit, in der er jetzt gefangen war. Er dachte, was er oft dachte, wenn die Dinge gerade völlig schief liefen - und das hier kam ihm ganz schön schief vor - , er dachte, dass er zu viel erreichen wollte. Das war typisch für ihn. Wenn man jung war, galt es als gute Eigenschaft, es hieß, dass man ehrgeizig war und nach oben strebte. Mit neunundvierzig war es allerdings nicht so angebracht.

»Ich muss überlegen, wo er sein könnte.« Madeleine hatte sich umgedreht und starre das Telefon an, als säße ihr Mann da drin und könnte jederzeit daraus hervorbrechen. Es war so ein Moment, wo Madeleine anders war, als sie normalerweise wirkte: nicht das förmliche, reservierte Mädchen mit Barbie-

Haaren, sondern ein Kind in der Klemme, das versuchte, sich einen Ausweg herbeizuträumen. Nicht so spannend.

»Vielleicht in der Lobby«, sagte Henry und dachte währenddessen: Jeff - ein Mann lauert auf dem Flur vor meiner Tür, wartet darauf, hereinzukommen und einen Riesenaufstand zu machen. Dieser Gedanke war äußerst unangenehm und machte ihn sehr müde.

Das Telefon läutete wieder, und Henry ging ran.

»Lass mich mit meiner Frau sprechen, du Kakerlake«, sagte dieselbe höhnische Stimme. »Kannst du so lange mal aus ihr rausgehen?«

»Mit wem möchten Sie sprechen?«, sagte Henry.

»Lass mich mit Madeleine reden, du Schwanz«, sagte der Mann.

Der Name Madeleine sorgte für einen kleinen Tumult in seinem Gehirn. »Madeleine ist nicht hier«, log Henry.

»Klar. Du meinst, sie hat gerade zu tun. Schon kapiert. Soll ich vielleicht später zurückrufen?«

»Vielleicht liegt hier ein Irrtum vor«, sagte Henry. »Ich sagte doch, Madeleine ist nicht hier.«

»Ach, bläst sie dir also wirklich gerade einen«, sagte der Mann. »Stell dir mal vor. Dann warte ich einfach.«

»Ich habe sie nicht gesehen«, log Henry weiter. »Wir haben gestern zu Abend gegessen. Dann ist sie nach Hause gefahren.«

»Jau, jau«, sagte der Mann mit sarkastischem Lachen. »Das war, *nachdem* sie dir einen geblasen hatte.« Madeleine sah immer noch aus dem Fenster und hörte der einen Hälfte des Gesprächs zu.

»Wo sind Sie?«, sagte Henry und fühlte sich gestört.

»Warum willst du das wissen? Denkst du, ich stehe vor deiner Tür und rufe von einem Handy an?« Er hörte metallisches Klicken und Kratzen in der Leitung, und Jeffs Stimme war plötzlich fern und unverständlich. »Na, dann mach

doch die Tür auf und find's raus«, sagte der Mann, wieder da.  
»Vielleicht stehe ich ja da. Und dann tret ich dir in die Eier.«

»Ich treffe mich gern zu einem Gespräch mit Ihnen«, sagte Henry und bremste sich dann. Warum sagte er so etwas Albernes? War doch gar nicht nötig. Genau in diesem Augenblick fing er sein Bild im Spiegel auf. Ein großer Mann in Hemdsärmeln und Krawatte mit Bauchansatz. Es war peinlich, dieser Mann zu sein. Er schaute weg.

»Ach, du willst dich mit mir treffen und reden?«, sagte der Mann und lachte wieder. »Das bringst du doch gar nicht.«

»Klar bringe ich das«, sagte Henry kläglich. »Sagen Sie mir, wo Sie sind. Ich habe keine Angst.«

»Dann trete ich dir aber wirklich in die Eier«, sagte der Mann von oben herab.

»Na, das werden wir ja sehen.«

»Wo ist Madeleine?« Der Mann klang gestört.

»Ich habe nicht die geringste Idee.« Jeder einzelne Satz, den er sagte, fiel Henry ein, war eine Lüge. Irgendwie hatte er eine Situation hergestellt, die kein Fitzelchen Wahrheit enthielt. Wie war denn das passiert?

»Sagst du die Wahrheit?«

»Ja. Jawohl«, log er. »Wo sind Sie?«

»In meinem Auto, verdammt noch mal. Einen Block von deinem Hotel entfernt, Arschloch.«

»Wahrscheinlich finde ich Sie da nicht«, sagte Henry und schaute zu Madeleine, die ihn anstarre. Er hatte wieder alles unter Kontrolle, oder beinahe. Einfach so. Er konnte es in ihrer Miene lesen - ein blasses Gesicht voll blanker Bewunderung.

»Ich bin in fünf Minuten in deinem Hotel, du Großkotz«, sagte Madeleines Mann.

»Ich erwarte Sie in der Lobby«, sagte Henry. »Ich bin groß, und ich trage - «

»Ich weiß, ich weiß«, sagte der Mann. »Du wirst wie ein Arschloch aussehen, egal was du trägst.«

»Okay«, sagte Henry.

Klick - der Ehemann war weg.

Madeleine hatte sich auf einem Arm des Blaue-Hortensien-Sessels niedergelassen, die Hände ineinander verkrampft. Er fühlte sich um vieles älter als sie, und ihr überlegen auch, vor allem, begriff er, weil sie so traurig aussah. Er hatte die Dinge in die Hand genommen, wie immer.

»Er glaubt, du wärst nicht hier«, sagte Henry. »Deshalb gehst du besser. Ich treffe ihn gleich unten. Du musst den Hinterausgang suchen.« Er sah sich schon nach seinem Jackett um.

Madeleine lächelte ihn fast verwundert an.

»Danke, dass du ihm nicht gesagt hast, ich wäre hier.«

»Aber du bist hier«, sagte Henry. Er vergaß sein Jackett und schaute sich nach seiner Brieftasche und seinem Kleingeld um, seinem Taschentuch, seinem Taschenmesser, der Ansammlung wesentlicher Dinge, die er mit sich herumtrug. Auschecken würde er später. Das war alles so idiotisch jetzt.

»Du bist kein schlechter Mann, oder?«, sagte sie liebevoll. »Manchmal bin ich allein oder warte auf dich, und dann werde ich wütend und denke, dass du ein Drecksack bist. Aber das bist du gar nicht. Du bist irgendwie mutig. Du hast schon Prinzipien.«

Diese Wörter - Prinzipien, mutig, Drecksack, warten - machten ihn plötzlich herzrasend nervös, genau in der Situation, wo er es nicht sein wollte. Er sollte nicht nervös sein. Er fühlte sich sehr groß und klobig und fast panisch in einem Raum mit ihr. Nicht mehr überlegen. Er hätte sie genauso gut anschreien können. Wie ruhig und hübsch sie war - er fand es unerträglich.

»Ich glaube, es wird Zeit, dass du gehst«, sagte er, dachte plötzlich wieder an sein Jackett und versuchte, sich zu beruhigen.

»Ja, klar«, sagte Madeleine und griff nach ihrer Handtasche, die seitlich am blauen Sessel hing. Ohne hinzuschauen, tastete sie darin nach dem Schlüssel und holte einen gelben plastikelastischen Autoschlüsselring heraus, der sie, wie es schien, zum Aufstehen bewegte. »Wann sehe ich dich?«, sagte sie und berührte ihren aufgetuften Haarbusch am Hinterkopf. So wandelbar, dachte er. »Das ist jetzt ein bisschen abrupt. Was ich mir vorgestellt hatte, war etwas ergreifender.«

»Alles wird gut«, sagte Henry und produzierte ein Lächeln, das ihn beruhigte.

»Abgesehen von der Frage, wann ich dich wiedersehe.«

»Abgesehen davon«, sagte er und behielt das Lächeln bei.

Sie schnippte den gelben elastischen Schlüsselring noch einmal über ihre Finger und setzte sich Richtung Tür in Bewegung, vorbei an Rothman, der da stand und ihren Abgang erwartete. Ohne KUSS. Ohne Umarmung. »Jeff wird nicht handgreiflich«, sagte sie. »Vielleicht versteht ihr beide euch ja. Immerhin habt ihr mich gemeinsam.« Sie lächelte beim Öffnen der Tür.

»Das mag für eine Freundschaft nicht ausreichen.«

»Tut mir Leid, dass es so endet«, sagte Madeleine ruhig.

»Mir auch«, sagte Henry Rothman.

Sie lächelte ihn seltsam an und schlüpfte hinaus, ließ die Tür mit einem leisen Klicken hinter sich zufallen. Er glaubte, sie hätte ihn nicht gehört.

Beim Warten im Vorraum des Fahrstuhls, wo Zigarrenaroma in der Luft hing, befasste er sich nunmehr mit der Tatsache, dass er gleich den wutentbrannten Ehemann einer Frau treffen würde, die er nicht liebte, aber dessen ungeachtet gebumst hatte. Es war wie im Film. Was sollte er von alldem halten? Da würde ein Mann vor ihm stehen, den er nicht kannte, aber der ihn mit vollem Recht hassen durfte und vielleicht sogar umbringen wollte. In das Leben dieses Mannes war er unaufgefordert eingedrungen, hatte Schindluder damit

getrieben, es womöglich verdorben und dann ignoriert, und jetzt wollte er wieder raus, besten Dank. Alles, was ihm jetzt Schlimmes zustoßen mochte, hatte er absolut verdient, vermutlich war nichts schlimm genug, da würde keiner widersprechen. In Amerika waren die Leute bei einem solchen Konflikt auf Schadenersatz aus, in Kanada wahrscheinlich nicht. Er fragte sich, was sein Vater wohl sagen würde. Sein Vater war ein großer, inzwischen kahlköpfiger Mann mit einem großen, hart gewordenen Wanst und einer beißenden Art, die davon kam, dass er seit Jahren in Virginia verarmte weiße Antisemiten mit Lungenkrebs behandelte. »Am tiefsten Punkt des Stollens ist am wenigsten Licht«, pflegte sein Vater zu sagen. So fühlte er sich jetzt - im Dunkeln, ohne eine vernünftige Ahnung, wie er damit umgehen sollte. Aber nicht mehr panisch. Eher verstrickt. Panik war bei ihm noch nie ein Dauerzustand gewesen.

Aber einfach aufzutrumpfen, als wüsste er genau Bescheid, und den Ereignissen ihren Lauf zu lassen, wie sie gerade kamen, das wäre ganz sicher der falsche Weg. Er brauchte nicht viel von Jeff zu wissen - das war nie nötig gewesen. Nichts zu wissen war allerdings anwaltsuntypisch. Andererseits hatte dieses ganze Debakel etwas so zutiefst Unseriöses an sich, dass er plötzlich in einer Art von Entgleisung beinahe in irres Gelächter ausgebrochen wäre, gerade als die Fahrstuhltürn aufglitten. Doch Hauptsache, Madeleine war nicht mehr im Hotel, Hauptsache, Jeff hatte nicht die Tür eingetreten und sie mitten beim Austausch von Intimitäten erwischt - was ja nicht geschehen war. Da interessierte es doch keinen, wer wen kannte. Der Anwalt Henry Rothman befand, hier stand das, was sich dieser Unbekannte alles zusammenfantasieren mochte, dem gegenüber, was er selbst niemals zugeben würde. Nichts führte zu nichts. Er würde ganz einfach so viele Lügen erzählen wie nötig - das war allerdings sehr anwaltstypisch: besser, den Anschein guten Willens zu zeigen als gar keinen Willen. *Tatsächlicher* guter Wille würde sich darin äußern, dass er sich die Mühe machte, eine Lüge zu erfinden, als Ausgleich für den bösen Willen, der sich darin

äußerte, dass er überhaupt eine Affäre mit Madeleine angefangen hatte. Und da seine Beziehung mit ihr sowieso zu Ende war, konnte sich Jeff die Genugtuung abholen, er hätte dieses Ende bewirkt. Jeder soll denken, er siegt, obwohl keiner siegt. Das war wiederum extrem anwaltstypisch.

Beim Eintreten in das weiträumige helle Foyer passte Henry seine Augen dem Licht und der neuen, dicht gedrängten Atmosphäre an. Eine Traube von Hotelgästen zog ihre Koffer auf Rädern zu den Drehtüren und auf die Straße hinaus. Viele darunter waren lächelnde Senioren mit langsam Bewegungen, die Plastikkarten um den Hals trugen und kleine Hüfttäschchen für ihre Wertsachen; die meisten sprachen unverständliches Französisch. Er merkte, er war absolut ruhig.

Ansonsten bot das Foyer eine angenehme, unechte Feiertagsstimmung, große Kronleuchter aus Gold und Glas und summende Geschäftigkeit. Es wirkte wie eine ausgeleuchtete Musicalbühne, bevor die Hauptdarsteller auftreten. Er schlenderte auf die Mitte zu, hinter der sich Richtung Straße eine Reihe Schaufenster von teuren Boutiquen und Geschenkläden befanden, und die Menschen, die zu den Fenstern hineinschaute, sahen gepflegt und vergnügt aus, in freudiger Erwartung. Es erinnerte ihn an das Mayflower in Washington, wo er sich mit Klienten zu treffen pflegte. Und zugleich fühlte es sich fremd an, komfortabel und beinahe geheimnisvoll fremd wie Kanada immer; so als hätte der Boden einen um drei Grad angeschrägten Neigungswinkel im Verhältnis zu sonst und die Türen würden sich zur anderen Seite hin öffnen. Nichts Unüberwindliches. Amerika unter Schweizer Leitung, sagte Madeleine immer.

Von dem überfüllten mittleren Foyer aus entdeckte er keinen Jeff-Kandidaten. Eine Gruppe kleiner, amerikanisch klingender Kinder stapfte in einer lückenhaften Reihe vorbei,

alle in gesteppten weißen Taekwondo-Uniformen, Hand in Hand.

Auch sie waren zu den Drehtüren unterwegs, gefolgt von ein paar ausladenden schwarzen Ladys in den mittleren Jahren, acht insgesamt, alle in großen gesteppten Herbstkleidern mit passenden, teuer aussehenden Federhüten. Südstaatlerinnen, erkannte er - und die Ladys redeten alle viel zu laut über die nachmittägliche Bustour nach Maine runter und über irgendein skandalöses nächtliches Ereignis, das sie zum Lachen brachte.

Dann bemerkte er einen Mann, der ihn beobachtete, einen Mann am Eingang zum Laden für englische Pullover. Das konnte nicht Madeleines Mann sein, dachte Henry. Er war zu jung - nicht älter als Mitte zwanzig. Der Mann trug schwarze Jeans, weiße Turnschuhe und eine schwarze Lederjacke; er hatte kurz geschorene blonde Borstenhaare und trug eine gelbe Pilotenbrille. Er sah nach einem Studenten, nicht nach einem Architekten aus. Wenn der Mann ihn nicht so durchdringend angestarrt hätte, wäre er ihm niemals aufgefallen.

Als Henry ein weiteres Mal seinen Blick auffing, setzte sich der Mann abrupt in Bewegung, kam, die Hände in die Seitentaschen der schwarzen Jacke gerammt, als hätte er dort etwas versteckt, direkt auf ihn zu, und Henry wurde klar, dass dieser Mann tatsächlich Madeleines Ehemann war, das konnte nur er sein, auch wenn er zehn Jahre jünger aussah als Madeleine und fünfundzwanzig Jahre jünger als er selbst. Das würde anders werden als erwartet. Einfacher. Der Mann war nicht mal besonders groß.

Als er bis auf drei Meter herangekommen war, blieb der Mann stehen, genau an der Kante des scharlachroten Teppichs, die Hände immer noch in den Taschen, und starre nur, als müsste etwas Ungewisses über Rothman - eine unverbundene Stelle in seiner Identität - geklärt werden.

»Wahrscheinlich suchen Sie mich«, sagte Henry über den Raum zwischen ihnen hinweg. Wieder bemerkte er die Taekwondo-Kids, die der Reihe nach, immer noch Händchen haltend, auf die Straße hinausgingen.

Madeleines Mann, oder der Mann, den er dafür hielt, sagte nichts, sondern kam weiter auf ihn zu, nur langsam jetzt, als wollte er den Eindruck vermitteln, irgendetwas hätte seine Aufmerksamkeit geweckt. Lächerlich, das alles. Noch mehr Theaterdonner. Sie sollten zusammen Mittag essen, er würde dem Mann eine Menge Lügen erzählen und dann die Rechnung bezahlen. Das müsste doch wohl reichen.

»Ich hab ein Bild von Ihnen gesehen«, sagte der junge Mann mit geradezu höhnischem Grinsen. Er zog die Hände nicht aus den Taschen. Er war noch kleiner als auf den ersten Blick, aber sehr unter Strom. Vielleicht war er nervös. Seine Pilotenbrille war geradezu ein Emblem für nervöses Unter-Strom-Stehen, genauso die schwarze Jacke mit dem bis zum Hals geschlossenen Reißverschluss, so dass man nicht sagen konnte, was er darunter anhatte. Madeleines Mann sah gut aus, aber auf eine schmächtige, zerbrechliche, vage geistlose Weise, als wäre ihm einmal etwas Wichtiges misslungen und er wäre nie ganz darüber hinweggekommen. Seltsam, dachte Henry, dass Madeleine sie beide - ihn, den großen, klobigen Juden, und diesen kleinen, belanglosen, französisch aussehenden Mann - attraktiv finden konnte.

»Ich bin Henry Rothman.« Er streckte seine große Hand aus, doch der Ehemann ignorierte sie. Was für ein Bild hatte er gesehen? Eins, das sie gemacht hatte, nahm er an, und unbesonnen aufgehoben hatte. Ein Fehler.

»Wo verdammt ist Madeleine?«, sagte der junge Mann.

Das Klang ganz nach den Worten, die er am Telefon gesagt hatte, aber er wirkte nicht wie die Sorte junger Mann, der wirklich so etwas sagen würde, so etwas oder was immer er gesagt hatte. Kakerlake. Einen blasen. So vulgär wirkte er gar nicht. Es war absurd. Henry fühlte sich jetzt absolut auf der Höhe der Dinge. »Ich weiß nicht, wo Madeleine ist«, sagte er. Das stimmte, und es machte ihn noch entspannter. Er war bereit, einen kurzen Abstecher aufs Zimmer anzubieten. Aber Madeleine hatte die Angewohnheit, überall Ohrringe, Kosmetikartikel, Unterwäsche liegen zu lassen. Zu riskant.

»Ich habe einen achtjährigen Sohn«, sagte der unter Strom stehende bebrillte junge Mann und schien seine Schultern in der Jacke zu straffen. Er blinzelte Henry an und wippte auf den Fußballen nach vorn, was ihn noch schmächtiger aussehen ließ. Die Augen hinter den gelben Gläsern waren vom klarsten, ungebrochensten Braun, und sein Mund war klein und dünn. Er hatte eine weiche, oliv getönte Haut und eine schwache Rötung der Erregung auf den Wangen. Er wirkte wie ein hübscher kleiner Schauspieler, dachte Henry, glatt rasiert und schauspielerhaft fit aussehend. Madeleine hatte einen hübschen Jungen geheiratet. Warum aber *jemals* einen Henry Roth-man in sein Leben holen, wenn einem dieser Junge gefiel? Ihm war, als hätte sie sich seine menschlichen Qualitäten angeeignet, und zwar aus Gründen, die er missbilligte. Kein gutes Gefühl.

»Das weiß ich«, sagte Henry, auf das Kind bezogen.

»Also, ich will Sie hier nicht anmachen«, sagte der junge Mann errötend. »Aber ich werde nicht zulassen, dass Sie sich in meine Ehe reindrängen und meinen Sohn darum bringen, mit beiden Eltern aufzuwachsen. Verstehen Sie das? Das sollen Sie nämlich.« Sein Mund, der Mund eines weichen Jungen, wurde unerwartet hart, fast bösartig. Er hatte kleine, dicht stehende, eckige Zähne, die von seiner Schönheit und seiner Wut ablenkten und ihn irgendwie verdorben aussehen ließen. »Wenn das nicht wäre, würde ich drauf scheißen, was Sie und Madeleine zusammen treiben«, fuhr er fort. »Sie könnten in allen Hotelzimmern der Erde rumficken, es wäre mir scheißegal.«

»Ja, dann denke ich, Sie haben mir Ihren Standpunkt erfolgreich deutlich gemacht«, sagte Henry.

»Ach, war das ein Standpunkt?«, sagte Madeleines Mann und riss die Augen hinter den idiotischen Brillengläsern auf. »Das war mir gar nicht bewusst. Ich dachte, ich erteile Ihnen nur ein bisschen Aufklärungsunterricht, da Ihnen ja nichts ferner liegt. Ich wollte Sie gar nicht überreden. Verstehen Sie?« Der Bursche ließ Henry nicht aus den Augen. Die schwarze Jacke verströmte jetzt einen Geruch nach preiswertem Leder, als

hätte er sie erst heute gekauft. Henry dachte darüber nach, dass er noch nie eine schwarze Lederjacke besessen hatte. In Roanoke standen die Söhne wohlhabender Ärzte nicht auf so was. Ihr Stil waren eher sportliche Madras-Jacketts und White-Bucks-Halbschuhe. Jüdischer Countryclub-Stil.

»Ich verstehe, was Sie meinen«, sagte Henry mit einer, wie er annahm, ermüdeten Stimme.

Madeleines Mann stierte ihn an, aber Henry wurde klar, davon nahm er selbst das Ganze auch nicht ernster. Er war höchstens weniger verstrickt. Und er hätte darauf wetten mögen, dass es Madeleines Mann auch nicht ernst war, aber vielleicht wusste er das nicht und glaubte, er habe große, leidenschaftliche Gefühle zu all diesem Quatsch. In Wahrheit gab es hier für keinen von ihnen etwas zu überwinden. Alles, was sie taten, hatten sie selbst entschieden - er hatte entschieden, hier zu sein, und dieser Jeff hatte entschieden, sein Gesicht zu dieser nicht überzeugenden Miene der Wildheit zu verziehen. Jetzt sollten sie mal von was anderem reden. Eishockey.

»Ich gebe zu, dass ich Madeleine vielleicht mehr mag, als ich sollte«, sagte Henry und war ganz zufrieden damit. »Vielleicht habe ich Verhaltensweisen an den Tag gelegt, die nicht völlig in Ihrem Interesse sind.«

Darauf blinzelte der junge Mann noch schneller mit seinen glanzlosen braunen Augen. »Ach, wirklich?«, sagte er. »Ist das Ihr großes Geständnis?«

»Ich befürchte, ja«, sagte Henry und lächelte zum ersten Mal. Er fragte sich, wo Madeleine in diesem Augenblick eigentlich war, da er ihrem jungenhaften Ehemann gegenüber zugab - jedenfalls auf seine Weise - , dass er sie gebumst hatte. Er hatte es so getan, dass zumindest ein potenzielles Körnchen Substanz in dem enthalten war, was sich zwischen ihm und diesem jungen Mann abspielte. »Welche Art von Architektur machen Sie eigentlich?«, fragte er leutselig. Irgendwer ganz in der Nähe sprach Französisch. Er schaute sich danach um. Es wäre so nett gewesen, jetzt einfach

Französisch zu sprechen oder Russisch. Egal was. Madeleines Mann sagte etwas, und er war sich nicht sicher, es verstanden zu haben. »Wie bitte.« Wieder lächelte er tolerant.

»Ich sagte, leck mich«, antwortete der junge Mann und trat einen Schritt näher. »Wenn Sie so weitermachen, sorge ich dafür, dass Ihnen etwas wirklich Schlimmes zustößt. Etwas, das Sie auf keinen Fall erleben wollen. Und glauben Sie nicht, das tät ich nicht. Ich werde es nämlich tun.«

»Tja. Ich glaube Ihnen selbstverständlich«, sagte Henry. »Das muss man ja glauben, wenn es jemand sagt. Das ist die Regel. Also glaube ich Ihnen.« Er sah an seiner weißen Hemdbrust hinab und entdeckte, dass ein winziger schwarzer Fleck von Madeleines Mascara sie schmückte, von vorhin, als sie sich nach dem Weinen am Fenster an ihn gepresst hatte. Wieder überfiel ihn das Gefühl von Erschöpfung.

Der junge Mann trat einen Schritt zurück. Die Röte war aus seinem Gesicht gewichen, jetzt wirkte er blass und fleckig. Er hatte die ganze Zeit die Hände nicht aus den Taschen genommen. Womöglich hatte er da eine Waffe. Aber das hier war Kanada. Hier wurde doch keiner mordlustig wegen Untreue.

»Ihr amerikanischen Arschlöcher«, sagte Madeleines Mann. »Ihr habt doch alle eine gespaltene innere Persönlichkeit. Das liegt in eurer Geschichte. Ihr denkt, ihr müsst euch alles aussuchen. Das ist so lächerlich. Ihr gehört eigentlich nirgendwohin. Ihr seid zynisch. Euer ganzes beschissenes Land.« Er schüttelte den Kopf, offenbar angewidert.

»Nehmen Sie sich so viel Zeit, wie Sie brauchen. Das ist Ihr Moment«, sagte Henry.

»Nein, das reicht«, sagte der junge Mann und sah jetzt selber müde aus. »Jetzt wissen Sie, was Sie wissen sollten.«

»Allerdings«, sagte Henry. »Das haben Sie klar gemacht.«

Madeleines Mann drehte sich um und ging ohne ein Wort weg, mit großen Schritten quer durch das feierliche güldenrote Foyer und durch die Drehtür, die auch die Taekwondo-Kinder genommen hatten, verschwand unter den Passanten wie sie.

Henry sah auf seine Armbanduhr. Das Ganze hatte weniger als fünf Minuten gedauert.

Wieder in seinem Zimmer, wechselte er sein Hemd und legte seine Kleider und Waschsachen sorgfältig in den Koffer. Jetzt war das Zimmer kalt, als hätte jemand die Heizung abgestellt oder auf einem Flur das Fenster aufgemacht. Zwei Nachrichten-Zettel lagen auf dem Teppich, halb unter der Tür. Wahrscheinlich von Madeleine, oder sie waren neu, nachträgliche Bedrohungen vom Ehemann. Er beschloss, sie einfach liegen zu lassen. Obwohl irgend etwas Beharrliches an den Nachrichten ein starkes Bedürfnis in ihm auslöste, das Bett zu machen, das Zimmer aufzuräumen, das Frühstückstablett nach draußen zu stellen, ein Bedürfnis, dem er entnahm, dass sein Leben gerade etwas durcheinander kam. Wahrscheinlich würde das erst besser werden, sobald er im Flugzeug saß.

Von derselben Stelle aus wie vorher Madeleine, beobachtete er den großen T-förmigen Kran, der langsam einen großen Eimer voller Beton zur Spitze der hohen Silhouette eines unfertigen Gebäudes hievte. Er fragte sich erneut, wo in dieser seltsamen, unzusammenhängenden Stadt sie gerade war. Vielleicht saß sie beim Kaffee mit einer Freundin, der sie den ganzen Tag schenken konnte; oder sie wartete vor der Schule auf ihren Sohn; oder auf ihren Mann und den Beginn eines spröden, unglücklichen Gezänks. Nichts, worum er sie beneidete. Auf der Fensterscheibe entdeckte er die Stelle, wo sie mit dem Finger etwas hingeschrieben hatte; jetzt, wo die Luft im Zimmer kälter war, tauchte es auf. Es sah nach »Denny« aus. Was oder wer war Denny? Vielleicht war das auch die Nachricht eines früheren Hotelgastes.

Und dann fühlte er sich plötzlich, aus keinem besonderen Grunde, so erschöpft, dass ihm fast schwindlig wurde. Außerdem war ihm irgendwann in der letzten Stunde die Ecke eines Backenzahns abgebrochen. Mit der ohnehin schon wunden Zungenspitze blieb er an der zackigen kleinen Ruine hängen (das abgebrochene Stück musste er unbemerkt verschluckt haben). Der Tag hatte aber wirklich einiges an

Druck ausgeübt. Er nahm die Brille ab und legte sich quer über die Zeitungen. Aus einem anderen Zimmer hörte er das gedämpfte Geräusch eines Fernsehers, ein lachendes Studiopublikum. Er hatte Zeit, eine Minute zu schlafen oder fünf.

Aber noch mal zu Madeleine: Es hatte eine Zeit gegeben, da hatte er sie geliebt und es ihr auch gesagt, ein ziemlich umfassendes Gefühl. Nichts von alledem, was an der Liebe närrisch war oder an der Verliebtheit. An eine ganz bestimmte Situation konnte er sich erinnern, an einem steinigen Strand in Irland nicht weit von dem Dörfchen Round Stone in Connemara, sie waren mit dem Auto aus Dublin hergekommen, wo sie sich mit Investoren getroffen und wichtige Vorteile für ihren Klienten ausgehandelt hatten. Da saßen sie im Bruchkies und picknickten und beschlossen, in den aufziehenden Abend hinausstarrend, beschlossen, dass die Lichter dort draußen zu Cape Breton gehörten, wo ihr Vater geboren worden war und wo das Leben besser wäre - obwohl sie, in der wahren Geographie, nach Norden schauten, auf die gegenüberliegende Seite der Bucht, sonst nichts. Im Dorf hinter ihnen fand ein kleiner Rummel statt, mit einem Karussell voller Lichter und einer winzigen, hell erleuchteten Reihe Buden, die den Himmel anstrahlte, während es Nacht wurde. Dort, damals hatte er Madeleine Granville geliebt. Und es gab noch andere Situationen, mehrere, da hatte er es auch gewusst. Warum sollte man das in Frage stellen?

Doch selbst dann gab es immer ein »Ist es das jetzt?«. Wenn er daran dachte, musste er an seinen Vater denken. Sein Vater war gebürtiger New Yorker und hatte New Yorker Angewohnheiten beibehalten. »Also, Henry. Ist es das für dich?«, sagte er immer spöttisch. Sein Vater fand grundsätzlich, es sollte mehr geben, mehr für Henry, mehr für seine Brüder, mehr als sie hatten, mehr als das, womit sie sich zufrieden gaben. Sich zufrieden zu geben, nicht zu viel erreichen zu wollen, das hieß, man beschied sich mit zu wenig. Was, mehr als das sollte es im Leben nicht werden? - so dachte sein Vater, ganz gleich, wie ausgesucht und unvergleichlich alles war, und

es sah ja durchaus danach aus. Das Leben war doch immer besser geworden. Immer hatte noch mehr ins Haus gestanden. Aber Henry war jetzt neunundvierzig, und es gab Veränderungen, auch wenn sie nicht auffielen - körperliche, geistige, seelische Veränderungen. Teile des Lebens waren gelebt und würden nicht wiederkehren. Vielleicht hatte sich die andere Waagschale schon längst zu senken begonnen, und *heute* hatte etwas an sich, wenn er irgendwann später an diesen Tag zurückdenken würde, *heute* war womöglich der Moment, als »die Dinge« anfingen, schief zu laufen oder schon schief gelaufen waren, vielleicht hatten »die Dinge« auch jetzt gerade ihren höchsten Punkt erreicht. Und dann hätte man natürlich zu diesem späteren Zeitpunkt mit etwas fertig zu werden. Mit der Erkenntnis nämlich, dass man auf eine Situation zusteuerte, in der keine interessanten Alternativen mehr zur Wahl standen, nur noch die immer weniger interessanten.

Doch das wusste er in diesem Augenblick noch nicht; denn hätte er es gewusst, er hätte sich vielleicht dafür entschieden, einfach hier bei Madeleine zu bleiben - obwohl das natürlich keine ernsthafte Möglichkeit war. Madeleine war verheiratet und hatte nie gesagt, sie wolle ihn heiraten. Der Ehemann hatte schon Recht gehabt, es ging darum, sich alles auszusuchen, er hatte das nur falsch bewertet. Die Möglichkeit auszuwählen machte die Welt erst interessant und das Leben zu einem Handlungsfeld, das man meistern konnte. Was wäre sonst noch von Belang? Alles würde zu Kanada werden. Der Trick bestand nur darin, sich so zu platzieren, dass man möglicherweise wenig Hindernisse zu überwinden hatte. Komisch, dachte Henry, dass dieser Junge überhaupt irgendetwas kapierte.

Vom Korridor hörte er Frauenstimmen, die ganz leise Französisch sprachen. Die Zimmermädchen, die darauf warteten, dass er das Zimmer verließ. Er verstand nicht, was sie sagten, und so schlief er eine Weile zu der Musik ihrer seltsamen Plaudersprache.

Als er sich von der Kasse abwandte und seine Quittung zusammenfaltete, stand Madeleine Granville wartend vor ihm an der großen roten Säule, wo sich Gepäck stapelte. Sie hatte sich umgezogen und ihr feuchtes Haar streng nach hinten gebunden, was ihren vollen Mund und ihre dunklen Augen betonte. Sie sah flott aus in ihrer gut geschnittenen braunen Tweedhose, dem Hahnentritt-Jackett und den teuer aussehenden Wanderschuhen mit Schnürsenkeln. Alles schien ihre Schlankheit und Jugend zu betonen. Sie hatte einen ledernen Rucksack dabei, und Henry fand, sie sah aus, als bräche sie zu einem Ausflug auf. Ganz besonders hübsch, wie andere Male auch schon. Er überlegte, ob sie sich darauf eingestellt hatte, mit ihm zu reisen, ob das der Stand der Dinge mit ihrem Mann war.

»Ich hatte dir zwei Nachrichten hinterlassen.« Sie lächelte, spöttisch-amüsiert. »Du hast doch nicht geglaubt, ich würde dich mit dem Taxi fahren lassen?«

Ein paar Leute, die er schon einmal gesehen hatte, hielten sich im Foyer auf - ein Kind, das in seinem weißen Taekwondo-Aufzug allein auf einem großen, thronartigen Sessel saß. Eine schwarze Frau, in einen herbstlichen Brokatstoff gekleidet, die sich in dem Pulloverladen gerade ein Geschenk einpacken ließ. Es war nach Mittag. Er hatte das Mittagessen verpasst.

»Gehen wir auf Fuchsjagd?«, sagte er und nahm seinen Koffer.

»Ich fahre mit Patrick nach der Schule los, das letzte Herbstlaub anschauen.« Patrick war ihr Sohn. Sie streckte einen Arm aus und machte einen eleganten Ausfallschritt. »Sehe ich nicht herbstlich aus?«

»Du stehst genau dort, wo ich vor einer Stunde eine wirklich lächerliche Unterredung hatte«, sagte er und schaute zu den Drehtüren. Stumm zog draußen der Verkehr vorbei. Er fragte sich, ob Jeff noch irgendwo in der Nähe lauerte.

»Da müssen wir wohl eine Gedenktafel anbringen lassen.« Madeleine schien gut aufgelegt zu sein. »Hier wurden die

Kräfte des Bösen abgewehrt durch... was?« Sie strich mit der Handfläche über ihr feuchtes Haar.

»Es macht mir nichts aus, ein Taxi zu nehmen«, sagte er.

»Du kannst mich mal«, sagte sie fröhlich. »Das ist mein Land, aus dem du gerade rausgeschmissen worden bist.« Sie wandte sich zum Gehen. »Komm schon... abgewehrt durch die Kräfte der tumben Konvention.« Leider.«

Vom Beifahrersitz in Madeleines gelbem Saab aus beobachtete Henry die großen Baukräne bei der Arbeit - viel mehr Kräne und Baustellen, als von seinem Fenster aus erkennbar gewesen war. Die Stadt wuchs in die Höhe, wodurch sie sich eher noch indifferenter anfühlte. Ein Taxi wäre besser gewesen. Allein im Taxi zu einem Flughafen, weder nach links noch nach rechts geschaut, möglicherweise eine Erleichterung.

»Du siehst ganz fertig aus, aber wahrscheinlich bist du das gar nicht«, sagte Madeleine. Zu schnell zu fahren versetzte sie immer in eine aggressive gute Laune. Zusammen waren sie immer irgendwohin gefahren, wo es gut war. Damals mochte er die Geschwindigkeit - jetzt weniger, denn sie gefährdete seine sichere Ankunft am Flughafen.

»Ganz fertig« sah er aus? Dazu gab es nichts zu sagen. Er kannte sie und andererseits auch wieder nicht so recht, jetzt. Das gehörte zu der Veränderung, die sie gerade umsetzten. Als sie mittendrin waren in ihrer Geschichte, konnte Madeleine nicht Auto fahren, ohne ihn ständig anzuschauen, zu lächeln, seine großartigen Eigenschaften herauszustellen, Witze zu reißen, seinen Bemerkungen zuzuhören, sich über ihn zu amüsieren. Jetzt hätte sie irgendwen fahren können - ihre Mutter in den Schönheitssalon, einen Priester zur Beerdigung.

»Weißt du eigentlich, was übermorgen ist?«, sagte Madeleine und manövrierte sie gekonnt durch die wechselnden Strukturen des Verkehrs. Sie hatte irgendeinen Duft aufgelegt, der den Wagen mit einem dichten Rosenaroma erfüllte, und er war ihn schon leid.

»Nein.«

»Kanadisches Thanksgiving. Wir feiern es früher, damit wir einen Vorsprung vor euch Brüdern haben. Kanada hat Thanksgiving erfunden. Kanada hat Thanksgiving erfunden, ja?« Sie machte sich gern über die Kanadier lustig und konnte es überhaupt nicht leiden, wenn er es tat. Er hatte sie eigentlich nie wirklich als Kanadierin empfunden. Sie wirkte einfach wie ein beliebiges amerikanisches Mädchen. Er wusste nicht genau, wie man jemanden für einen Kanadier hielt, was für entscheidende Abweichungen man da einrechnen musste.

»Feiert ihr es aus denselben Gründen wie wir?«, sagte Henry und betrachtete den Verkehr. Ihm war immer noch etwas schwindlig.

»Wir *haben* es einfach«, sagte Madeleine glücklich. »Und ihr?«

»Um das Abkommen zwischen den Siedlern und den Indianern zu feiern, die sie hätten ermorden können. Eigentlich eine landesweite Geste der Erleichterung.«

»Mord ist euer großes Thema da unten, was?«, sagte Madeleine und fand sich gut. »Wir begehen Thanksgiving einfach, um nett zu sein. Für Kanada reicht das. Wir sind einfach glücklich und dankbar. Mord spielt wirklich keine große Rolle.«

Die alten Gebäude der Französischen Universität zogen weiter unten und links vorbei. Die kleine Fantasiewelt, »nur für Franzkittel«. Er überlegte, wie er und Madeleine wohl nach dem heutigen Tag miteinander umgehen würden. Daran hatte er noch gar nicht richtig gedacht. Jeder hatte natürlich eine Vergangenheit. Es würde eine Erleichterung für alle sein, die von ihnen wussten, dass das jetzt endlich überstanden war. Und: Wenn er nicht länger zu ihrem Leben gehörte, würde es leichter für sie werden. Ihr einen klaren Kopf verschaffen. Ihnen beiden die Welt wieder auftun.

»Ich habe dir etwas zu sagen«, sagte Madeleine, beide Hände fest auf dem ledernen Steuerrad.

»Ich glaube, ich weiß schon, was«, sagte Henry. Seine Zunge suchte den scharfen kleinen Dorn seines

abgebrochenen Backenzahns. Das Fleisch war aufgescheuert und wund, weil er immer wieder drangend. Den konnte er in San Francisco machen lassen.

»Das glaube ich aber wirklich nicht«, sagte sie. Ein großer japanischer Jumbojet sank vor ihnen langsam aus dem blassen Himmel herunter und über die Autobahn hinweg. »Soll ich's dir sagen?«, sagte sie. »Es muss nicht sein. Es kann auch ewig warten.«

»Dieser Typ war nicht dein Mann«, sagte Henry und räusperte sich ruhig. Das war ihm gerade eben eingefallen - warum, das wusste er nicht. Anwaltsintuition. »Dachtest du, ich bin blöd? Ich meine...« Er brauchte den Satz nicht zu beenden. Der beendete sich von selbst. So vieles, das gesagt wurde, musste nicht gesagt werden.

Madeleine schaute ihn einmal an, dann weg, dann wieder hin. Sie schien beeindruckt zu sein. Sie schien glücklich zu sein, dass sie beeindruckt war, als wäre dies der bestmögliche Ausgang. Der riesige Jet sank außer Sicht, in eine unauffällige Industrielandschaft hinein. Kein großer Feuerball einer flammenden Explosion folgte. Alle in Sicherheit. »Du rätst nur«, sagte sie.

»Ich bin Anwalt. Wo ist der Unterschied?«

Das gefiel ihr auch, und sie lächelte. Er begriff, sie schaffte es einfach nicht, ihn nicht zu mögen. »Woher wusstest du das?«

»Unter anderem?« Der Zubringerverkehr staute sich jetzt an der Flughafenausfahrt. »Er verhielt sich ernsthafter, als seine Gefühle waren. Irgendetwas, das er sagte... ›eine gespaltene innere Dingsda‹? Das klang falsch. Und er sieht nach einem Schauspieler aus. Schläfst du mit dem auch? Ich meine nicht ›auch‹. Du weißt schon.«

»Zurzeit nicht«, sagte Madeleine. Sie berührte ihre silberne Haarspange mit dem kleinen Finger und hielt den Kopf etwas schief. Ihr schien gerade etwas klar zu werden. Was das wohl war, dachte er. Könnte interessant sein. »Ich wusste, du würdest da runtergehen«, sagte sie. »Ich wusste, du konntest

nicht widerstehen. Du willst immer so aufrecht und tapfer sein.  
Das ist deine Verkleidung.«

Henry ließ die freudlose Autobahnlandschaft langsam an sich vorüberziehen - Frachthallen, Speditionsfirmen, Autovermietungen, Tankstellen. Überall dasselbe. Das grüne Schild

kam in Sicht. AEROGARE/AIRPORT. Was für ein Aufwand, alles doppelt zu schreiben.

»Er ist Amerikaner«, sagte Madeleine. »Er heißt Bradley. Er ist tatsächlich Schauspieler. Wir haben uns Sorgen gemacht, du könntest bemerken, dass er kein Kanadier ist.«

»Keine Sorge, was das betrifft«, sagte Henry. Sie nahm AEROGARE/AIRPORT SORTIE/EXIT und schaute zu ihm herüber. Jetzt wirkte sie etwas aus den Fugen. Vielleicht, dachte er, fiel ihr gerade ein, wie sie sich auf die Wangen geklopft hatte, als sie im Zimmer waren, oder ihr Kommentar - »Was ich mir vorgestellt hatte, war ergreifender«. Das mochte ihr jetzt übertrieben vorkommen.

Er streckte die Hand aus, nahm ihre und hielt sie leicht. Sie war nervös, die Hand warm und feucht. Diese ganze Veranstaltung hatte auch ihr etwas abgefordert. Sie hatten sich geliebt, taten es vielleicht noch.

»Wird das hier eigentlich alles gefilmt?«, sagte er und schaute zur Seite, zu einem Pick-up, der ihnen auf der Nebenspur folgte. Er erwartete, die Ladefläche voller Kameras, Tonausrüstung, lächelnden jungen Cineasten zu sehen. Alles auf ihn gerichtet.

»Zur Abwechslung mal nicht«, sagte sie.

Weiter vorn, bei EMBARQUEMENTS/DEPARTURES, war es rappelvoll. Autos, Limousinen, Taxis, Leute, die Golftaschen, zusammenklappbare Kinderbetten, verklebte Kühlertaschen aus ihren bei laufendem Motor wartenden Vans herausnahmen. Polizisten mit weißen Überärmeln winkten alle eilig durch. Er hatte nur einen Koffer, eine Aktentasche, einen Regenmantel. Es war ein wunderbarer Herbsttag geworden. Wolken und Dunst wurden vom Himmel geputzt.

Er hielt ihre Hand weiterhin, und sie umschlang seinen Rücken bedeutungsvoll. Wie würde es wohl sein, fragte er sich, eines Tages das Interesse an Frauen zu verlieren? Bei allem, was er tat - eine Reise hierhin und dorthin, diese und jene Entscheidung - , hatte er immer eine Frau im Kopf gehabt. Ihre Gegenwart belebte alles. So vieles wäre anders ohne sie. Kein Augenblick mehr wie dieser, ein Augenblick der annähernden Wahrheit, der klären, erläutern, stille Gründe für die eigenen Entscheidungen liefern konnte. Und was passierte mit den Leuten, für die das kein Thema war? Die nicht an Frauen dachten. Natürlich gelangen ihnen Dinge. Waren sie besser, ihre Leistungen reiner? Natürlich würde einem all das, sobald es erst einmal außer Reichweite war - nämlich bald - , egal sein.

Am Straßenrand, zwischen Trägern und aussteigenden Passagieren und Gepäckwagen, die sich in rücksichtslosen Winkeln durchdrängelten, stand eine Familie - zwei ältere Erwachsene und drei fast erwachsene blonde Kinder - ins Gebet versunken in einem engen Kreis, Arme an Schultern, mit gesenkten Köpfen. Eindeutig Amerikaner, erkannte Henry. Nur Amerikaner konnten so unbescheiden mit ihrem Glauben umgehen, voller Gewissheit, dass ein schnelles Amen genau das Richtige war, um ihnen Sicherheit zu garantieren - so unüberlegt und stolzgeschwellt zugleich. Nicht gerade die Eigenschaften, die ein Land groß machen.

»Was meinst du, würden sie uns in ihren kleinen Kreis hereinlassen, wenn wir sie fragten?«, sagte Madeleine, das Schweigen brechend, als sie an den Bürgersteig fuhr, direkt neben die betenden Amerikaner. Sie wollte sie ärgern.

»Sie haben uns schon im Blick«, sagte Henry und betrachtete die kräftigen, emsigen Kehrseiten der Pilger. »Wir sind die Kräfte des Bösen, an die sie so oft denken. Die furchtbaren Ehebrecher. Wir bereiten ihnen Sorgen.«

»Das Leben ist eine einzige Auflistung unserer Missetaten, nicht wahr?«, sagte sie. Er konnte wegen der Betenden seine Tür nicht aufmachen.

»Das denke ich nicht.« Er hielt ihre warme, weiche, feuchte Hand lässig. Sie ließ gerade das andere Thema auf sich beruhen - das Lügen, Tricksen, sich einen Scherz auf seine Kosten erlauben. Aber warum nicht, meine Güte, warum es nicht auf sich beruhen lassen?

Er saß einen Augenblick länger da, schaute nach vorn, konnte nicht aussteigen. Er sagte: »Hast du entschieden, dass du mich nicht liebst?« Hier lag das große Rätsel. Seine Version eines Gebets.

»O nein«, sagte Madeleine. »Ich wollte, dass wir immer weitermachen. Wir konnten es bloß nicht. Also. Ich meinte, so könnten wir es vielleicht abschließen. Indem der Unterschied zwischen dem, was ist, und dem, was nicht ist, übertrieben wird. Verstehst du?« Sie lächelte schwach. »Manchmal kann man nicht glauben, dass das, was gerade geschieht, wirklich geschieht, aber man muss es trotzdem. Verzeih. Das war zu viel.« Sie beugte sich zu ihm und küsste ihn auf die Wange, dann führte sie seine beiden Hände an ihre Lippen und küsste sie.

Sie gefiel ihm. Alles an ihr gefiel ihm. Allerdings war jetzt der falsche Augenblick, ihr das zu sagen. Es hätte unredlich gewirkt. Wie ein Versuch, zu viel zu erreichen. Andererseits, wie sollte man das Maximum aus einem Augenblick herausholen, wenn man nichts erreichen wollte?

Die Amerikaner draußen umarmten sich alle gerade, lächelten breite Christenlächeln, nun, da ihre Gebete zu einem zufriedenstellenden Ende gekommen waren.

»Überlegst du, was du Nettes sagen könntest?«, meinte Madeleine keck.

»Nein«, sagte Henry. »Das versuchte ich zu vermeiden.«

»Na, das ist doch genauso gut«, sagte sie lächelnd. »Vielleicht nicht gut genug für jeden, aber ich verstehe es. Es ist schwer herauszufinden, wie man etwas beenden soll, das nie richtig begonnen hat.«

Er stieß die schwere Tür auf, hob seinen Koffer hinten heraus, trat in das kühle Herbstlicht und schaute noch einmal

schnell zu ihr herein. Sie lächelte ihn durch die offene Tür an. Jetzt gab es nichts mehr zu sagen. Die Worte waren aufgebraucht.

»Würdest du mir da nicht zustimmen, Henry?«, sagte sie. »Das wäre etwas Nettes, das du sagen könntest. Nur dass du mir zustimmst.«

»Ja, okay«, sagte Henry. »Das tue ich. Ich stimme dir zu. In allem stimme ich dir zu.«

»Dann geh zu deinen Landsleuten zurück.«

Er schloss die Tür. Sie schaute ihn nicht wieder an. Er beobachtete, wie sie davonglitt, dann beschleunigte, dann schnell verschwand in dem Verkehr, zurück in die Stadt.

## NACHSICHT

**A**m ersten Tag ihres Maine-Urlaubs fuhren sie nach der Arbeit nach Harrisburg, flogen nach Philadelphia und dann nach Portland, wo sie am Flughafen einen Ford Explorer mieteten, in einem Friendly's zu Abend aßen und schließlich die 95 nach Freeport hochfuhren - immer weiter, obwohl es schon lange dunkel war - , bis sie direkt gegenüber vom Kaufhaus L.L. Bean ein Bed-and-Breakfast fanden, das überraschenderweise rund um die Uhr geöffnet war.

Bevor sie sich in das wacklige Himmelbett legte und vor Erschöpfung fast ohnmächtig einschlief, stellte sich Nancy Marshall nackt an das dunkle Fenster und betrachtete über die Straße hinweg das große, hell erleuchtete Bean-Gebäude, das strahlte wie ein neues Opernhaus. Um ein Uhr früh herrschte reges Kommen und Gehen, die Kunden schlepten Pakete, zogen Gartenzubehör hinter sich her, schoben Tourenräder und verschwanden bestens gelaunt in der Dunkelheit. Zwei große Conant-Reisebusse aus Kanada standen mit laufendem Motor am Bordstein, während die uniformierten Fahrer in aller Ruhe eine auf dem Bürgersteig rauchten und auf ihre japanischen Fahrgäste warteten, die drinnen alles leer kauften.

Hier war die Straße belebt, die anderen Geschäfte weiter unten im Häuserblock, die zu teuren Ladenketten gehörten, waren allerdings geschlossen.

Tom Marshall machte das Licht in dem winzigen Bad aus, trat in das Zimmer und stellte sich in seiner blauen

Schlafanzughose dicht hinter sie. Er umfasste ihre Schultern und presste sich an sie, erregt, wie sie merkte.

»Ich weiß, warum der Laden bis ein Uhr auf hat«, sagte Nancy. »Aber ich weiß nicht, warum all die Leute kommen.« Irgendetwas an seiner sich aufdrängenden warmen Nähe ließ sie frösteln. Sie bedeckte ihre Brüste, die fast die Fensterscheibe berührten. Bestimmt lächelt er, dachte sie.

»Die finden das toll, nehme ich an«, sagte Tom. Jetzt fühlte sie ihn deutlich - so richtig steif. »Das ist Maine für sie. Ein Besuch bei Bean's nach Mitternacht. Die globale Kultur. Wahrscheinlich sind sie auf dem Weg nach Atlantic City.«

»Aha«, sagte Nancy. Ihr war kalt, also ließ sie sich zu ihm ziehen. Das war in Ordnung. Sie war erschöpft. Sein Schwanz passte zwischen ihre Beine - genau da. Das mochte sie. Es fühlte sich vertraut an. »Ich habe die falsche Frage gestellt.« Das Glas spiegelte weder sie noch ihn hinter ihr, wie er sich immer näher an sie presste. Sie blieb vollkommen still stehen.

»Was wäre denn die richtige Frage?« Tom schob jetzt mit voller Kraft, knickte in den Knien ein wenig ein, um sie zu finden. Er lächelte tatsächlich.

»Ich weiß nicht«, sagte sie. »Vielleicht so: Was wissen die, was wir nicht wissen? Was machen wir hier auf dieser Seite der Straße? Die Musik spielt doch eindeutig da drüber.«

Sie hörte ihn ausatmen, dann rückte er von ihr ab. Sie hatte gerade die Beine etwas spreizen, sich etwas nach vorn beugen wollen. »Nicht das.« Sie drehte sich suchend nach ihm um.

»Das meine ich nicht.« Sie legte eine Hand zwischen ihre Beine, nur zum Berühren, sich mit den Fingern bedeckend. Sie schaute wieder auf die Straße. Die beiden Busfahrer, von denen sie annahm, dass sie durch die dunklen Bäume nichts erkennen konnten, starrten sie direkt an. Sie rührte sich nicht. »Das meinte ich nicht«, sagte sie schwach zu Tom.

»Morgen werden wir ein paar Sachen sehen, die uns gefallen«, sagte er fröhlich. Er lag schon im Bett. So schnell.

»Gut.« Ihr war egal, ob zwei Würstchen sie nackt sahen; war doch egal, ob sie angezogen war oder nicht. Sie war fünfundvierzig. Nicht gertenschlank, aber groß und drahtig. Guckt doch ruhig. »Das ist gut«, wiederholte sie. »Ich bin froh, dass wir hier sind.«

»Wie?«, sagte Tom schlaftrig. Er war schon fast weg - die Gottesgabe des Cops, in derselben Sekunde einzuschlafen, wenn sein Kopf das Kissen berührte.

»Nichts«, sagte sie am Fenster, Objekt der Betrachtung. »Ich habe nichts gesagt.«

Er war still, atmete. Die beiden Fahrer schüttelten jetzt den Kopf und sahen zu Boden. Einer schnippte seine Zigarette auf die Straße. Dann schauten beide wieder hoch und verschwanden hinter ihren laufenden Bussen, außer Sicht.

Tom Marshall war seit zweiundzwanzig Jahren Polizist. Sie hatten die ganze Zeit in Harlingen, Maryland, gewohnt. Er hatte Raubüberfälle aufgeklärt und war früher als jeder andere zum Detective befördert worden. Nancy war Anwältin beim Offizialverteidiger des Potomac County und kümmerte sich um Frauenfälle, Familienrecht, Behindertenrecht, gefährdete Kinder. Sie hatten sich auf der Uni in Macalester, Minnesota, kennen gelernt. Tom hoffte damals, Anwalt zu werden, sich für die Umwelt oder Bürgerrechte zu engagieren, bewarb sich aber bei der Polizei, weil sie ganz plötzlich ein Kind erwarteten. Dann stellte er überraschend fest, dass er die Polizeiarbeit mochte. Er mochte Raubüberfälle. Sie hatten etwas Biblisches an sich (obwohl er gar nicht fromm war), waren aber nicht so schlimm wie Mord. Nancy fing mit dem Jurastudium an, noch bevor ihr Sohn Anthony mit der Schule fertig war. Sie wollte nicht mit allzu wenig in der Falle sitzen, wenn das Haus eines Tages plötzlich leer war. Die Umkehrung ihrer beruflichen Werdegänge schien ironisch, aber belanglos zu sein.

In seinem einundzwanzigsten Jahr aber, vor zweieinhalb Jahren, wurde Tom Marshall in eine Schießerei in einem Herman's Sportbedarf verwickelt, wo er einen Mann hatte befragen

wollen. Sein Partner kam ums Leben, und Tom bekam eine Kugel ins Bein. Der Täter wurde nie gefasst. Als Tom nicht mehr krankgeschrieben war, ging er mit einer Tapferkeitsmedaille zurück an die Arbeit und wurde Inspector of Detectives, doch das erwies sich als unbefriedigend. Im Verlauf eines halben Jahres führte der Büroalltag bei ihm zuerst zu Langeweile, dann zu Entfremdung, schließlich kam »unsachliches Verhalten« - meistens war er einfach launisch - , was bei den Männern, die er führen sollte, für eine Verschlechterung der Arbeitsmoral sorgte. Und so wurde er zu Weihnachten fröhlpensioniert, mit dreiundvierzig, begann sich zu Hause mit neuem Werkzeug auszurüsten und verfiel nach umfangreicher Lektüre auf die Idee, Kinderspielzeug zu erfinden und auch selbst herzustellen. Dazu mietete er sich in einer alten Kabelfabrik, die zu einem Künstlerhaus umfunktioniert worden war, eine Werkstatt, in der nahe gelegenen Kleinstadt Brunswick am Potomac.

Tom Marshall war, laut Nancy, niemals ein echter Cop gewesen. Er war nicht schweigsam oder zynisch oder unbeugsam oder ständig dabei, sich zu rechtfertigen, und einen Hang zu explosiver, Angst einflößender Gewalt hatte er schon gar nicht. Er war vielmehr ein großer, bohnenstangiger, lächelnd attraktiver Mann mit langen Armen, großen knochigen Händen und Füßen, einem struppigen schwarzen Haarschopf und einem grundsätzlich glücklichen Wesen. Er wirkte eher wie ein Biologielehrer von der High School, was er auch hätte werden sollen, fand Nancy, aber er war ganz froh, Cop gewesen zu sein, sobald er den Job hinter sich hatte. Er las gerne viktorianische Romane, ging im Wald wandern, beobachtete Vögel und Sterne. Und er konnte einfach alles reparieren - Küchengeräte, Lampen, Schlosser - , konnte Vogel- und Bootsmodelle basteln und alle möglichen patenten Möbelstücke erfinden. Er war von Natur aus ein echter Handwerker, und Nancy hatte nie begriffen, warum er so lange Cop geblieben war, abgesehen davon, dass er als junger Mann nicht ein selbst bestimmtes Leben, sondern seine Verantwortung als verheirateter Mann in den Vordergrund

gestellt hatte. Ihr Lieblingsbild von sich selbst als Ehefrau zeigte sie irgendwo, egal wo, neben Tom, der mit einer typischen Samstagsmorgenaktion beschäftigt war - ein Lexikonregal mit Teakintarsien zu bauen, die letzten Feineinstellungen des selbst gebauten Go-Carts für Anthony vorzunehmen, ein Sprinklersystem mit Timer für den Garten zusammenzuschrauben - , und sie beobachtete ihn einfach nur bewundernd, verzückt, fast entrückt, so als wollte sie sagen: »Wie wunderbar und seltsam, was für ein Glück, mit einem solchen Mann verheiratet zu sein.« Dank der Ehe mit Tom Marshall, so glaubte sie, hatte sie die normalen Verhaltensweisen Hingabe, Liebe, Aufmerksamkeit und Respekt füreinander lernen können - undenkbar in jüngeren Jahren, weil sie damals, fand sie, zu selbstsüchtig war. Papas Liebling.

Tom hatte den Plan, dass Nancy Jura studierte, sofort und begeistert unterstützt. In Anthonys letztem Jahr an der High School war er dank gleitender Arbeitszeit viel zu Hause gewesen. Er verschob seinen Urlaub, damit Nancy lernen konnte, und erwähnte seine eigenen, gescheiterten Jura-Ambitionen nie. Er mietete einen Saal und organisierte eine Studien-abschlussparty und fuhr sie mit einem Streifenwagen zu ihrer Anwaltsprüfung; und als sie die bestand, organisierte er noch eine Party. Er applaudierte ihrem Entschluss, Pflichtverteidigerin zu werden, und jammerte nicht über die schlechte Bezahlung und die langen Arbeitszeiten, die er als den Preis für wichtige, befriedigende Tätigkeiten bezeichnete, als Beitrag zum Allgemeinwohl.

Eine kurze Zeit lang - als Tom pensioniert war und in seiner Werkstatt arbeitete, Anthony in Goucher angenommen war und den Sommer als Praktikant in einer Washingtoner Klinik verbrachte und Nancy in ihrer Stelle beim County allmählich Fuß fasste - eine kurze Zeit lang schien ihr Erdenleben so vollkommen zu sein, wie man es sich nur denken konnte. Nancy gewann ihre Prozesse öfter, als sie verlor. Anthony wurde schon bald für die Zeit nach seinem Abschluss eine Stelle angeboten. Und Tom träumte sich zwei Spielzeugfiguren

für Vierjährige zusammen und produzierte sie auch, und es gelang ihm sogar, sie an Frankreich, Finnland und den Warenhauskonzern Neiman Marcus zu verkaufen.

Das eine dieser Spielzeuge war ein lächerlich simpler Hund, dessen Konturen Tom als Puzzle ausschnitt, gelb, rot und grün färbte und mit Hundezügen bemalte. Er schnitt die Form aber so, dass sich in Wahrheit sechs Hunde ergaben, die man aneinanderfügen konnte, so dass das Kind seine Figur endlos auseinander nehmen und wieder zusammensetzen konnte. Tom nannte das Spielzeug »Wagner der Hund«, verdiente zwanzig-tausend Dollar damit, und die Franzosen zeigten Interesse für neue Ideen von ihm, egal was es war. Die andere Figur stellte einen Leuchtturm aus Balsaholz dar, der sich ebenfalls aus verschiedenen Einzelteilen zusammensetzen ließ, aber für sein Gefühl letztlich doch zu knifflig war. Sie verkaufte sich nur in Finnland und brachte nichts ein. »Leuchtturm Maine« nannte er sie und fand sie nicht besonders originell. Er plante eine Website.

Darüber hinaus machte Tom Marshall noch etwas anderes, kaum dass alles wunderbar war, er fing eine Affäre mit einer Siebdruckkünstlerin an, die auch ein Atelier in dem Künstlerhaus gemietet hatte - eine wesentlich jüngere Frau als Nancy namens Crystal Blue, die ihr Siebdruckprojekt »Création Crystal Blue« genannt hatte. Nancy war die Male, als sie Tom in der Werkstatt besuchte, um seine neuen Arbeiten zu besichtigen, nett zu ihr gewesen.

Crystal war ein hübsches kleines Dummchen ohne nennenswerte Persönlichkeit und druckte Frauensilhouetten in durchsichtigen Kleidern à la Maxfield Parrish, in grellen Metallicfarben. Die verkaufte sie dann aus einem stahlblauen Lieferwagen mit einem Selbstporträt auf der Seite, meistens an Biker und Amphetaminsüchtige, auf viertklassigen Kunstgewerbeschauen in West Virginia und Südpennsylvania. Nancy begriff, dass Crystal sich ganz natürlich zu Tom hingezogen fühlen musste - er war ein ganzer Kerl, gut aussehend mit großen Augen, das genaue Gegenteil von ihr. Und Tom fühlte sich möglicherweise zu Crystal hingezogen, deren billige Art als

Unverklemmtheit posierte. Aber vermutlich nur bis zu einem gewissen Punkt - nämlich bis Tom innehielt und merkte, dass nichts Interessantes an ihr war. Abgesehen vom nächsten Schäferstündchen natürlich. Aber mit der Zeit würde er sich auch langweilen, die Inszenierung alberner kleiner Betrugsmanöver zu mühselig finden, und irgendwann musste ihn der dusslige Ausdruck von Crystals großem, allzu italienischem Mund unvermeidlich nerven. Dazu kamen gewichtigere Aspekte, wie der Betrug und das Risiko, in seinem - und Nancys - Leben unwiederbringlichen Schaden anzurichten.

Tom hingegen schaffte es, über diese Hindernisse hinwegzusehen und monatelang fast täglich mit Crystal in ihrem Siebdruckatelier zu ficken, bis ihr Freund dahinter kam, Nancy in ihrem Büro anrief und Tom auffliegen ließ, indem er mit nasalem West-Virginia-Akzent sagte: »Na, und was machen wir mit unseren beiden künstlerischen Turteltaubchen?«

Als Nancy Tom zur Rede stellte - beim Abendessen in einem asiatischen Restaurant nicht weit vom Büro des Offizialverteidigers - und ihm sagte, was Crystals Freund am Telefon erzählt hatte, wurde er sehr ernst, fixierte die Tischdecke und schläng seine langen, knochigen Finger um eine Salatgabel.

Das sei richtig, gestand er, und es tue ihm Leid. Er sagte, mit Crystal zu ficken, sei wohl eine »Reaktion« darauf, dass er plötzlich, nach der Hälfte seines Lebens im Beruf, außer Dienst war und und immer noch unter seiner Verletzung leide, die jedes Mal schmerze, wenn es regne. Doch ebenso könne das Ganze auch an der schieren Freude über sein neues Leben liegen, das er für sich und auf seine Weise habe feiern müssen - ein »Kosmosgefühl«, wie er es nannte, manchmal fänden im Leben Handlungen außerhalb der Grenzen von Konvention, Verpflichtung, Vergangenheit und sogar gesundem Menschenverstand statt (wie eben auch die Ereignisse im Kosmos). Dieses neue Leben, sagte er, wolle er voll und ganz mit Nancy verbringen, die gefasst und wortkarg dasaß und eigentlich weder an Crystal noch an Tom noch an Crystals

Freund oder sich selbst dachte. Während Tom redete (er schien überhaupt kein Ende mehr zu finden), erlebte sie vielmehr ein merkwürdiges Gefühl der Schwerelosigkeit, der Körperlosigkeit fast, als sähe sie sich selbst als Zuhörerin Toms von einer bequemen, aber leicht Schwindel erregenden Position hoch oben an der roten, verschnörkelten, chinesisch anmutenden Stuckdecke. Je mehr Tom redete, desto weniger anwesend fühlte sie sich, desto weniger materiell, desto weniger *egal was*. Wenn Tom immer weiter geredet hätte - weiter berichtet hätte über seine Probleme, seine Sorgen, sein altersbedingtes Gefühl, zu wenig geleistet zu haben, sein schwindendes Selbstwertgefühl, seit er nicht mehr Verbrecher mit der Waffe verfolgte - , dann, so spürte Nancy, hätte sie einfach völlig verschwinden können. Eine leichte Lösung für das Problem (falls es sich lediglich um ein Problem handelte): Schluss mit Crystal Blue; Schluss mit dem morbiden, reuigen Tom; Schluss mit den demütigenden, jämmerlichen Offenbarungen, die nahe legten, dass das eigene Leben jedem anderen Leben mehr ähnelte, als man bereit war zuzugeben - Schluss mit alldem, im Schwung ihrer Selbstauflösung.

Während Toms lange Finger mit den Haarbüscheln drauf die hässliche, anstaltsartige Salatgabel um und um drehten wie ein Gebetstotem, stetig fixiert von seinem feierlichen Blick, hörte sie ihn sprechen. Er sagte, dass es mit Crystal jetzt endgültig aus sei. Ihr hinterwäldlerischer Freund hatte offenbar direkt nach dem Gespräch mit Nancy aufgelegt, war zu Crystals Atelier gefahren und hatte es auseinander genommen und dabei auch sie ein bisschen herumgeschubst, dann waren die beiden in seinen Corvette gestiegen und nach Myrtle Beach gebraust, um sich wieder zu versöhnen. Tom sagte, er würde sich eine andere Werkstatt suchen; Crystal sei ab heute aus seinem Leben verbannt (wobei sie eigentlich ja nie zu seinem Leben gehört habe), es tue ihm Leid, und er schäme sich. Wenn Nancy ihm aber verziehe und ihn nicht verließe, könne er ihr versprechen, dass so etwas nie wieder vorkommen würde.

Tom hob seine großen blauen Cop-Augen vom Tisch und suchte ihren Blick. Sein Gesicht - Nancy hatte es immer schroff

und attraktiv gefunden, die großen Wangenknochen und tiefliegenden Augen, das dicke Kinn und die übergroßen weißen Zähne - sah in diesem Augenblick mehr nach einem Schädel aus, einem Totenkopf. Natürlich nicht wirklich; sie sah nicht einen echten Totenkopf wie auf einer Piratenflagge vor sich. Aber dieser Gedanke kam ihr, dazu die Worte: »Toms Gesicht ist ein Totenkopf.« Und obgleich sie sicher war, nicht obsessiv oder zwanghaft oder omen- und symbolhörig zu sein, die Worte hatte sie tatsächlich gedacht - »Toms Gesicht ist ein Totenkopf« - und sich als Sinspruch auf einem Türsturz zu einem mythischen Gerichtssaal vorgestellt, als wäre es von Dante. So oder so, in dem, was sie glaubte, musste irgendwo die Vorstellung von einem Totenkopf stecken.

Als Tom mit seinen Entschuldigungen fertig war, teilte ihm Nancy unaufgeregt mit, es würde nicht nötig sein, eine andere Werkstatt zu suchen, sofern er sich von Crystal nach ihrer Rückkehr aus Myrtle Beach fern hielte. Sie sagte, vielleicht habe sie einige Dinge falsch eingeschätzt, eine Ehekrise gehe, gerade bei langen Ehen, immer von beiden Partnern aus, solche Probleme seien nur ein Symptom und an sich nicht furchtbar wichtig. Ihr sei eigentlich ziemlich egal, was er getan habe. Heute Nachmittag habe sie überlegt, sich von ihm scheiden zu lassen, nur um nicht mehr über all das nachdenken zu müssen, aber letztendlich glaube sie eigentlich nicht, dass diese Affäre gegen sie gerichtet sei aus dem nahe liegenden Grund, dass sie es nicht verdient habe. Sie sei davon überzeugt, was er getan habe, hänge mit den Themen zusammen, die er gerade angesprochen habe , und sie habe nun vor, ihm zu verzeihen und zu schauen, ob sie beide diese Klippe nicht mit noch größerem gegenseitigem Vertrauen umschiffen könnten.

»Fick doch heute Abend einfach mit mir«, sagte sie zu ihm, dort am Tisch. Das Wort ficken war eine Provokation, aber auch etwas albern einem Ehemann gegenüber. »Das haben wir seit einiger Zeit nicht mehr getan.« *Obwohl du es natürlich jeden Tag getan hast, mit deiner zurückgebliebenen Freundin da.* Das dachte sie, wenn auch ungern.

»Ja«, sagte Tom allzu ernst- Dann: »Nein.«

Seine großen Hände klammerten sich, gabellos, an der weißen Tischdecke fest , nicht weit von ihren. Keiner von beiden bewegte sich, um eine Berührung zu versuchen.

»Es tut mir so Leid sagte Tom zum dritten oder vierten Mal, und sie wusste dass es stimmte. Tom war kein Mann, der nicht zu seinen Gefühlen durchdrang. Er sagte nicht etwas und dachte dann darüber nach, was es wohl bedeuten könne, nun, da er es gesagt hatte , um am Ende festzustellen, dass es nichts bedeutete. Er war ein guter aufrichtiger Mann, und diese Eigenschaften hatten aus ihm einen beispielhaften De-tective im Kampf gegen den Raubüberfall gemacht, der die Kunst des Verhörs von Straftätern vollendet beherrschte. Tom nahm die Dinge ernst, Ich hoffe, ich habe nicht unser Leben ruiniert«, fügte er traurig hinzu.

»Das hoffe ich auch«, sagte Nancy. Sie wollte nicht daran denken, dass ihr Leben ruinert sein könnte, das kam ihr lächerlich vor. Sie wollte sich darauf konzentrieren, was für ein ehrlicher, anständiger Mann er war. Kein Totenkopf. »Hast du wahrscheinlich auch nicht«, sagte sie.

»Dann gehen wir jetzt nach Hause«, sagte er und faltete seine Serviette zusammen, nachdem er sich den Mund abgetupft hatte. »Ich bin so weit.«

Nach Hause gehen hieß, er würde sie ficken, und bestimmt würde er das eifrig und zärtlich und ausdauernd tun. Das konnte er sehr gut. Es war keineswegs verrückt von Crystal gewesen, dass sie mit Tom ficken wollte statt mit ihrem nasalen Heulsusenfreund. Nancy fragte sich allerdings, warum sie selbst das jetzt auch erwartete; warum *fick mich*? Wahrscheinlich sagte sie *fick mich* statt *fick dich*. Denn jetzt wollte sie es gar nicht mehr so sehr, obwohl es bestimmt dazu kommen würde. Sie verspürte Bedauern; denn sie war, das wurde ihr jetzt klar, genau die Art Mensch, die Tom ihrer Meinung nach nicht war, womit sie nicht meinte, dass sie treu war und er ein Ehebrecher; nein, sie war so eine, die etwas sagte und sich dann umschaute und überlegte, warum sie es

gesagt hatte und welche Folgen das wohl haben würde, und oft auch, wie sie sich davor drücken konnte, genau das zu tun, was sie gerade als ihren Wunsch formuliert hatte. War das eine neue Seite an ihr, überlegte sie, vielleicht sogar entstanden durch Toms Betrug, oder war nur diese Selbsterkenntnis neu? Und wie sollte sie es benennen, fragte sie sich, als sie das Restaurant in Richtung Zuhause und Bett verließen, das, was sie war? Bestimmt konnte jeder Mensch das benennen. Bestimmt gab es ein Wort dafür.

Es fiel ihr bloß nicht ein.

Am nächsten Morgen, einem Freitag - nach der Nacht in Freeport - frühstückten sie in Wiscasset, in einem blitzblanken kleinen Diner an einem breiten grünlichen Fluss, über den eine niedrige Betonbrücke den Verkehr zügig nach Norden und Süden beförderte. Das Schild mit Goldrand bei der Ortseinfahrt nannte Wiscasset DAS SCHÖNSTE DORF VON MAINE, wohl weil es wenige große, weiße, teuer aussehende Häuser gab, mit manikürten Rasenflächen und einer Plakette am Haupteingang, die aller Welt mitteilte, wann das Haus gebaut worden war. Am gegenüberliegenden Ufer des Flusses, der Sheeps-cot hieß, lagen weiße Sommerhäuschen verstreut in der Uferbewaldung. Das war Maine - klein im Maßstab, aber überaus pittoresk, ärgerlich abgelegen, exklusiv und dicht besiedelt. Sie wusste, sie waren nicht weit vom Meer, aber sie hatte es noch nicht gesehen, nicht einmal gestern Abend vom Flugzeug aus. Der Sheepscot war eindeutig ein Fjord; Möwen flogen landeinwärts durch die klare Morgenluft, es gab hübsche kleine Hummerkutter, ein paar ankernde Segelboote.

Nachdem sie geparkt hatten, wanderten sie hügelabwärts Richtung Diner, und Tom blieb ein paarmal vor Schaufenstern voller ZU VERKAUFEN-Fotos stehen, Farbfotos von lauter kleinen weißen Häusern mit leuchtenden grünen Dächern, nur »Minuten« entfernt von irgendeiner Wasserfläche, die unscharf im Hintergrund zu sehen war. Alle Örtlichkeiten trugen Namen, die typisch für Maine waren. Pemaquid Point. Pas-samaquoddy irgendwas. Stickney Corner. Die Gebäude sahen aus wie die Ferienhäuschen auf der anderen Seite des Flusses - man war

sie nach einer Saison leid und musste sie dann wieder auf den Markt bringen. Sie konnte nicht einschätzen, ob die Preise teuer waren oder nicht, Tom fand sie zu hoch. Egal. Sie wohnte ja nicht hier.

Nach dem zweiten oder dritten Makler richtete sich Tom auf und starre den Fluss hinter dem Diner an. Das Wasser glitzerte in der leichten Septemberluft. Er wirkte sehnüchtig, aber auch nachdenklich. Die nach Salz riechende Brise blies sein Haar gegen den Scheitel und offenbarte, wo es schütter wurde.

»Denkst du über ein Objekt ›nur wenige Schritte vom Meer entfernt‹ nach?«, fragte sie, um etwas Passendes zu sagen, und hakte sich bei ihm unter. Tom war ein Enthusiast, und wenn ein Thema, für das er sich gerade begeistern wollte, ihn dann doch überforderte, wurde er leicht düster, als wäre die Welt ein hoffnungsloser Ort.

»Ich dachte nur gerade, dass in dieser Stadt schon alles entdeckt worden ist«, sagte er. »Vor zwanzig Jahren hätte man hier sein sollen.«

»Möchtest du etwa in Wiscasset oder Pissamaquoddy wohnen, oder wie die alle heißen?« Sie schaute die abschüssige Hauptstraße hinunter - ein Block Antiquitätenläden mit Glasfronten, ein schicker Deli, ein edler Möbelladen, über dem sich Anwaltskanzleien und Steuerberaterpraxen befanden. Auch hier hingen Plaketten mit dem Baujahr. Achtziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts. Gar nicht mal so alt. In Harlingen gab es eine Menge Gebäude, die älter waren.

»Hätte ich nur vor so langer Zeit daran gedacht«, sagte Tom. Er trug sandfarbene Shorts, Wollsocken, ein rotes Leinenhemd von Bean's und Laufschuhe. Sie trugen fast dasselbe, sie hatte allerdings noch einen blauen Anorak drüber und Khakihosen an. Tom sah aus wie ein Tourist, kein Excop, und darum ging es wahrscheinlich auch, dachte sie. Tom mochte die Vorstellung, sich zu verwandeln.

»Ein Urlaub ist *nicht* dazu da, Dinge zu bereuen oder auch nur ständig über sie nachzudenken.« Sie zog ihn am Arm. Sie

war sie selbst um seinetwillen, das spürte sie. Die Straße, die durch die Stadt führte - Route I - , füllte sich langsam, der Verkehr von der Brücke wurde langsamer und kam nur noch kriechend voran. »Beim Urlaub geht es darum, seine Stimmung mit dem Wind aufsteigen zu lassen und sich ungebunden und frei zu fühlen.«

Tom betrachtete sie, als sei plötzlich sie der Gegenstand seiner Sehnsucht. »Genau«, sagte er. »Du wärst bestimmt eine tolle Ehefrau für jemanden.« Er schaute verblüfft drein, dass er das gesagt hatte, und setzte sich in Bewegung, als wäre es ihm peinlich.

»Ich bin schon die Ehefrau von jemandem«, sagte sie und schloss auf, versuchte, es als Scherz zu nehmen, denn er hatte ja etwas Nettes sagen wollen und keinen Schaden angerichtet. Das, was zwischen ihnen nicht stimmte, führte immer wieder zu unerwarteten Anspielungen darauf, ohne das Problem selbst deutlicher zu machen. Sie liebten sich. Sie kannten sich sehr gut. Sie waren Eheleute voll guten Willens. Letztendlich ließ sich doch alles verzeihen - ein Versprecher, ein verpatzter Versuch zum Liebesakt, ein Gespräch, das nirgendwohin oder an den falschen Ort führte. Die Frage lautete: Worauf liefen all diese Reserven von Zärtlichkeit und Herzlichkeit hinaus? Und worauf nicht? Während sie hügelabwärts hinter ihrem Mann herlief, spürte sie die eigenartige Wucht der Tatsache, dass man nur ein Leben hatte. In diesen drei Tagen, begriff sie, musste sich klären, ob irgendetwas, das über dieses Minimum hinausging, einen Sinn hatte. Das war ein wichtiges Rätsel.

Im Miss Wiscasset Diner konsultierte Nancy das Schnäppchenblatt der Gegend, den *Down-East Pennysaver*, wie es sich nannte. Auf der hinteren Umschlagseite gab es Kontaktanzeigen.

M sucht F. F sucht M. Nichts anderes schien erlaubt zu sein. Kein M sucht M. Tom studierte die Karte, die sie im Bed-and-Breakfast mitgenommen hatten, auf der eine Reihe nützlicher »Informationen über Maine« aufgelistet stand; alles gab Anlass

zu unkomischen Variationen des Namens Maine: von den wichtigsten Ereignissen (*Main Events*) über Wahnsinns-Sonderangebote (*Maniac Markdowns*) bis hin zum Dachdecker (*Roof Mainte-nance*), überall hatte einer den Gleichklang mit dem Namen des Staates »entdeckt«. Die kamen wohl alle nicht drüber weg, wie hübsch er klang.

Auf dem Fluss schob ein schwarzer Eisenkahn einen Schwimmbagger stromaufwärts. Der Bagger transportierte einen großen Baggereimer, der an einem Kabel am Ende eines ausgefahrenen Krans hing. Das ganze Unterfangen war so riesig, dass es schon wieder lächerlich aussah.

»Was meinst du, wofür das wohl ist?«, fragte Nancy. Die Morgengäste lärmten im Diner, der intensiv nach fettem Bacon und Buttertoast roch.

Tom sah von seiner Landkarte hoch und auf den Bagger. Der würde nicht unter der Brücke durchkommen, wo Route ? den Fluss kreuzte, er war zu hoch. Er schaute sie an und lächelte, als hätte sie nichts gesagt, dann wandte er sich wieder seinen »Informationen über Maine« zu.

»Falls es dich interessiert, all die Frauen, die Männer suchen, sind entweder ›üppige Mädels über fünfzig‹«, sagte sie und vergaß ihre Frage, »oder Sechzehnjährige, die reife ›Vaterfiguren‹ suchen. Offenbar kriegen in Maine dieselben Männer alle Frauen ab.«

Tom trank einen Schluck Kaffee und runzelte die Stirn. Sie hatten Zeit bis Sonntag, dann ging ihr Rückflug ab Bangor. Sie wussten nichts von Maine, zogen aber eine Fahrt nach Bar Harbor und Mount Katahdin in Erwägung, weil sie gehört hatten, dort solle es hübsch sein. Nancy hatte vorgeschlagen, den Nationalpark zu besuchen, sich mit einer Wanderung etwas auf Trab zu bringen und dann vielleicht im spätsommerlichen Ozean zu schwimmen, es sei denn, er war allzu kalt. Sie hatten gedacht, das Laub wäre schon bunt, aber so weit war es noch nicht, weil es zu viel geregnet hatte.

Außerdem konnten sie die Entferungen schlecht einschätzen. Die Landkarte war kompliziert, schnörkelige

Halbinseln bogen sich zurück nach Süden, und die Straße führte hinauf und außenrum und wieder hinunter. Die morgendliche Fahrt von Freeport war ihnen lang erschienen, aber besonders weit waren sie gar nicht gekommen. Da fühlte man sich richtig fremd im eigenen Land. Andererseits hatten sie sich im Auto immer wohl gefühlt - schon damals, als Tom Drummer in einer College-Rockband war und sie zu Auftritten außerhalb mitgefahren war, was Übernachtungen im Auto und in Zehn-Dollar-Motels mit sich brachte. Im Auto wurde das, was sie wirklich waren, für den anderen zugänglich. Sie öffneten sich. Sie fühlten sich frei.

»Da gibt es eine Stadt namens Belfast«, sagte Tom, wieder in die Landkarte vertieft. »Nicht besonders weit oben. Glaub ich jedenfalls nicht.« Er warf noch einen Blick auf den Schwimmbagger, der langsam im Fluss wendete und sich auf den Rückl weg zum Meer machte. »Hast du dieses Ding gesehen?«

»Ich kapiere nicht, was *down-east* bedeutet. ›Unten im Osten?«, sagte Nancy. Alles, was in dem Schnäppchenblatt kein Wortspiel mit »Maine« war, hatte irgendwie »unten im Osten« drin. Die Kontaktbörse hieß »Unten im Osten sucht«. »Heißt das, wenn du auf einer der Halbinseln so weit nach Süden fährst, wie es nur geht, kommst du nach Osten?«

Das hätte Tom eigentlich wissen sollen. Schließlich war es seine Idee gewesen, hierher zu kommen statt an ihren gewohnten Küstenort am Ostufer der Chesapeake Bay. Maine hatte ihm ganz plötzlich »eingeleuchtet« - eine nebulöse Erkenntnis, dass hier das ganze Land seinen Ausgang genommen hatte und dass das Meer eine »Uerfahrung« darstellte, anders als der Lake Michigan, in dessen Nähe er aufgewachsen war und der nicht das Geringste mit einer Uerfahrung zu tun hatte.

»Ich dachte, das heißt es, ja«, sagte Tom.

»Und was bedeutet Maine?«, fragte sie. Im Schnäppchenblatt stand überhaupt nichts Aufschlussreiches.

»Das weiß ich aber«, sagte Tom und sah dem wendenden Schleppkahn zu, der nun stromabwärts fuhr. »Es steht für Festland, *mainland*. Im Unterschied zu den Inseln.«

Sie sah sich im überfüllten Diner nach ihrer Kellnerin um. Sie war bereit für fettigen Bacon und Buttertoast und hatte das Schnäppchenblatt hinter den Serviettenspender geklemmt. »Die haben hier eine hohe Meinung von sich«, stellte sie fest. »Sie bewundern Tugenden, die man nur versteht, wenn man Schwierigkeiten und Chaos trotzen muss. Das ist wohl der typische Geist von Neu-England, nehme ich an.« Toms Tugenden waren natürlich genau so, perfekt, wenn einer gerade starb oder ausgeraubt oder betrogen wurde - die Charakterzüge eines Polizisten, nützlich in vielerlei Hinsicht, nicht nur bei der Polizei. »Ist Maine nicht der Staat, wo eine Frau von einem Jäger erschossen wurde, als sie Wäsche aufhängte? Weil sie weiße Handschuhe anhatte oder so, und der Jäger hielt sie für ein Reh? Das brauchst du natürlich nicht zu verteidigen.«

Er wandte ihr sein Polizisten-Standardpokerface zu. Wenn sein Gesicht diesen Ausdruck annahm, geriet seine normale Miene - offen und begeisterungsfähig - in Vergessenheit. Er nahm Ungerechtigkeiten persönlich.

Sie blinzelte, wartete, dass er etwas anderes sagte.

»Orte, die nichts Merkwürdiges an sich haben, sind meistens langweilig«, verkündete er feierlich.

»Ist ja erst mein erster Morgen hier.« Sie lächelte ihn an.

»Ich möchte gern, dass wir uns dieses Belfast anschauen.« Er suchte wieder auf der Landkarte. »Was sie hier darüber schreiben, klingt interessant.«

»Belfast. Wie die Stadt, wo immer gekämpft wird?«

»Ja, aber die hier liegt in Maine.«

»Bestimmt ist sie ganz toll.«

»Du kennst mich ja«, sagte er und erwiderte plötzlich ihr Lächeln. »Immer optimistisch.« Da war der Enthusiast wieder. Er wollte aus ihrer Reise etwas machen. Und er hatte

vollkommen Recht: Es war zu früh für grundlegende Meinungsverschiedenheiten. Das konnte später kommen.

Letztes Jahr, zu Anfang des Winters, war Tom aus ihrem Haus in eine eigene Wohnung gezogen, ein abweisendes kleines Ensemble aus weißen trockengemauerten Rechtecken, die zu einem neuen Komplex gehörten, an einem breiten Boulevard gegenüber einem Einkaufszentrum mit Factory-Outlets und neben dem Parkplatz einer großen Tierklinik, wo man Tag und Nacht die Hunde bellen und jaulen hörte.

Toms Auszug ging bewusst undramatisch vonstatten. Er selbst hatte zögerlich gewirkt, und sobald er weg war, fehlte er ihr - ihn zu sehen, neben ihm zu schlafen, ihn zum Reden um sich zu haben. Manchmal kam sie aus dem Büro nach Hause, und Tom war in der Küche, trank ein Bier oder schaute CNN, während er etwas in der Mikrowelle warm machte – als wäre es vollkommen in Ordnung, woanders zu wohnen und dann wie eine Erinnerung aufzutauchen. Manchmal fand sie die Badezimmertür verschlossen vor, oder er kam gerade aus dem Keller nach oben oder stand im hinteren Garten und starre die Hortensien an, als überlegte er, sie auszureißen.

»Ach, *du* bist da«, sagte sie dann. »Jau«, antwortete er, und es klang, als wüsste er nicht genau, wie es dazu gekommen war. »Ich bin's.« Manchmal setzte er sich in die Küche und erzählte, was er gerade in seiner Werkstatt machte. Manchmal brachte er ihr ein neues Spielzeug mit, das er gebaut hatte - einen bunten Kometen auf einem kleinen Ständer oder einen neuen Wagner in greller Farben. Sie redeten über Anthony, in Goucher. Meistens, wenn er kam, fragte Nancy, ob er zum Essen bleiben wolle. Und Tom schlug dann vor, dass sie ausgingen, er würde ihr »einen ausgeben«. Aber das wollte sie eigentlich gar nicht. Sie wollte, dass er blieb. Sie vermisste ihn im Bett. Sie hatten eigentlich nie darüber gesprochen, sich zu trennen. Er handelte aus eigenen Beweggründen. Als er auszog, erschien das fast wie etwas Natürliches.

Aber jedes Mal, wenn er da war, versuchte sie, Tom Marshall mit neuen Augen zu sehen, als wäre er ein Fremder; versuchte von neuem festzustellen, ob er wirklich so gut aussah oder anders als das, woran sie sich über zwanzig Jahre lang gewöhnt hatte; suchte nach Anzeichen dafür, ob er wirklich so gutwillig oder sogar so groß und langgliedrig war, wie sie aus Gewohnheit annahm. Ob er wirklich eine Veranlagung zum Handwerker und ein freundliches Wesen hatte oder bloß ein Idiot oder Sack war, den sie unklugerweise geheiratet und an den sie sich dann gewöhnt hatte. Sie überlegte, ob sie eine Affäre anfangen sollte - mit einem Kollegen oder einem Botenjungen. Aber das kam ihr zu mechanisch vor, zu aufwändig, und das Resultat war so vorhersehbar. Toms Strafe musste darin bestehen, dass sie über eine Affäre *nachdachte* und ihre Freiheit zeigte, ohne es ihm zu sagen. In einer Zeitschrift, die sie beim Zahnarzt mitnahm, las sie, die meisten Frauen würden ihre Meinung über ihre Ehemänner radikal ändern, sobald sie mal einige Zeit ohne sie verbrächen. Nur dass Frauen ja von Natur aus versöhnlich und bereit zum Verzeihen seien und sich deshalb lieber nicht trennen wollten. Sie fänden es sogar leicht, ja wünschenswert, sich bei vielen Dingen etwas vorzumachen, vor allem bei Männern. Der Autor - ein Psychologe - hielt Frauen für hoffnungslos.

Doch nach jeder Neubewertung stellte sie wieder fest, dass Tom Marshall all das war, was sie immer in ihm gesehen hatte, und dass ihre Gründe, ihn zu lieben, immer noch galten. Tom war gut; von ihm getrennt zu sein war nicht gut, auch wenn er mit dem Alleinsein gut zuretzukommen, ja förmlich aufzublühen schien. Sie musste einfach versuchen, das Beste draus zu machen. Denn eine Sache war ihr klar, und Tom vermutlich auch: Sie befanden sich in einer merkwürdigen Situation miteinander, auf Ungewissem emotionalem Terrain, und dadurch konnte es passieren, dass sie als Menschen insgesamt auf dem Prüfstand landeten, dass ganz neue Seiten an ihnen zum Vorschein kamen und zu bewerten waren.

Diese Sachlage war vollkommen anders als das, womit sie es jeden Tag im Büro aufnehmen musste und was Tom als

Polizist erlebt hatte - die klischeehaften, übermäßig dramatischen und nicht mehr zu reparierenden Probleme, die schnell außer Kontrolle gerieten, so dass sich die Leute vor Gericht wiederfanden oder in den groben Händen des Gesetzes, als letzte Rettung bei der Lösung ihrer Lebensprobleme. Wenn die Leute nur nicht alles so dramatisierten, wenn sie flexibel blieben, selbstständig dächten und sich am Riemen rissen, dann ließe sich alles viel leichter klären, davon war Nancy überzeugt. So schwer das manchen Leuten auch fallen mochte.

Sie war selbst ziemlich beeindruckt davon, wie sie mit Toms Geständnis umgegangen war, dass er mit Crystal d'Amato (so lautete ihr richtiger Name) gevögelt hatte. Kaum war klargestellt, dass er die Affäre nicht fortsetzen wollte, war es ihr auch schon besser gegangen. Ihr fiel zum Beispiel auf, dass es sie keineswegs fertig gemacht hatte, sich Tom mit blankem Arsch auf Crystal vorzustellen, wo immer sie es getrieben hatten (sie sah ein großes weißes, farbfleckiges Stück Leinwand vor sich). Auch den Gedanken an den Betrug an sich fand sie nicht besonders wichtig. Eigentlich war es gar kein richtiger Betrug; Tom war ein guter Mann; sie war erwachsen; Betrug musste etwas Schlimmeres sein, dazu war es doch gar nicht gekommen. Wenn sie Tom jetzt mit ihrem gütigen, forschenden Blick betrachtete, gehörte in gewisser Weise das Vögeln mit Crystal zu seinen leichter erklärblichen neuen Seiten.

Und doch ging ihr auf, während es Frühling wurde und Tom in den Larchmere Apartments blieb - seine jämmerlichen Mahlzeiten kochte, auf seinem winzigen Apparat fernsah, seine Wäsche im Keller wusch, in seine Werkstatt ging - , dass das gesamte Gebäude ihres gemeinsamen Lebens immer deutlicher wurde, immer kleiner nämlich. Wie ein wertvolles Päckchen, das von Bord eines Ozeandampfers gefallen war und in seinem weich rauschenden Kielwasser unterging. Möglicherweise war das eine Krise. Möglicherweise liebten sie sich genug. Doch die stärkste Macht, die sie zusammenhielt, war nicht diese Liebe, dachte sie, sondern das beiderseitige Bedürfnis herauszufinden, in was für einer Situation sie

eigentlich steckten, eine Neugier auf das Neue, Unbekannte daran.

Je länger Tom allerdings fortblieb, allem Anschein nach gut gelaunt und gut eingewöhnt, desto stärker wurde ein Gefühl des Abebbens bei ihr, als liefte etwas aus ihr heraus wie Wasser aus einem leckenden Becher, bis der ursprüngliche leere Zustand wieder erreicht war. Das sah, zugegeben, nicht gerade gut aus. Aber vielleicht war das nur der natürliche Gang der Dinge. Sie fühlte sich isoliert, das schon, aber irgendwie auf großartige Art und Weise, als wäre es eine besondere Leistung, allein zu sein und klarzukommen. Uneinnehmbar und stark fühlte sie sich - nicht dass sie jemand hätte einnehmen wollen; aber das änderte nichts an der Frage: Was für eine Stärke war das, und was zum Teufel sollte man allein damit anfangen?

»Wo liegt Nova Scotia?«, fragte Nancy und starre aufs Meer. Seit sie Rockland vor einer Stunde über die Route I verlassen hatten, taten sich die ersten Blicke auf den Ozean auf, dessen Oberfläche ruhig, intensiv, fast unaufdringlich blau dalag und große konturierte bewaldete Inseln umgab. Wie Tom erklärte, waren diese nur mit der Fähre zu erreichen und stellten die Festungen der Reichen dar, die nur im Sommer herkamen und keine Heizung im Haus hatten.

»Das ist ein Paralleluniversum da draußen«, sagte er, um klar zu machen, dass er ein solches Leben nicht billigen konnte. Tom fühlte sich eher zu einem Lebensstil hingezogen, den er als authentisch betrachtete. Mit dieser Haltung entsprach er ausnahmsweise dem typischen konventionellen Cop. Er rechnete es den Mainern hoch an, dass sie ihre Häuser am Meer für zwei Sommermonate vermieteten und fantastische Summen dafür kassierten, von denen sie ihre Jahresrechnungen bezahlten. Das fand Tom authentisch.

Jetzt hatte sie Nova Scotia im Kopf, weil es wirklich exotisch wäre, dorthin zu fahren, weit jenseits der grünen, sauber abgezirkelten Inseln. Obwohl sie gar nicht genau sagen konnte, in welcher Himmelsrichtung sie gerade aus dem Autofenster

schaute. Wenn man an der Ostküste war und aufs Meer schaute, sollte die Blickrichtung doch eigentlich auch Osten sein. Sie hatte aber das Gefühl, in Maine gälte diese Regel nicht, schließlich waren die Entferungen weiter, als sie auf der Karte aussahen, alles hier erschien so abgelegen, und außerdem waren sie »unten im Osten«, was immer das heißen sollte. Vielleicht schaute sie ja nach Süden.

»Du kannst es nicht sehen. Es liegt ganz weit da draußen«, sagte Tom, bezogen auf Nova Scotia. Beim Fahren warf er schnelle Seitenblicke aufs Wasser. Sie waren durch Camden gefahren, das vor lauter durch die Sonne bummelnden, in dieselben teuren Outlet-Läden wie in Freeport pilgernden Touristen in hellen teuren Kleidern fast erstickte. Nancy und Tom hatten gedacht, nach Labor Day wären keine Touristen mehr unterwegs, aber dagegen sprach schon ihre eigene Anwesenheit.

»Ich hab so den Eindruck, da würden wir uns wohler fühlen«, sagte sie. »Kanada ist nicht so überlaufen.«

Ein großer bewaldeter Landkeil lag massiv hinter einem breiten Kanal aus blauem Wasser, den Tom zur Penobscot Bay erklärt hatte. Der Keil sei Islesboro, auch eine Insel, sagte er, und auch hier lebten im Sommer reiche Leute ohne Heizung. John Travolta habe seinen eigenen Flugplatz da. Sie betrachtete sinnierend die lange abwechslungslose Inselküste. Komische Vorstellung, dass John Travolta gerade dort war. Was machte er wohl? Es war nett, sich *das* als Nova Scotia zu denken, so als stünde man auf einer Wiese und beobachtete, wie die Konturen der Wolken Berge imitierten, bis man das Gefühl hatte, tatsächlich in den Bergen zu sein. Maine, hatte ein Anwalt aus ihrem Büro gesagt, habe eine wunderschöne Küste, aber ansonsten sei es wie Michigan.

»Nova Scotia liegt zweihundertdreißig Meilen weit weg, auf der anderen Seite der Bay of Fundy«, sagte Tom, munter aus einem neuen Grund.

»Ich habe auf der High School mal einen Aufsatz darüber geschrieben«, sagte Nancy. »Sie sprechen immer noch Franzö-

sisch, vieles ist sehr rückständig, und sie haben für Amerikaner nicht viel übrig.«

»Wie in Kanada überhaupt«, sagte Tom.

Route I folgte der Küste mit ihren hohen baumbestandenen Hügeln, zwischen denen sich gelegentlich weite, atemberaubende Blicke auf die darunter liegende Bucht auftaten. Ein paar weiße Segel waren auf der reinen blauen Oberfläche zu sehen, obwohl an diesem Spätvormittag wenig Wind herrschte.

»Wär nicht schlecht, hier oben zu leben«, sagte Tom. Er hatte sich nicht rasiert und rieb sich mit der Handfläche über die dunklen Stoppeln. Mit jeder Minute wirkte er glücklicher.

Sie betrachtete ihn neugierig. »Wo?«

»Hier.«

»In Maine leben? Aber hier ist es doch sterbenskalt, außer heute.« Sie und Tom waren in den Suburbs von Chicago aufgewachsen - sie in Glen Ellyn, Tom in einer weniger teuren Ecke von Evanston. Ihre allererste Übereinstimmung hatte daraus bestanden, dass sie die Kälte hassten. Für Toms Polizeidienst hatten sie sich Maryland ausgesucht, weil es kompromisslos mild dort war. Ihre Haltung dazu hatte sich nicht geändert. »Wo willst du denn hinfahren in den zwei Monaten, wenn du das Haus an die Cousins von Kennedy vermietest, nur damit du dir leisten kannst, dich den ganzen Winter hier totzufrieren?«

»Ich würde ein Boot kaufen. Herumsegeln.« Tom streckte seine einladenden Arme aus, umfasste das Steuerrad und ließ die Muskeln spielen. Er war in erschreckend guter Form, kerngesund. Er spielte Basketball mit schwarzen Kids, fuhr mit dem Mountainbike in seine Werkstatt und machte in seiner Wohnung jeden Abend Liegestütze, bevor er allein in sein Bett stieg. Seit er ausgezogen war, wirkte er gesünder, ruhiger, optimistischer, obwohl die offizielle Version lautete, er wäre eine Meile weit weg in eine beschissene Wohnung gezogen, damit es *ihr* besser ginge. Nancy schaute missbilligend auf die Stecknadelsegel, die, von blauem Wasser umgeben, vor der

grün-bemützten Insel lagen, wo Sommergäste auf langen weißen Veranden saßen und die verarmte Welt durch teure Teleskope beobachteten. Besonders anziehend war diese Welt nicht. Im letzten Monat hatte Nancy als Pflichtverteidigerin einen Mörder vertreten, zwei hübsche Teenagerschwestern, die angeklagt waren, ihren Bruder sodomisiert zu haben, eine nette Sekretärin, die wegen ihrer Fettleibigkeit in ihrem Büro voller schwuler Männer zum Objekt des Spotts geworden war, und eine ältere japanische Frau, die in ihrem Haus sechsundneunzig Katzen durchfütterte und von ihren Nachbarn als gestört und als gesundheitliche Gefährdung betrachtet wurde, nicht ganz zu Unrecht. Die dicke Sekretärin, die von den Philippinen stammte, hatte eines Tages einen der schwulen Männer erstochen. Wie konnte sie all das aufgeben, um mit einem Mann nach Maine zu ziehen, der allem Anschein nach nicht mit ihr zusammenleben wollte, und dann in den zwei Monaten, die es nicht schneite, auf einem Segelboot festzusitzen? Merkwürdige Zeiten voller interessanter Optionen.

»Vielleicht kannst du ja Anthony dazu überreden, das mit dir zu machen«, sagte sie und stellte sich in aller Ruhe noch einmal vor, dass Islesboro Nova Scotia wäre, wo alle - auf Französisch - schlecht von den Amerikanern sprächen. Beinahe hätte sie gesagt: »Vielleicht kannst du ja Crystal davon überzeugen, hochzukommen und mit dir auf deiner Jacht zu ficken.« Aber das entsprach gar nicht ihrem Gefühl, ein völlig harmloses Gespräch mit etwas Fiesem, das man nicht mal so meinte, zu vergiften - die Leute, die sie verteidigte, taten so was und machten sich damit das Leben schwer. Sie war sich nicht einmal sicher, dass er gehört hatte, wie sie Anthony erwähnte. Womöglich hatte sie nur geflüstert.

»Bleib einfach offen«, sagte Tom und lächelte ein ermutigendes Lächeln.

»Das kann ich nicht«, sagte Nancy. »Ich bin Anwältin. Ich bin fünfundvierzig. Ich bin davon überzeugt, dass die Reichen sich überall schon das Beste geschnappt haben, bevor ich auf die Welt kam, nicht erst vor zwanzig Jahren in Wiscasset.«

»Du bist tough«, sagte Tom, »aber lass dich doch von mir dafür gewinnen.«

»Ich hab's dir doch gesagt, das hast du schon geschafft«, sagte sie. »Ich bin deine Frau. Das bedeutet es doch, tat es früher jedenfalls: Du gewinnst.«

Das war natürlich Toms Grundhaltung, die lebenslange Weltsicht des Räuberfängers *Schrägstrich* Enthusiasten: Irgendwer musste immer für eine bessere Haltung gewonnen werden; jemand, der geistig entscheidend tiefer oder höher stand als jemand anders; jemand, der ständig die Rolle des zu Läuternden spielte. Aber sie musste nicht geläutert werden. *Er* hatte schließlich mit Crystal gevögelt. *Er* hatte seine Sachen gepackt und war ausgezogen. Das machte sie noch lange nicht zum Gegenteil einer Enthusiastin. Andererseits wurde Tom Marshall dadurch auch noch nicht zu einem bösen Menschen, der bestraft werden musste. Sie hatten einfach keinen gemeinsamen Standpunkt - seiner bestand daraus, den Verlust sentimental aufzuladen, indem er sich selbst bemitleidete; und ihrer daraus, Extreme zu meiden, auch wenn das darauf hinauslief, das Offensichtliche zu ignorieren. Sie fragte sich, ob er sie überhaupt sagen hören, dass er gewonnen hätte. Er dachte gerade an etwas anderes, etwas, das ihm Freude machte. Man konnte ihm nicht böse sein.

Als sie Tom ansah, war er gerade damit durch, sie anzusehen, so als hätte er etwas gesagt und sie hätte nicht reagiert. »Was?«, sagte sie und schob eine Haarsträhne an ihren Augen vorbei auf die Seite. Nun sah sie ihn direkt an. »Siehst du etwas, das dir nicht gefällt?«

»Mir fiel gerade dieser alte Spruch ein, den wir draufhatten, als ich noch ein ganz junger Polizist war. ›Das Drama wird erst interessant, wenn der Bösewicht etwas Wahres sagt.‹ Stammte aus irgendeinem Seminar, in dem du warst. Ich weiß es nicht mehr.«

»Habe ich gerade etwas Wahres gesagt?«

Er lächelte. »Ich dachte nur, dass in all den Jahren meine Bösewichter nie viel gesagt haben, das wahr oder auch nur interessant gewesen wäre.«

»Fehlt dir das, jeden Tag neue Bösewichter zu haben?« Das war natürlich die Frage der Fragen; die eine, die ihr vor einem Jahr nicht eingefallen war, während der Crystal-Krise. Die Frage nach dem enormen Verlust der Berufung. Eine Ehefrau konnte nur hoffen, dass sie die verlorenen Bösewichter zu ersetzen vermochte.

»Kein Stück«, sagte er. »Ist doch wunderbar so.«

»Ist das Alleinleben für dich besser?«

»So sehe ich es eigentlich nicht.«

»Wie siehst du es denn dann, eigentlich?«

»Ich sehe es so, dass wir warten«, sagte Tom ernsthaft. »Darauf, dass eine längere Phase vorübergeht. Dann werden wir weitermachen.«

»Wie sollen wir diese Phase denn nennen?«, fragte sie.

»Ich weiß es nicht. Vielleicht eine Phase der Neuangepassung.«

»Neuanpassung an was genau?«

»Einander?«, sagte Tom und hob seine Stimme albern am Ende des Satzes.

Sie näherten sich einer Stadt. BELFAST, MAINE. Ein schwarz-weißes Schild glitt vorbei, die Gemeindegrenze. GEGRÜNDET 1772. Das besiedelte Gebiet begann. Der Highway hatte allmählich die Höhe des Meeresspiegels erreicht. Der Verkehr wurde langsamer, während am Straßenrand Motels, Schuhgeschäfte und Töpfereien auftauchten und kleine Bootswerften, die hölzerne Edel-Dinghis verkauften.

»Mir war gar nicht bewusst, dass ich eine Neuangepassung brauche«, sagte Nancy. »Ich wäre damit zufrieden gewesen, einfach weiterzumachen. Ich war dir nicht böse. Bin ich immer noch nicht. Obwohl ich mir durch deine Sicht der Dinge ein bisschen lächerlich vorkomme.«

»Ich dachte, das hättest du gewollt«, sagte Tom.

»Was? Mir lächerlich vorkommen? Oder eine Phase der Neuangepassung?« Sie ließ das Wort idiotisch klingen. »Bist du ein totaler Dämlack?«

»Ich dachte, du brauchtest Zeit zur Klärung.« Tom fühlte sich deutlich auf den Schlips getreten, weil sie ihn einen Dämlack genannt hatte. Das war für sie beide alter Chicago-Code. Eine Ursprache des Ekels.

»Herrgott, warum redest du so?«, sagte Nancy. »Obwohl, wahrscheinlich sollte ich wissen, warum, nicht wahr?«

»Warum?«, sagte Tom.

»Weil es Bockmist ist und sich auch absolut danach anhört. In Wahrheit wolltest *du* ausziehen, aus deinen eigenen Gründen, und jetzt versuchst du herauszufinden, ob du es schon leid bist. Und mich. Aber irgendwie soll ich dran schuld sein.« Sie lächelte ihn mit gespieltem Erstaunen an. »Ist dir eigentlich klar, dass du ein erwachsener Mann bist?«

Er schaute kurz zu Boden, dann wieder hoch zu ihr, voller Verachtung. Sie rollten immer noch. Route I knickte auf einer frisch asphaltierten Umgehungsstraße nach links ab, während Tom in den eigentlichen Ort Belfast hineinfuhr, der sich binnen Sekundenbruchteilen als hübsches, schmuckes Viertel aus großen Anwesen in diversen Stilrichtungen entpuppte, viktorianisch, Federal und Greek Revival, großen Anwesen auf großen Grundstücken, die an einer alten, holprigen Straße unter hohen alten Ulmen standen, und hie und da war ein Kirchturm fest im immer noch sommerlichen Himmel verankert.

»Das ist mir klar. Und wie klar mir das ist«, sagte Tom, als hätten diese Worte eine größere Tragweite, als sie ermessend könne.

Nancy schüttelte den Kopf und sah sich die baumbestandene Straße an, auf deren rechter Seite ein einstöckiger Krankenhausanbau im Neo-Kolonialstil entstand. Neuer Parkplatz. Neuer Flügel für die Onkologie-Abteilung. Ein Hubschrauberlandeplatz. Arbeitsplätze, so weit das Auge reichte. Hinter dem Krankenhaus lag eine moderne Schule mit

vielen Fenstern, die nach Margaret Chase Smith benannt war, und ihre Sportmannschaften hießen, wie dasselbe Schild mitteilte, die SOLONS. Irgendeiner, der besonders witzig sein wollte, hatte in triefender blutroter Farbe »Sodoms« drübergeschrieben. »Da ist eine hübsche neue Schule, die sie nach Margaret Chase Smith benannt haben«, sagte Nancy, um das Thema zu wechseln, weg von der Phase der Neuappraisal und dem Versagen der Freundlichkeit. »Sie war eine meiner frühen Heldinnen. Sie hat als Senatorin eine mutige Rede gegen McCarthy gehalten und engagierte, bewusste Bürger gefordert. Leider eine Republikanerin.«

Tom war verstummt. Er hasste Streit noch mehr, als dabei ertappt zu werden, wenn er Bockmist erzählte. Das war eine seltene Qualität. Sie bewunderte ihn dafür. Nur, vielleicht wurde er gerade zu jemandem, der Bockmist erzählte. Wie war denn das passiert?

Sie erreichten das unauffällige Zentrum von Belfast, wo die ziegelgepflasterten abschüssigen Straßen an ansehnlichen älteren Geschäftsgebäuden aus Backstein vorbeiführten. Die meisten Ladenfronten waren nicht modernisiert worden; einige Geschäfte waren geschlossen, aber die diagonal angelegten Parkplätze alle besetzt. Am Fuß des Hügels ein kleiner Hafen mit Stadtdock und ein paar exquisiten Segelbooten auf ihren Liegeplätzen bei Ebbe. Eine Stadt im Übergang. Schwer zu sagen, von was zu was.

»Ich würde gern etwas essen«, sagte Tom steif und steuerte Richtung Wasser.

Ein Fischsuppenrestaurant, das wusste sie schon, würde am Ende der Straße auftauchen, einen angenehmen, aber nicht spektakulären Meerblick durch geschlossene Fliegengittertüren zu bieten haben, dazu grässliches Essen, serviert auf weißem Plastikgeschirr und weißen Tischsets mit einem Leuchtturm oder einem Papageientaucher drauf. Wer in seiner eigenen Kultur kein Analphabet war, wusste das. »Bitte sei nicht mehr böse«, sagte sie matt. »Ich hatte gerade so einen Moment. Es tut mir Leid.«

»Ich habe versucht, das Richtige zu sagen«, sagte er gereizt.

»Das weiß ich.« Sie überlegte, nach seiner Hand auf dem Steuerrad zu greifen. Aber sie waren schon fast vor dem Restaurant, das sie vorhergesehen hatte - grüne Hartfaserplatte mit Fliegengittertüren und einem großen rot-weißen Schild, das Fischsuppe versprach, dazu eine Aussicht auf die Penobscot Bay, die so pittoresk und rein und unverfälscht war, dass es schon wehtat.

Sie aßen an einem langen Picknicktisch mit verschmierter Wachstuchdecke zu Mittag, mit Blick auf den kleinen Hafen von Belfast. Beide bestellten Hummertopf. Nancy nahm ein Bier, um sich etwas aufzumuntern. Ein warmes, fischiges Meereslüftchen zog durch die Fliegengittertüren und blies ihre Tischsets und Servietten weg. Es waren nur wenige Gäste da. Im größten Teil des Lokals - das im Grunde nichts anderes war als eine große Veranda mit Fliegengitter drum herum - standen die Tische und die grünen Plastikstühle aufeinander gestapelt, und ein handgeschriebenes Schild an der Kasse besagte, dass das Restaurant in einer Woche für den Winter schließen würde.

Tom blieb nach ihrem Streit im Auto launisch und brachte es nur widerstrebend über sich, zu erwähnen, dass Belfast eine der letzten »unentdeckten« Städte an der Küste sei. In Camden und weiter östlich Richtung Bar Harbor hätten die Reichen schon alles aufgekauft. Wenn hier irgendetwas verkauft würde, dann nur innerhalb der Familien und über Anwaltskanzleien in Philadelphia und Boston, ohne Immobilienmakler. Er nannte die Rockefellers, die Harrimans und die Fisks. In Belfast, sagte er, sei die Entwicklung allerdings durch gewisse Umweltprobleme gebremst worden - eine Geflügelfabrik habe die Bucht seit Jahrzehnten verschmutzt, so dass die teure Segel-Society nicht hergekommen sei. Früher einmal, sagte er, sei der jetzt so ansprechende Hafen voller Hühnerfedern gewesen. Das kam einem sehr unwahrscheinlich vor. Tom schaute durch das staubige Fliegengitter auf einen kahlen Park am Wasser, auf der anderen Seite der abschüssigen Straße. Ein

Basketballplatz aus Asphalt war aufgebaut worden, und ein paar pummelige weiße Jungs übten beidhändige Sprungwürfe und dribbelten ungeschickt mit dem Ball herum. Am äußersten Ende, wo keiner spielte, stand ein neues Klettergerüst.

»Da drüben«, sagte Tom und zeigte, den Plastiklöffel zwischen Daumen und Zeigefinger, auf die leere grasbewachsene Grünanlage, die aussah, als wäre dort einmal etwas Großes gewesen. »Da stand die Hühnerfabrik - direkt an den Hafen geklatscht. Irgendwann hat sie der Staat endlich dichtgemacht.« Tom runzelte die Stirn über seinen dicken Augenbrauen, als handelte es sich um etwas Ernstes.

Ein Asphaltweg umrundete die Grasnarbe. Ein Mann in einem silbernen Rollstuhl kam gerade auf den Pfad und ließ einen Kleinbus hinter sich, der weiter oben am Hügel parkte. Geduldig schob er sich voran, während ein kleines Mädchen auf der inneren Wiesenfläche herumtollte. Eine junge Frau - sicher die Mutter - stand neben dem Bus und behielt sie im Auge.

»Woher weißt du das alles?«, sagte Nancy und sah dem Mann zu, der seinen Rollstuhl vorwärts wuchtete.

»Ein Typ vom Künstlerhaus, Mick, stammt aus Bangor. Er hat mir davon erzählt. Er sagte, jetzt wäre der richtige Augenblick, sich hier was zuzulegen. In einem halben Jahr ist alles zu teuer. Das ist sozusagen der letzte Außenposten hier.«

Der Rollstuhlfahrer sah nach einem jungen Mann aus, obwohl er auch aus einiger Entfernung deutlich schwer und unförmig war. Er rollte sich ohne besondere Eile mit den Armen vorwärts, bewegte sich einfach nur aus eigener Kraft im Kreis. Sie hielt das kleine Mädchen und die Frau für seine Familie, die sich in dem leeren, reizlosen Park etwas zu tun suchten, während er trainierte. Auch Touristen, ganz sicher.

»Findest du das schlimm? Dass die Dinge teuer werden?« Sie atmete den starken Fischgeruch ein, der den schlammigen Tiefen des Hafens entströmte. Die Sonne war weitergezogen, deshalb hielt sie die Hand hoch, um ihr Gesicht abzuschirmen. »Du hast doch nichts gegen Fortschritt, oder?«

»Ich mag Übergangszustände«, sagte Tom selbstbewusst.  
»Dabei entsteht ein Gefühl für Möglichkeiten.«

»Bestimmt haben die Rockefellers und die Fisks das auch so gesehen«, sagte sie und merkte, dass es streitsüchtig klang, was sie gar nicht wollte. »Billig einkaufen, teuer verkaufen, eine hübsche Leiche hinterlassen. So wird das doch hier nicht werden, oder?« Sie lächelte, ansteckend, wie sie hoffte.

»Lass uns ein Stück spazieren gehen.« Tom schob seine Plastikschüssel von sich weg, wie ein Polizist, der Imbissfraß gewohnt war. Als sie Studenten waren, hatte er nicht so gegessen. Vor Jahren hatte er angenehme Tischmanieren gehabt, ohne Eile gegessen und es genossen. Das war der Einfluss seiner irischen Mutter gewesen. Jetzt war er hektisch, abgelenkt, und seine Mutter war tot. Obwohl diese Gewohnheit ebenso seinem Wesen entsprach wie die andere. Nicht, dass er gewirkt hätte, als wäre er nicht er selbst. Im Gegenteil.

»Spazieren gehen, das klingt gut«, sagte sie, froh aufzubrechen, und warf einen langen Abschiedsblick auf den Hafen und den Park mit dem Rollstuhlfahrer, der langsam seine Kreise zog. »Man macht doch eine Reise, um etwas zu finden, stimmt's?« Sie schaute sich nach Tom um, doch der hatte sich schon zur Kasse aufgemacht, und sie sah nur noch seinen fortstrebenden Rücken. »Stimmt.« Sie beantwortete ihre eigene Frage und folgte ihm.

Sie liefen durch den Septembernachmittag auf den Straßen von Belfast - die ziegelgepflasterte Steigung vom Fischrestaurant hoch, durch die ordentliche Bürogegend, vorbei an einem Haushaltswarenladen, einem geschlossenen Kino, einer Kreditgenossenschaft und einer Bank, einer Motorradfahrer-Bar, ein paar älteren Immobilienmaklern, mehreren Anwaltskanzleien und einem Friseurladen mit nur einem Kundenstuhl, dessen Schaufenster voller Fotos von High-School-Jungs früherer Jahre hing. Ein schlaksiger junger Mann mit Pferdeschwanz und seine Hippie-Freundin hievten große Pappkartons aus einem verbeulten Lieferwagen in einen der

Läden mit den großen Schaufensterscheiben. Da entstand etwas Neues. Nebenan war aus einem Schuhgeschäft eine Bio-Bäckerei geworden, deren Schild ein großer, echt aussehender Brotlaib war. Daneben lag eine Kunstmuseum. Gar nicht unangenehm, diese Stadt, wie sie ganz geduldig auf etwas wartete, das sicher bald kommen würde. Sie verstand schon, was Tom daran gefiel.

Von weiter oben auf dem Stadthügel konnte man mehr vom unten liegenden Hafen erkennen, außerdem die Mündung einer weiteren Bucht, die sich mit ihren tiefgrün bewaldeten Abhängen in die Penobscot Bay schlängelte. Eine hohe Stahlbrücke, echt alt aus den Dreißigern, überquerte den Fluss, wie die Brücke in Wiscasset, allerdings war hier alles kleiner, weniger aufstrebend, weniger pittoresk - die große Bucht lag blau und weit und reglos da, nur ein weiterer Park, steril, fischlos, bereit für profitable Alternativnutzungen. So, fand Nancy, war es irgendwie mit allem. Da konnte die Anwesenheit einer zum Himmel stinkenden Fabrik oder einer giftigen Gerberei oder einer Betonfabrik fast zu etwas werden, das man sich wünschte oder an das man sich gerührt erinnerte. Tom sah das nicht so.

»Schön hier, oder?«, sagte sie, um leutselig zu wirken. Sie hatte ihren Anorak ausgezogen und sich wie ein Urlaubsgast um die Taille gebunden. Nach dem Bier fühlte sie sich locker in den Gliedern und zufrieden. »Sind wir schon unten im Osten?«

Sie waren vor einem weiteren Maklerschaufenster stehen geblieben. Tom beugte sich wieder vor, um die Reihen von Schnapschüssen zu mustern. Von dem Spaziergang war ihr warm geworden, aber jetzt, ohne Jacke, spürte sie eine angenehme sonnige Kühle durch den Seewind.

Der nächste Conant-Reisebus tauchte an der Ampel der kleinen Kreuzung im Zentrum auf, rot und weiß wie die anderen, die gestern Nacht die japanischen Kauflustigen zu Bean's gebracht hatten. Alle Fenster waren getönt, und als der Bus abbog und Richtung Route I hochächzte, konnte sie nicht sagen, ob die Passagiere Asiaten waren, aber sie nahm es an.

Sie erinnerte sich, wie sie gedacht hatte, dass diese Leute etwas wüssten, was sie nicht wisse. Was war das noch gewesen? »Fragst du dich nie, was Leute in Bussen denken, wenn sie aus dem Fenster schauen und dich sehen?«, sagte sie und beobachtete, wie der Bus sich durch seine Gänge zitterte, nach oben auf das blaue Schild eines Fordhändlers zu.

»Nein«, sagte Tom. Er beäugte immer noch die Fotos der zum Verkauf stehenden Häuser.

»Ich will immer sagen: ›Hey, was immer ihr gerade über mich denkt, ihr irrt euch. Ich bin genau so fehl am Platz wie ihr.‹« Sie stemmte die Hände in die Hüften und genoss die Situation, zu sprechen, ohne dass jemand zuhörte. Wieder fühlte sie sich isoliert, von nichts aufgehalten - als wäre sie in dieser winzigen Sekunde mit der Bewältigung der Dinge einen neuerlichen Schritt vorangekommen. Das war ein großartiges Gefühl, denn es gab keinen eindeutigen Auslöser dafür, und es würde sicher nicht lange andauern. Aber es war da. Diese belagerte kleine Stadt hatte immerhin etwas Angenehmes gebracht. Allerdings wäre es ein großer Fehler gewesen, wenn sie jetzt versucht hätte, dieses Gefühl festzuhalten. Es war gut zu wissen, dass es überhaupt da war. »Ist es nicht komisch«, sagte sie und wandte sich wieder der Penobscot Bay zu, »gesehen zu werden, aber zu begreifen, dass man falsch gesehen wird. Bedeutet das...« Sie drehte sich nach ihrem Mann um.

»Bedeutet das was?« Tom war aufgestanden und betrachtete sie, als hätte irgendetwas sie verzaubert. Er legte ihr eine Hand auf die Schulter und suchte behutsam ihre Nähe.

»Bedeutet das, dass man gar nicht in seinem wirklichen Leben lebt?« Sie schmückte lediglich eine stumme Empfindung aus, wie es verheiratete Menschen so tun.

»Du nicht«, sagte Tom. »Niemand würde das von dir behaupten.«

Zu schade, dachte sie, dass der Reisebus nicht vorbeigekommen war, als er gerade seinen Arm um sie gelegt hatte, ein echtes Ehepaar, das einen sommerlichen

Spaziergang auf einer sonnigen Straße machte. An diesem Eindruck wäre doch das meiste zutreffend.

»Ich würde gern mehr in meinem Leben leben«, sagte Tom, als würde ihn der Gedanke traurig stimmen.

»Na, du versuchst es ja.« Sie tätschelte seine Hand auf ihrer Schulter und roch ihn, warm und etwas verschwitzt. Vertraut. Willkommen.

»Komm, wir schauen uns an, was der Häusermarkt so zu bieten hat«, sagte er und schaute über ihren Kopf hinweg den Hügel hoch, von dessen Kuppe die Wohnstraßen unter einem alten Baldachin aus Ulmen und Ahorn ausgingen. Die Häuserfronten lagen weiß und stattlich in der Nachmittagssonne.

Auf dem Weg durch die engen abschüssigen laubbeschatteten Straßen schien Tom plötzlich klare Absichten zu verfolgen. Während er mit langen Vermesserschritten über die zerbrochenen Bürgersteigplatten stapfte, schien er innere Prinzipien zu ordnen, die er nicht erst heute formulierte. Seine Waden, die sie bewunderte, waren straff und gebräunt, aber das Hinken von seiner Verletzung war auffälliger, wenn er die Hände hinter seinem Rücken verschränkte.

Ihr gefielen die Häuser, die meisten davon waren schöner und besser in Schuss, als sie erwartet hatte - schöner als das hübsche blaue Holzcottage, das Tom und ihr gehörte und in dem sie immer noch wohnte. Die meisten Häuser waren ansprechende Varianten der Greek-Revival-Standardausführung, aber mit grünen Fensterläden und aufgedonnerten, geschwungenen, zwei Stufen höheren Veranden, ab und an mit einem Ausguck auf dem Dach und abfallenden Rasenflächen, auf denen Hickorynussbäume prangten, alte Ahornbäume, üppige Rhododendren und manikürte Buchsbäume. Nicht sehr verschieden von den besseren Vierteln im östlichen Maryland. Sie war glücklich darüber, zu Fuß zu gehen, wo man normalerweise mit dem Auto fahren würde. Das war ihr lieber als anzukommen und wegzufahren, was mittlerweile für

Missverständnisse und Reizbarkeit zu sorgen schien. Sie konnte das Da-Sein an einer Reise genießen, wenn alles aufhörte, sich ständig zu bewegen und zu verändern. Sie verspürte weiter kleine Anwandlungen der angenehmen Isolation, wie zuvor in der Innenstadt. Obwohl Isolation es nicht ganz traf, denn Tom war ja da; es war vielmehr ein Alleinsein mit jemandem, den man kannte und liebte. Das war ideal. Das war die Ehe.

Tom hatte angefangen, vom »Leben durch Vorwegnahme« zu sprechen, von der Lebensweise, sagte er, die einen dazu brachte, auf begangene Fehler zu achten, die nicht nach Fehlern ausgesehen hatten, bevor man sie beging, aber eindeutig welche waren, wenn man sie später im Rückblick betrachtete. Manchmal sogar ganz große Fehler. »Leben durch Vorwegnahme« bedeutete, dass man sich furchtbar anstrengte, spätere Gefühle im Voraus zu empfinden. »Man vermeidet große Katastrophen«, sagte Tom nüchtern. »Das soll man ja lernen. Das bedeutet wahrscheinlich Erwachsenwerden.«

Er sprach, wie sie begriff, indirekt, aber nicht sehr subtil von Crystal-Wie-hieß-sie-noch-gleich. Zu schade, dachte sie, dass er sich solche Sorgen über all das machte.

»Aber würde man denn auf diese Weise nicht ein paar Sachen versäumen, die man vielleicht gern täte?« Natürlich argumentierte sie im *Interesse* von Toms Fick mit Crystal, im Interesse der großen Katastrophen. Nur dass es nicht besonders viel ausmachte. In diesem Augenblick interessierte sie viel mehr, wie diese Straße, Noyes Street, wohl aussehen würde, wenn der Winter sie voll in den Klauen hätte. Alles weiß, ein Schneesturm, der von der Bucht hereinheulte, jegliche Aktivität tiefgefroren, gelähmt. Undenkbar in diesem Spätsommeridyll. Jetzt war die Zeit, in der die Leute Häuser kauften. Später würden sie es bereuen.

»Aber wenn du an das Leben anderer Leute denkst«, sagte Tom im Gehen, »nimmst du dann nicht immer an, sie würden weniger Fehler machen als du? Andere Leute scheinen immer alles besser im Griff zu haben.«

»Das ist aber ein seltsamer Gedanke für einen Polizisten. Wird von dir nicht erwartet, in puncto Rechtschaffenheit alles im Griff zu haben?« Das war ein ziemlich albernes Gespräch, dachte sie und spähte die Noyes Street hinunter, in die Richtung, wo sie ihr eigenes Zuhause vermutete, Hunderte von Meilen weiter südlich, wo sie das Gesetz vertrat und die Armen und Vereinsamten verteidigte.

»Ich war nie ein guter Polizist«, sagte Tom und blieb stehen, um ein kleines Herrenhaus im waschechten Federal Style anzustarren, neben dessen hoher weißer Eingangstür griechische Schmuckkunnen standen. Der frisch gemähte Rasen roch süß. Rasenmäherabdrücke waren noch darauf zu erkennen. Ein einsamer männlicher Hausbesitzer stand hinter einem zweigeteilten Fassadenfenster und beobachtete sie. Irgendwo in einer anderen Straße setzte eine Kettensäge ein, brach wieder ab, dann erklangen mehrere Hämmer, die auf Nägel einschlugen, und Männerstimmen auf irgendeinem Dach, die sich lachend unterhielten. Die Vorbereitungen auf den langen Winter waren in vollem Gange.

»Du warst eben nicht wie all die anderen Polizisten«, sagte Nancy. »Du warst freundlicher. Aber *ich* nehme nie an, dass andere Leute weniger Fehler machen. Die Kehrseite der Medaille ist bei jedem dunkler als die Vorderseite. Ich akzeptiere beide Seiten.«

Die Luft roch warm und üppig, als verströmten Holz und Gras und Schieferwände einen süßen ätherischen Faule-Stunden-Dunst. Sie fragte sich, ob Tom sich in seiner mühseligen Art zu einer neuen Enthüllung durchrackerte, einer neuen Crystal oder irgendeinem anderen einzigartigen Ärgernis, das erst seine Pflicht und Schuldigkeit getan hatte, wenn der fast perfekte Nachmittag ruiniert war. Sie hoffte auf etwas Besseres. Obwohl, wenn man einmal so eine Enthüllung mitgemacht hatte, konnte man nicht umhin, wieder etwas Ähnliches zu erwarten. Aber an etwas zu denken hieß noch lange nicht, dass man sich darum scherte. Das war eine nützliche Lektion, die sie beim Praktizieren des Rechts gelernt hatte, und dann konnte man auch abends nach Hause gehen und schlafen.

Plötzlich setzte sich Tom wieder in Gang, offenbar entschlossen, das Thema, dass andere Leute die verschiedenen Seiten der Medaille besser im Griff hatten, nicht zu vertiefen. Nur gut.

»Ich habe vorhin an Pat La Blonde gedacht, als wir unten im Restaurant saßen«, sagte er und hielt seinen Kurs, bei dem er ihr mit seinen langen Schritten ein Stück voraus war, aber so, als wäre sie neben ihm.

Pat La Blonde war Toms Partner gewesen, der damals bei der Schießerei getötet worden war. Bislang hatte Tom nie besonderes Interesse daran gezeigt, über ihn zu sprechen. Sie machte größere Schritte, um wieder neben ihm zu sein und ihm einen sichtbaren Zuhörer zu liefern. »Ich bin da«, sagte sie und kniff eine Falte in sein verschwitztes Hemd.

»Mir ist gerade klar geworden«, fuhr Tom fort, »wie viel vom Leben Pat versäumt hat. Die ganze Zeit denke ich daran. Und dann kommt mir alles so verflucht verstopt vor. Als Pat ums Leben kam, stand für mich plötzlich überall alles im Weg. Fast als hätte ich nicht mehr weiterleben können, weil alles so durcheinander war. Ich weiß, dass du das nicht für verrückt hältst.«

»Stimmt«, sagte Nancy. Sie glaubte sich zu erinnern, dass Tom genau das einmal gesagt hatte. Es konnte aber auch sein, dass sie diese Dinge über ihn gedacht hatte. So funktionierte die Ehe. Vielleicht hatten sie beide dasselbe gefühlt, als eine Art Trauer. »Und deshalb hast du den Polizeijob an den Nagel gehängt, stimmt's?«

»Wahrscheinlich.« Tom blieb stehen, stemmte die Hände in die Hüften und ließ ein beachtliches gelbes Dutch-Colonial-Haus auf sich wirken, das weit hinten unter Ginkgos und Zuckerahornen stand. Ein gewundener Pflastersteinpfad führte von der steinernen Gartenmauer bis zu der leuchtend roten, exakt mittigen, buchsbaumbestandenen Eingangstür. »Das ist ein schönes Haus«, sagte er. Ein großer schwarzer Labrador hatte vorn im Garten gelegen, aber als Tom sprach, kämpfte er sich hoch und trottete um die Ecke des Hauses, außer Sicht.

»Es ist wunderschön.« Nancy berührte wieder den Rücken seines Hemdes, unten, wo es feucht und warm war. Hier hatte er sehnige Muskeln. Es tat ihr Leid, dass sie seinen Rücken in letzter Zeit nicht mehr berührt hatte. In Freeport, gestern Nacht.

»Ich glaube«, sagte Tom und wirkte widerstrebend, »seit Pat umgebracht wurde, habe ich mich vom Leben enttäuscht gefühlt. Kennst du das?« Er schaute das gelbe Haus immer noch an, als wäre es das Äußerste, was er ertragen könnte. »Oder ich habe Angst davor gehabt, enttäuscht zu werden. Immer war das Leben in Ordnung, und dann habe ich plötzlich keinen Weg mehr gesehen, irgendetwas einfach zu halten. Und habe alles komplizierter gemacht.« Er schüttelte den Kopf und sah sie an.

Nancy zog ihre Hand behutsam von der warmen Stelle unten an seinem Rücken fort und hielt beide Hände schützend hinter sich. Irgendetwas an Toms Ausführung hatte gerade angefangen, sich wie ein Prolog zu etwas anzuhören, das womöglich diesen schönen Tag verderben und alles umkrepeln würde. Vielleicht hatte er es so geplant.

»Siehst du denn eine Möglichkeit, es weniger kompliziert zu machen?«, fragte sie und schaute nach unten auf ihre ledernen Schuhkappen und den groben Betonbürgersteig. Ein Rechteck war in den noch weichen Mörtel gepresst worden, und mittendrauf stand PENOBCOT BETON - 1938. Sie suchte absichtlich nicht seinen Blick.

»Jawohl«, sagte Tom. Er atmete bedeutungsvoll ein und wieder aus.

»Und, darf ich auch davon erfahren?« Allmählich ärgerte es sie, hier zu sein, mit irgendeinem Plan überfahren zu werden.

»Also«, sagte Tom. »Ich denke, ich könnte in einer Stadt wie dieser hier einen Raum für meine Werkstatt finden. Wenn ich mich anstrengte, fallen mir bestimmt noch ein paar neue Spielzeugmodelle ein, vielleicht kann ich jemanden einstellen. Meine Produktion erweitern. Die Website-Idee durchziehen. Ich denke, ich könnte es schaffen, so wie sich die Lage hier entwickelt. Und wenn nicht, wäre ich immer noch in Maine und

könnte mir was anderes suchen. Wenn alle Stricke reißen, könnte ich auch wieder Cop werden.« Er fixierte sie mit seinen blauen, schwarz gesprengelten Augen, obwohl Nancy entschieden hatte, ihm mit gesenktem Kopf zuzuhören, die Hände hinter dem Rücken verschränkt. Jetzt sah sie zu ihm hoch und stellte ein Lächeln auf ihre Lippen. Die Sonne schien ihr ins Gesicht. Ihre Schläfen fühlten sich wunderbar warm an. Ein Mann in Khakishorts kam gerade mit einer Golftasche aus dem gelben Haus und ging um die Ecke, wo auch der Labrador verschwunden war. Er bemerkte die beiden und winkte, als wären sie Nachbarn. Nancy winkte zurück und lenkte ihr Lächeln zu ihm um.

»Und wo soll ich hin?«, fragte sie, immer noch lächelnd. Ein braun-weißer Streifenwagen der Polizei von Belfast tuckerte vorbei, sein uniformierter Fahrer beachtete sie nicht.

»Ich denke mir, du kommst mit«, sagte Tom. »Das könnte unser großes Abenteuer werden.« Der feierliche Ausdruck, den er aufgesetzt hatte, als es um Pat La Blonde gegangen war, blieb auf seinem attraktiven Gesicht. Gar nicht mehr der Totenkopf, sondern ein ganz anderer Ausdruck. Eine Einladung.

»Du möchtest, dass ich nach Maine ziehe?«

»Genau.« Tom gelang ein kleines, hoffnungsfrohes Lächeln, und er nickte.

Höchst merkwürdig, das Ganze, dachte sie. Da gingen sie durch eine Straße in einer Stadt, die sie weniger als zwei Stunden kannten, und ihr in Trennung lebender Ehemann schlug vor, dass sie ihr jetziges Leben verlassen sollten, in dem sie beide einigermaßen, wenn nicht gar unwahrscheinlich glücklich waren, um *hierher* zu ziehen.

»Und warum noch mal?«, fragte sie und merkte, dass sie angefangen hatte, den Kopf zu schütteln, obwohl sie immer noch lächelte. Die Dacharbeiter lachten wieder über irgend etwas an diesem klaren, heiteren Nachmittag. Die Kettensäge hielt weiter Ruhe. Das Hämmern setzte wieder ein. Der Mann mit der Golftasche fuhr rückwärts mit einem Volvo-Kombi aus

der Einfahrt, der dieselbe Farbe hatte wie seine Haustür. Er sprach dabei in ein Handy. Der Labrador trottete hinterher, hielt aber inne, als der Wagen schwungvoll auf die Straße bog.

»Weil es hier oben noch nicht verdorben ist«, sagte Tom.

»Und weil ich da, wo ich bin, zu viel über mich weiß, und ich würde gern noch etwas Neues herausfinden, bevor ich zu alt werde. Und weil ich denke, wenn ich - oder wenn wir - es jetzt tun, werden wir es nicht mehr erleben müssen, wie hier alles versaut wird. Und weil ich denke, dass wir glücklich sein werden.« Tom schaute plötzlich nach oben, als wäre etwas blitzartig an seinen Augen vorbeigeschossen. Er wirkte einen Moment lang verblüfft und sah sie dann wieder an, als wäre er sich nicht ganz sicher, dass sie noch da war.

»Das ist aber nicht gerade Leben-durch-Vorwegnahme.«

»Nein«, sagte Tom, immer noch verdattert dreinschauend. »Wohl nicht.« Er konnte wie ein äußerst ernsthafter, äußerst attraktiver Junge wirken. Sie fühlte sich alt bei dieser Beobachtung.

»Und, soll ich noch hier auf dem Bürgersteig ja oder nein sagen?« Sie dachte an die Frau, die Wäsche aufhängte, mit weißen Handschuhen. Nicht nötig, das jetzt wieder aufzuwärmen, oder die verheerende Kälte, die in einem Monat einfallen würde.

»Nein, nein«, sagte Tom unschlüssig. Er wirkte fast so, als wollte er gleich alles wieder zurücknehmen, ganz aufgewühlt davon, dass er nun gesagt hatte, was er sagen wollte. »Nein. Musst du nicht. Mir ist klar, dass viel davon abhängt.«

»Hast du das alles geplant?«, fragte sie. »Diese ganze Woche? Diese Stadt? Diesen Moment? Ist das ein Komplott?« Sie war so weit, dass sie darüber hätte lachen und es ignorieren können.

»Nein.« Tom fuhr sich mit der Hand durch die Haare, wo verschiedene verstreute Grautöne zu finden waren. »Es ist einfach passiert.«

»Und wenn ich einfach sage, ich glaube dir nicht, was dann?« Sie merkte, dass sie die Lippen missbilligend ganz leicht nach außen gestülpt hatte. Das war seit Crystal zu einer Angewohnheit geworden.

»Dann würdest du dich irren.« Tom nickte.

»Na.« Nancy lächelte und sah die hübschen ernsthaften Häuser ringsum an, die nüchterne, pittoresk beschattete Straße, die abfallenden Rasenflächen, die das Ganze so recht in Szene setzten, für alle Welt. Wenn Sie eine gepflegte Umgebung suchen, schauen Sie sich mal hier um. Das war nicht das Michigan des Ostens. Warum sollte man nicht hierher ziehen?, dachte sie. Es war der sagenhafte Traum eines Jungen. In gewisser Weise träumten ihn alle, warteten darauf, dass er wahr wurde. Nur sie nicht, komisch.

»Jetzt werde ich müde.« Sie tippte Tom leicht mit dem Finger auf die Brust. Sie fühlte sich, genauer gesagt, schwer, noch älter als zuvor. Erledigt. »Komm, wir suchen uns hier ein Zimmer.« Sie lächelte etwas munterer und drehte sich um, hügelabwärts auf die Mitte von Belfast zu.

Das Motel war ein frischer, neuer Mainliner Inn jenseits der Brücke, die sie beim Mittagessen gesehen hatten, und ihr Zimmer bot einen weiten, unverbauten Hinterfensterblick auf die breite glitzernde Bucht. Tom wirkte, als wäre er der Erschöpfte von ihnen beiden. Im Auto hatte er sich unpassenderweise als behelligter Stoiker aufgeführt, dem es schier die Sprache verschlagen hatte, dabei wirkte er nur verletzlich und launisch. Und kaum hatten sie eingekickt, die Koffer geöffnet und die Vorhänge vor die Fenster des kleinen kühlen nüchternen Raums gezogen, schaltete er den Fernseher ein, ohne Ton, streckte sich in Kleidung und Schuhen auf dem Bett aus und schlief ein, ohne ein weiteres Wort als die Information, dass er gern Hummer zum Abendessen wolle. Schlaf war bei Tom immer tief, verstopft oder nicht verstopft.

Eine Zeit lang saß Nancy in dem steifen Sessel aus Lederimitat neben einer Tischlampe und blätterte die

Zeitschriften durch, die frühere Gäste in der Nachttischschublade hinterlassen hatten: *Segeln* mit einem Artikel über das Rennen London - Kapstadt; *Marie-Claire* mit mehreren Diagrammen über den Zusammenhang zwischen Eierstockkrebs und Alkoholgenuss; *Hustler*, in dem ein Gast sich als Amateurkünstler betätigt und den Mädchen tintige Schnurrbärte angemalt hatte sowie kleine Pfeile auf die Intimbereiche, mit Sprechblasen und Text: *Hier lauert das Böse* und *Bleib bei deiner Einheit*. Sexsüchtige Seglertypen mit Hämorrhoiden, dachte sie und schob die Zeitschriften wieder in die Schublade.

Da lag noch ein Exemplar desselben Schnäppchenblatts, in dem sie beim Frühstück gelesen hatten. Sie las noch mal in der Kolumne »Unten im Osten sucht«. *Komm nach Norden u. lerne reife, kuschelige jüd. Single-F kennen, echtes Schnuckelchen, NR. Mag Kontertanz u. Bootsfahren im Mondschein, Nacktbaden im kalten, sauberer Meer. Alles ist möglich m. d. richtigen jüd. Single-M, N R, zw. 45 u. 55 m. sauberem Gesundheitsz. Bitte nur ernstgem. Zuschriften. Hü-hotts u. Kanadesen zwecklos. Nur Engl.* Rührend, dachte sie, dieser allgemeine Glaube an das Mögliche, an das, was da draußen warten mochte. Was aber machte eine einsame jüd. Single-F in Maine? Und was mochte ein Hü-hott sein, dass er so unerwünscht war? Kuschelig, nahm sie an, hieß fett.

Sie wollte jetzt gern eine Zeit lang möglichst wenig denken. Auf der Fahrt von Belfast her war sie wütend geworden und hatte das auch gezeigt. Wenig gesagt. Dann, als Tom an der Rezeption für das Zimmer bezahlte und sie im Auto auf ihn wartete, war sie plötzlich vollkommen un-wütend geworden, was Tom allerdings nicht bemerkte, als er mit dem Schlüssel wiederkam. Und deshalb war er auch eingeschlafen - als wäre sein Schlaf ihr Schlaf, und wenn er aufwachte, wäre alles in Ordnung. Ein Moment des Friedens war natürlich nie unwillkommen. Und es war auch gut, das Leben nicht schon zu verkomplizieren, bevor es unbedingt sein musste. Toms ganze Suche hatte vielleicht einfach mit einer nachgeholten Angst vor der Rente zu tun - war wieder mal eine »Reaktion« - , und nach

einiger Zeit würde er, falls sie die Dinge nicht zuspitzte, alles vergessen. Das Leben war voll von ernsthaften, aber bedeutungslosen Gesprächen.

In dem stummen Fernseher lief ein Golfmatch; auf einem anderen Kanal ein Film mit dem jungen glattwangigen Clark Gable; woanders ein afrikanischer Dokumentarfilm mit lohfarbenen abgemagerten Löwen, die inmitten hoher brauner Gräser lagen und dösten, nachdem sie außerhalb des Bildausschnitts eine Beute erlegt hatten. Der Fernseher warf ein angenehmes wässriges Licht auf Tom. Bald waren riesige Wildebeest-Herden zu sehen, die heftig strampelnd in einem schlammigen, angeschwollenen Fluss untergingen. Das war friedlich in seiner Stille - trotz der vielen untergehenden Tiere - , als würde eher das, was man hörte, die Probleme schaffen, nicht das, was man sah.

Dicht vorm Fenster hörte sie die lachende Stimme eines Kindes und die geduldige, tiefere eines Mannes, der irgendeine Ermutigung versuchte. Sie schob den schweren Plastikvorhang etwas beiseite und schaute im Gegenlicht der scharfen Sonnenstrahlen auf die Motelwiese hinaus, wo ein großer unförmiger junger Mann auf einem silbernen Rollstuhl, der ein ärmelloses rotes T-Shirt und weiße Baumwollshorts anhatte - seine Beine dick, stark, gebräunt und ebenso behaart wie sein Rücken - , sich damit abmühte, einen fröhlichen Drachen aus orangefarbenem Papier mit Hilfe einer kleinen Angel und Angelschnur zum Fliegen zu bringen, während ein lachendes blondes Mädchen den Drachen über ihren Kopf hielt. Ein Lüftchen schüttelte sacht das Papier des Drachen, der mit einem lächelnden orientalischen Gesicht bemalt war. Der Mann im Rollstuhl sagte immer wieder: »Okay, jetzt lauf los, lauf«, worauf die Kleine, die absolut nach sieben aussah, jäh und spielerisch hierhin und dorthin sprang, den Drachen in die Höhe reckend, bis sie ihn mit ihren Sprüngen und Hüpfen schließlich hoch- und von ihren Fingern weggeschubst hatte, während der Mann an der Schnur riss und versuchte, das lächelnde Gesicht in den Wind zu ziehen. Immer wieder sackte der Drachen jedoch ab und ließ sich sacht auf dem Gras nieder, das bis

unten ans Ufer reichte. Und jedes Mal sagte der Mann, dessen Stimme sich am Ende der Sätze hob: »Okay. Den kriegen wir schon noch hoch. Das schaffen wir. Heb ihn auf und versuch's noch mal.« Das kleine Mädchen lachte die ganze Zeit. Sie trug winzige rosa Shorts und ein hellgrünes Oberteil und war barfuß und hatte gebräunte Beine. Sie wirkte ekstatisch.

Das war der Mann aus dem Park in der Stadt, dachte Nancy und ließ den Vorhang los. Ein belangloser Zufall. Sie betrachtete den in Kleidern schlafenden Tom, der lautlos atmete, die Hände auf der Brust gefaltet wie ein Toter, die bloßen braunen Beine an den Knöcheln in einer absurd lockeren Haltung übereinander geschlagen, ein blauer Laufschuh lehnte am ändern. Friedlich schlafend sahen seine attraktiven unrasierten Gesichtszüge gewöhnlich aus.

Sie schaltete um und verfolgte ein Baseballspiel. Die Cubs gegen eine Mannschaft, deren hellblaue Trikots sie nicht erkannte. Ihr Vater war ein Fan der Clubs gewesen. Sie hatten sich als Nord-Chicagoer betrachtet. An warmen Herbstnachmittagen wie diesem waren sie nach Wrigley gefahren; er holte sie dann mit einer getürkten Entschuldigung aus der Schule, kaufte zwei Plätze an der First-Base-Linie und ließ sie mit einem blauen Stummelbleistift den Spielstand mitschreiben. Das waren die Sechziger. Sie strengte sich an, um sich an die Namen der Spieler zu erinnern, benutzte ihre blau-weißen Trikots und die weinberankte Wand am Outfield als Gedächtnisstützen, dreißig Jahre später. Der lächelnde Ernie Banks fiel ihr ein, ein Weißer namens Ron Sowieso und ein großer Schwarzer aus Kanada mit traurigem Gesicht und hoher Taille, der gut warf, später aber Schwierigkeiten mit der Polizei hatte und im Fernsehen darüber jammerte. Mehr fiel ihr nicht ein.

Aber durch den Versuch, sich zu erinnern, fühlte sie sich gleich besser - ähnlich zupackend und selbstsicher wie in der Situation mit den japanischen Touristen im Bus an der sonnigen Straßenecke: als wäre sie besonders glaubwürdig, wenn man sie ohne begünstigende Umstände sah, ohne die Belastungen der Liebe und andere Restbestände von uralten

Entscheidungen. Auf alle Fälle glaubwürdiger als jetzt hier, in der Falle in Ost-Dingsda in Maine, neben einem vom Weg abgekommenen Ehemann, dessen spirituelle Verstopfung keine Dosis von Leben-durch-Vorwegnahme oder authentischer Ehe heilen konnte.

Diese ganze Reise - auf der Tom eine aufgeblasene Idee verfocht, nur damit sie sie ablehnte, denn dann konnte er machen, was er ohnehin vorhatte - stimmte sie ihrem Mann gegenüber nicht gerade freundlich, ließ ihn dumm und kindisch dastehen. Unauthentisch, jawohl, ihn. Nicht erwachsen. Es war ein schlechtes Zeichen, dachte sie, wenn man sich selbst als den Erwachsenen in der Beziehung erkannte, während der lebenslange Liebespartner plötzlich als überschwängliches Kind dastand und sich als der große Enthusiast verkaufen wollte, dessen Begeisterung man anscheinend nicht teilen konnte. Woraus mit großer Wahrscheinlichkeit folgte, dass ihr Leben mit Tom Marshall vorbei war. Und zwar nicht so, wie die Klienten, die sie verteidigte, ihre Situationen auflösten - durch den Einsatz von Bedeutungsträgern wie Whiskeyflaschen, Besenstielen, Stoßstangen, Schusswaffen, scharfen oder brennbaren Gegenständen oder einer kräftigen Portion Faust. Dort wurden Botschaften plötzlich und temperamentvoll überbracht, in einem stets schroffen, körnigen Licht, mit aufgedrehter Lautstärke und weit aufgerissenen Türen, vor aller Welt. (Und ihre Aufgabe bestand darin, die Angelegenheiten dieser Leute in ruhigere, empfindsamere Gewässer zu steuern, damit alles auf feinere Weise verstanden, empfunden, erlitten werden konnte.)

Sie und Tom, im Grunde anständige Menschen, würden einen anderen Weg beschreiten müssen. Sie hatte den Impuls zu helfen. Er dagegen, sich zu bemühen und dann noch mehr zu bemühen. Seine Perfidie war der Enthusiasmus. Ihre Gleichgültigkeit war Geduld. Doch irgendwann würde all der Enthusiasmus aufgebraucht sein, all die Geduld. Es würde weniger Möglichkeiten geben. Das Leben würde sich nicht mehr als offene, flache Ebene darstellen, über die man mit einem gewählten Partner ging, sondern voll gemüllt und

unpassierbar werden. Tom hatte es gesagt: Das Leben wurde zu einer Einschränkung, wo plötzlich überall alles im Weg stand. Und was man letztlich suchte, war nicht ein neuer, deutlicherer Pfad voran, sondern ein Fluchtweg. Ihr eigener Sohn sah das Leben bestimmt so, als etwas, das einfach sein sollte. Es kam ihr fast seltsam vor - jetzt, wo er aus dem Haus war - , dass sie überhaupt einen Sohn hatten. Sie und Tom wirkten eher, als wären sie sich gegenseitig Mutter und Vater.

Aber nun sollte sie am besten auf das hinarbeiten, was sie wollte, auch wenn es Tom nicht einschloss, auch wenn sie nicht wusste, wie das ging, etwas zu wollen, das Tom nicht einschloss. Und selbst wenn es bedeutete, dass sie zu den Menschen gehörte, die Dinge sagten und taten und danach wieder bezweifelten und sogar bereuten. Tom versuchte ja nicht, ihr Leben zu verbessern, ganz gleich, was er glaubte. Nur sein eigenes. Und es hatte keinen Zweck, Leute von etwas abbringen zu wollen, das ihr Leben verbesserte. Er hatte Wünsche. Er hatte Ängste. Er war ein guter Mann, gut genug. Das Leben sollte nicht immer nur aus Bemühen, Bemühen, Bemühen bestehen. Man sollte den größten Teil des Lebens leben können, ohne sich furchtbar zu bemühen. *Das* war authentisch, da würde er wohl zustimmen.

In dem abgeschlossenen Raum schien sich jetzt ein seltsamer unirdischer Glanz über alles zu legen. Über Tom. Über ihre eigenen Hände und Arme. Über das Bett. Überall in der statisch aufgeladenen Luft, wie ein Nebel. Es war wunderschön, und einen Augenblick lang hätte sie gern mit Tom gesprochen, ihn aufgeweckt, um ihm zu sagen, irgendetwas würde schon in Ordnung kommen, ganz wie er es hoffte; um Enthusiasmus zu zeigen, auf eine hoffnungsvolle und zeiterprobte Weise. Aber sie ließ es sein, und dann verschwand der goldene Nebel, und ganz kurz glaubte sie, ein winziges bisschen besser zu verstehen, was für ein Mensch sie war - obwohl sie das richtige Wort dafür nicht fand und nur wusste, dass die Zeit, Dinge auszusprechen, in vielerlei Hinsicht vorbei war.

Draußen rief die Kinderstimme. »Oh, ist das toll. Das finde

ich ja so toll.« Als Nancy den Vorhang aufzog, fiel das weichere Licht über den Sesselrücken, und sie konnte sehen, dass der Mann im Rollstuhl seinen Drachen in der Luft hatte, die nach oben führende Angelschnur aus Fiberglas in einer Hand, während er sein Gefährt den Rasenhang hinunterrollte. Das Kind mit den nackten Beinen hüpfte von einem nackten Fuß auf den anderen, ein umwerfendes Lächeln auf dem langen, erwachsenen Gesicht, das dem Himmel zugewandt war.

Nancy stand auf und schnippte die Tischlampe neben Toms offenem Koffer an. Ein leuchtender intakter eingeschweißter »Wagner der Hund« und ein weißer »Leuchtturm Maine« steckten zwischen seinen Hemden, seinem Rasierzeug, seinen Socken. Da war auch seine Tapferkeitsmedaille in einer blauen Stoffschatulle und die kleine automatische Pistole, die er immer bei sich hatte, für den Fall eines Überfalls. Sie griff sich nur den Hund Wagner, ließ das Zimmer wieder im Dunkeln versinken und trat durch die Hintertür hinaus auf den Rasen.

Hier draußen war die Luft frisch und kühl und nur wenig windig, der Himmel hing jetzt voller Steppdeckenwolken, als gäbe es bald Regen. Eine Miniatur-Terrasse aus Beton, inklusive Gartenstühle mit einer Bespannung aus dünnen blauen Plastikschläuchen, befand sich vor jedem Zimmer. Der Drachen, dessen schlitzäugiges Gesicht nach unten schaute, tanzte und täuschte an und gewann an Höhe, während der Mann im Rollstuhl weiter den Rasen hinunterfuhr, auf die Bucht zu.

»Gucken Sie mal, unser Drachen«, rief das kleine Mädchen, schaute zu Nancy, die Augen im Schatten einer schützenden Hand, und zeigte selig auf das kleiner werdende Gesicht des Drachens.

»Sensationell«, sagte Nancy und hielt selbst eine Hand schützend über ihre Augen. Der Drachen brachte sie zum Lächeln.

Der Rollstuhlfahrer drehte sich nach ihr um. Er war wirklich massig, mit dicken Schultern und glatten gerundeten Armen, wie sie unter seinem roten ärmellosen T-Shirt sehen konnte. Er

hatte einen runden Kopf, kurz geschorene dichte Haare, kleine und dunkle und durchdringende und unfreundliche Augen. Sie lächelte ihn an und schüttelte den Kopf, als wäre der Drachen unglaublich. Ein ehemaliger Sportler, dachte sie. Ein Kopfsprung in zu flaches Wasser oder irgendein Zusammenstoß beim Football, und nun musste er vom Rollstuhl aus seinen Drachen steigen lassen. Ein Jammer.

Der Mann sagte nichts, schaute sie nur reglos an, sein Gesichtsausdruck unverwandt, anscheinend wollte er ungern gestört werden. Sie aber genoss es, einfach nur zuzuschauen, ohne einen Kommentar abgeben zu müssen. Die kühle Brise, der schöne, weite Wasserblick nach Islesboro, ein in der Luft stehender Drachen, das reichte doch.

Dann überschwemmten vorhersehbare Dinge ihren Kopf. Die Schuhe des verkrüppelten Mannes. Daran dachte man doch immer. Seine waren schwarz, und er trug sie ohne Socken, wie Bowling-Schuhe. Er würde sie nie abtragen. Er würde sie höchstens irgendwann nicht mehr sehen können und an irgendwen verschenken, der noch schlimmer dran war als er. Machte ihn das wütend? Redete er darüber? War seine Frau, wo immer sie jetzt war, die ganze Zeit furchtbar müde? Stand sie nachts auf und stellte sich ans Fenster und starre hinaus und wünschte sich ein paar ganz bestimmte Dinge und legte sich dann, unvermisst, wieder ins Bett? Gab es Schmerzen? Gab es überhaupt so etwas wie Phantomschmerzen? Hatte er Träume von Schmerzfreiheit? Davon, sich aus seinem Rollstuhl zu erheben und lachend herumzulaufen, nie einen Rollstuhl kennen gelernt zu haben? Sie stellte sich einen Hund vor, dessen Hinterbeine an einen kleinen Schlitten mit Rädern gebunden waren und der einhertröpferte, als wäre alles in Ordnung. Funktionierte überhaupt irgendwas da unten, fragte sie sich? Gab es Verständnis, Freiräume? Hielt er seine missliche Lage für »interessant«? Hatte das Dasein als Krüppel ihm neue und wichtige Bewusstseinsräume erschlossen? Was wusste er wohl, das sie nicht wusste?

Wenn sie mit ihm verheiratet wäre, dachte sie, wäre das vielleicht ein besseres Leben als manch anderes. Obwohl man schnell mit allem durch wäre, allzu viel bemerken würde, alles bereuen würde. Vielleicht saß seine Frau, während er hier den Drachen steigen ließ, in der Hotelbar, genehmigte sich einen Drink und ein langes Gespräch mit dem Barkeeper, erzählte von ihrer Vergangenheit, ihrem Vater, ihrer Heimatstadt, wie sie früher über alles gedacht hatte, was sie einst zum Lachen gebracht hatte, wen sie gewählt hatte, was ihre Lieblingsmusik war, wie ihr Maine gefiel, wie authentisch es ihr vorkam, wann sie vorhatten, wieder nach Hause zu fahren. Dass sie sich wünschten, einfach zu bleiben, einfach nur dazubleiben. Genau das, was sie - Nancy - nicht tun würde.

»Wollen Sie mal unseren Drachen steigen lassen?«, sagte der Mann zu ihr und zog seine Stimme am Ende nach oben, fast wie Tom. Aus irgendeinem Grund lächelte er jetzt, seine Augen leuchteten, als er mit einer neuen Haltung über seine haarige runde Schulter zurückschaute. Ihr fiel auf, dass er eine Brille trug - überraschend, dass ihr das vorher entgangen war. Der Drachen, dessen seidiger Faden sich in einem langen Schwung aufwärts bäumte, tanzte auf dem Wind, fast nicht mehr zu sehen, ein Sprengel im Auge.

»O ja, bitte, bitte«, rief die Kleine. »Das wird so toll.« Sie hatte die Arme ausgebreitet und hielt sie über den Kopf, als wollte sie einen riesigen, unvorstellbaren Wunsch ermessen.

Sie lächelte unablässig.

»Ja«, sagte Nancy und ging auf sie zu. »Natürlich.«

»Sie können spüren, wie er Sie zieht«, sagte die Kleine. »Es ist, als würden Sie gleich zu den Sternen hochfliegen.« Sie fing an, im Kreis zu laufen, wie ein kleiner Dervisch im Gras. Der Rollstuhlfahrer schaute lächelnd zu seiner Tochter.

Nancy war es peinlich. Sie fühlte sich gemustert. Schockierend war das. Die weite blaue Bucht lag am Fuß des Hügels ausgebreitet vor ihr, zog sich fort von ihr, schickte eine aufgefrischte Brise empor. Es war alles andere als sicher, dass sie den Drachen halten konnte. Er hätte sie durchaus abheben

lassen können, sie fortreißen, weit fort, außer Sicht. Es war Furcht erregend. Sie hatte das Wagner-Spielzeug in der Hand, um es dem Kind zu schenken. Das würde seine Wirkung nicht verfehlten. Und dann, dachte sie, auf die beiden zugehend und geschmeichelt lächelnd, dann würde sie den Drachen ergreifen - die Angel und die Angelschnur - ja, natürlich, und ihn fliegen lassen, die Chance ergreifen, stark sein, uneinnehmbar, und alles tun, was sie konnte, um ihn festzuhalten.

## **ABGRUND**

Zwei Wochen vor dem Maklerkongress in Phoenix fuhren Frances Balandic und Howard Cameron in ihrem jeweiligen Zuhause los - in Willamantic und Pawcatuck - , trafen sich im Olive Garden in Mystic und sprachen alles noch mal durch, immer wieder nervös auf der Resopal-Tischplatte die Finger verhakelnd. Dann gingen beide auf die Toilette, für einen verlogenen Handy-Anruf im Stillen, der erklären sollte, wo sie in den nächsten paar Stunden sein würden. Dann nahmen sie die Zufahrt zum Howard Johnson's Motel unter der Interstate-Autobahn, trugen sich als Mr und Mrs Garfield ein, hatten binnen fünf Minuten die Kette vor der Tür, die Klimaanlage hochgedreht und die schweren Vorhänge vors Sonnenfenster gezogen und stürzten sich in die wüste Leidenschaft, die sie den letzten Monat seit ihrem Kennenlernen beim Preisverleihungs-Bankett ihrer Firma unterdrückt hatten - wo sie zu Connecticuts Immobilienmaklern des Jahres gekrönt worden waren.

Was sich bei dem Bankett zwischen ihnen ereignet hatte, war ihnen selbst ein ziemliches Rätsel. Sie saßen nebeneinander an der Haupttafel und hatten kaum ein Wort gewechselt, bevor sie ihre Ernennung zu Maklern des Jahres überreicht bekamen. Doch nach dem ersten Gang erzählte Howard seinem anderen Tischnachbarn einen guten Witz über Alzheimer, und Frances lachte. Als Howard begriff, dass sie ihn

gerade witzig gefunden hatte, trafen sich ihre Blicke auf eine, wie Frances fand, schockierende Weise, aber auch unleugbar, denn in ihren Augen hatten sie beide eine große, instinktive körperliche Anziehung empfunden (und deutlich erkannt) - ungefähr so, dachte sie, wie sie die Tiere wahrscheinlich andauernd verspüren, was ihr Leben sicher deutlich erträglicher macht.

Binnen einer Viertelstunde tauschten sie und Howard schon bissige Seitenbemerkungen über die Tischetikette der anderen Preisträger, ihre unergründliche Garderobenwahl und ihr vermutliches Verkaufsverhalten aus und vermieden derweil das übliche öde Immobilieninsider-Gerede über Vertragsabschlüsse, katastrophale Gebäudegutachten und unglaubliche Auseinandersetzungen, die manche Kunden gewohnheitsmäßig im Auto anzettelten.

Beim Dessert wagten sie sich schon an heiklere Themen heran - Meredith, Frances' Zimmergenossin vom Junior College, die im Juni mit vierunddreißig (Frances' Alter) an einem Hirntumor gestorben war; die Herzrhythmusstörungen von Howards Vater und sein unerfüllter Wunsch, einmal in Turn-berry zu golfen, bevor er starb. Irgendwann, mit auf den leeren Tellern zusammengefalteten Servietten, gingen sie zur verblüffenden Kürze des Lebens über und zu der Notwendigkeit, aus jeder Sekunde so viel wie möglich herauszuholen. Bis der koffeinfreie Kaffee kam, waren sie schon mühelos zum Thema Sex gekommen, was für ein großes Missverständnis es in ihrer Kultur sei, dass die Puritaner daran schuld seien, dass Sex überhaupt ein Thema war, denn eigentlich sollte er doch natürlich und unstigmatisiert sein. Sie sprachen beide von ihren liebenden Ehegefährten, aber nicht sehr lange.

Wie sie so an ihrer langen Tafel voller Mitpreisträger und Chefs saßen, direkt vor einem typischen Ramada-Inn-Bankettsaal voller lärmender, lachender Leute, die sie nicht kannten, jedoch ab und zu mit schmaläugigen, brennenden Pfeilen der Gehässigkeit durchbohrten, sickerte der Sex in ihr gedämpftes Gespräch hinein, wie ein dichtes, volles, aber explosives

Geheimnis, das sie und nur sie beschlossen hatten zu teilen. Und dann... Alles und jeder in dem Raum, alles, was Frances und Howard für den späteren Abend vorgehabt hatten - nach Hause zu ihren Ehepartnern zu fahren, Ed in Willamantic, Mary in Pawcatuck, über dunkle, schmale Spätnachtsstraßen in Connecticut; die Zufallsbegegnungen mit Dummbeutelkollegen an der Bar; das Abhören der Anrufbeantworter wegen eventueller Kundenanrufe nach der Bürozeit - , jeder, einfach jeder Gedanke darüber, dass die Nacht womöglich ganz normal sei, ging zu Ende.

»Die meisten Amerikaner erreichen ihre sexuelle Reife erst, wenn sie nicht mehr daran interessiert sind«, bemerkte Frances. Die Skandinavier hätten da bei weitem die beste Haltung, wo der Sex nämlich keine große Sache sei - nur ein normale menschliche Reaktion (wie Schlafen), der man nachgehen sollte, ohne sich darauf zu fixieren.

Die Amerikaner hängten sich an falschen Vorstellungen von Schönheit und Jugend auf, stimmte Howard zu und verschränkte weise seine langen Arme. Er war einsfünfundneunzig groß, hatte plumpe, pizzatellergroße Hände und hatte früher am College of Western Connecticut Basketball gespielt. Sein Vater war sein High-School-Trainer gewesen. Howard hatte graue stumpfe, eng zusammenstehende Augen und einen altmodischen, wie mit der Kreissäge abgesäbelten Kurzhaarschnitt, der ihn älter aussehen ließ als neunundzwanzig. Der Orgasmus werde im Vergleich zu echter Intimität weitaus überschätzt, diese dagegen weitaus unterschätzt, sagte er.

In einer Ehe könne nichts jemals ganz perfekt sein, da waren sie sich einig. Und die Ehe solle keinesfalls eine Gefängniszelle sein. Die besten Ehen seien meistens diejenigen, wo beide Partner sich frei genug fühlten, ihren eigenen Bedürfnissen nachzugehen, obwohl weder Howard noch Frances damit das Konzept einer »offenen Ehe« verfechten wollten.

Das Wort *Ehe*, sagte Frances, stamme ursprünglich aus dem Altnordischen, wo es den Zeitpunkt nach dem Ausbruch

einer tödlichen Krankheit bezeichne, wenn einen die Krankheit schon im Griff habe, man aber noch ziemlich gut herumlaufen könne. Das war der Lieblingswitz ihres Vaters und sollte sich nicht sauertöpfisch anhören. Nur so ein Joke wie Howards Alzheimer-Schote halt. Sie merkte, mit diesem Howard Cameron konnte sie Witze machen. Er war auf dieselbe platte bis plumpe Art geistreich wie verklemmte Exportler, die nicht vollkommen beschränkt waren, witzig sein konnten. Sie war beeindruckt, dass sie bei ihm nach nur zwei Stunden schon loslassen konnte. Mit Ed war sie in sechs Jahren Ehe nicht so weit gekommen.

»Ich bin der fünfte von fünf. Alles Jungs«, sagte Howard und sah den mexikanischen Kellnern dabei zu, wie sie das Bankettgeschirr abräumten. Ihre Tafel hatte sich geleert, und die anderen Gäste verließen den Saal durch die Hintertür, wodurch die beiden auffällig allein an dem weiß beschürzten Podium-Tisch sitzen blieben. Die Leute verabschiedeten sich und witzelten lahm, dass sie wahrscheinlich die Nacht im Auto auf der Interstate-Autobahn verbringen würden. Das Licht wurde hochgefahren, damit alle gingen, und im Saal roch es nach abgestandenem Essen. Ihm wurde bewusst, dass sie eindeutig zu lange blieben. Aber er spürte eine Vertrautheit mit Frances Balandic. »Meine Eltern hatten bestimmt ein solides Sexleben, bis mein Dad mit den Blutverdünnern anfangen musste«, fuhr Howard feierlich fort. »Dann hat sich wohl einiges geändert.«

»Dann kam die Technologie ans Ruder, wie?«, sagte Frances und verzog den Mund. Sie war aufgekratzt und hatte blitzende Augen, einen attraktiven kleinen blonden Männerhaarschnitt und einen kaum merklichen Überbiss, der manchmal ihre unteren Schneidezähne etwas bloßlegte. Sie war die einzige Tochter eines polnischstämmigen Witwers aus Bridgeport, hatte beim High-School-Turnen den Waagebalken gezeigt und war so hart wie ein kleiner Ziegelstein. Wahrscheinlich hatte sie schon viel erlebt. Er wusste, er wurde zu schnell zu ernst, das konnte sie abschrecken. Sie wollte diejenige sein, die wusste, was Sache war. Es war ein Spiel.

»Und dann Pillen? Oder die Pumpe, stimmt's?«, fuhr Frances fort und machte eine kleine Pumpbewegung mit dem Daumen, auf-ab, auf-ab, und dazu ein kleines »iiiee-iiiee-iiee«-Quietschgeräusch. »Bei älteren Herrschaften funktioniert's so besser, glaube ich.«

»Dafür ist er nicht der Typ«, sagte Howard. Er dachte an seinen Vater, wie er traurig auf ihrem weiten frisch gemähten Rasen hinterm Haus stand, einem Hang bis hinunter zum schimmernden Quinnebaug River in Pomfret. Das war an dem Spätfrühlingstag, als sein Vater aus dem Krankenhaus zurückkam, wo man ihm seine Arterien mit einem Ballon erweitert hatte. Gänse flogen in V-Formation über sie hinweg. Sein Vater hatte verblichene Madras-Shorts an und stand barfuß im kühlen Gras, einfach ins Leere starrend. Seine Beine waren dünn und bleich. Herzzerreißend.

Aber wie herzzerreißend auch immer, dachte Howard, es bedeutete auch, dass man das Leben ergreifen und auskosten musste, bevor einer mit einem Arterienballon über einen herfiel. Ehe, Kinder - so ließ es sich zum Beispiel auskosten. Seine Eltern hatten es so gemacht. (Vielleicht waren sie inzwischen gar nicht mehr so glücklich darüber.) Aber es gab Alternativen, Wege, die die Gesellschaft oder ihr Arbeitgeber, die Firma Weiboldt - rote und weiße »Zu Verkaufen« und »Leider schon weg«-Schilder zuhauf an der Meeresküste zwischen Cape May und Cape Ann - , nicht durchgehen lassen würden; Wege, die man sicher nicht an jedem Tag seines Lebens wieder von neuem beschreiten würde. Abgesehen davon, dass genau diese Wege natürlich jeden Tag eingeschlagen wurden. Wahrscheinlich gab es jede Sekunde irgendwo irgendwen, der auf ebenso einem Weg das Leben ergriff und auskostete. Wahrscheinlich kostete es irgendjemand in genau diesem Ramada Inn aus, während ihr Bankett gerade zu Ende ging. Warum dagegen ankämpfen?

»Ich hoffe, ich habe jetzt nicht leichthin über ein ernstes Thema gesprochen«, sagte Frances mit verdüsterter Miene, sie meinte seine Eltern. Sie trug einen kurzen weißen Lederrock mit einer grün gepunkteten Bluse, die ihre Figur kein bisschen

betonte, das wusste sie. Was sie heute Abend hatte erreichen wollen, an ihrem ganz besonderen Abend der Anerkennung, war zweierlei: umwerfend und trotzdem nach Business aussehen. Schließlich hatte sie mehr Immobilien in ihrem Teil von West-Connecticut verkauft als irgendjemand sonst, und sie hatte sich dafür den Arsch aufgerissen. Nicht etwa, indem sie moderne Villen mit Meerblick und Föderalisten-Herrenhäuser in Watch Hill anbot, sondern indem sie Reihenhäuser in guatmaltekischen Vierteln verkloppte, Vier-Zimmer-Holzcottages, Eigentumswohnungen für 'n Appel und 'n Ei, die im Windschatten der Müllkippe von Willamantic lagen - Objekte, mit denen man im Revier der Kollegen zugeschmissen wurde. Und sie wusste, dass es für ein laufendes Geschäft keine freien Abende gab und man besser seine Rolle überzeugend spielte. Sie sah sich als cleveres, zähes Frettchen, als kleine Polackenraffke, als Frühaufsteherin, als Schnellmerkerin, die nicht mit der Wimper zuckte.

Aber das hieß ja nicht, dass man mit einem Typen wie diesem großen Howard nicht vielleicht auf seine Kosten kommen konnte. Ein langer, großer, täppischer Sportsfreund mit mutwilligem Zwinkern im Augenwinkel, der auch mal ein bisschen Dampf ablassen musste. Ein intensives, vertrauliches Gespräch mit Howard Cameron war die Extra-Belohnung dafür, dass sie ihren Job so verdammmt gut machte.

»Wenn wir uns in eine Bar vertagen, wo es nicht so viele bekannte Gesichter gibt, müssten wir nicht so feierlich tun, wetten?«, sagte Frances und tupfte sich mit der Serviette die Mundwinkel ab. Sie mochte den Klang ihrer Stimme, als sie das sagte.

Howard nickte schon. »Genau. Stimmt genau.« Er griff nach dem billigen, in Holzimitat gerahmten Zertifikat, das er bekommen hatte, weil er riesige Mengen Immobilien verkauft und damit jeden reich gemacht hatte außer sich selbst. »Das werde ich zu Hause über meine Mülltonne hängen.« Unter seinem Namen saß ein aufgeklebtes Gold-Siegel auf dem Zertifikat, und die Worte *In Hoc Signo Vinces* waren in fraktur-

schriftähnlichen Lettern rings um den Rand geprägt. Er hatte keine Ahnung, was das bedeutete.

»Meins werde ich baldmöglichst irgendwo verlieren«, sagte Frances. Er spürte, wie ihr kleiner breitharter Turneroberschenkel (mutmaßlich unschuldig) sein Knie streifte, als sie von der langen Tafel wegschlüpfte. »Sie finden eine Bar für uns, okay? Ich finde dann Sie«, sagte sie und legte ihre kleine Hand auf seine große und drückte kurz zu. »Ich bin mal kurz auf dem Dingens.« Sie steuerte die hinteren Türen an und ließ ihn allein am Tisch sitzen.

Das große schwarze Gesicht einer Negerin starre schon seit einer Weile durch das runde Bullaugenfenster in der Küchentür. Das Küchenpersonal wollte nach Hause gehen. Aber als Howard ihren Blick auffing, zwinkerte sie ein fettes, lüsternes Zwinkern, das er gar nicht mochte.

Aber so passierten diese Dinge eben, begriff er, die bechintzte »Makler des Jahres«-Plakette betastend. Er würde Frances Bilandic heute Nacht nicht das letzte Mal begegnen. Das ließe sich gar nicht vermeiden. Er hatte keine Vorstellung von den Umständen oder von dem Grad an Risiko, die das mit sich brachte - ob sie dann schnurstracks ins Bett oder nur zum Mittagessen gehen würden. Sex konnte, das wusste er, aufglühende und zugleich seltsam vertraute Weise noch den unverdächtigsten, unschuldigsten menschlichen Austausch zu einer unumkehrbaren Situation werden lassen, und genauso existierte jetzt nichts anderes mehr als der verabredete Absacker und die mit ziemlicher Sicherheit stattfindende ernsthafte Erwägung, sich in nicht allzu ferner Zukunft gegenseitig das Hirn aus dem Schädel zu ficken. Sie wusste das. Und egal, wo das hinführte, sie schien nichts dagegen zu haben - das kleine Entlangstreifen an seinem Bein war kein Versehen gewesen. Die Frauen waren heutzutage so anders, dachte er - berufstätige Frauen vor allem. Wenn einem heutzutage einer geblasen wurde, bedeutete das nicht mehr als früher ein Händeschütteln. Als er an diesem Abend über den von Feriengästen wimmelnden Korridor der ?95 nach Süden gefahren war, hatte er noch keine Ahnung davon gehabt, dass

es überhaupt eine Frances Bilandic auf dieser Welt gab oder dass sie auf ihn wartete und dass es nicht länger dauern würde als ein Bankett, bei dem er zum Makler des Jahres ernannt wurde, bis sie sich auf die Suche nach einer dunklen kleinen Bar begaben, um sich ein bisschen im Dreck zu suhlen. Die Welt steckte voller wunderbarer Überraschungen. Und für diese war er bereit - bereit, all das Geheimnisvolle und Wundersame zu entdecken, die sie bereit war, ihm zu bringen.

Er schaute wieder zu dem Bullaugenfenster, wo das Gesicht der schwarzen Frau ihn angezwinkert hatte. Er wollte ihr einen Antwortblick zuwerfen, der ihr sagte, er wüsste, was sie wüsste. Doch das Fenster war leer, das Licht dahinter gelöscht.

In Phoenix hatte das »Verkaufs-Festival« von Weiboldt ein turmhohes Radisson aus Chrom und Glas gestürmt, in einem dicht besiedelten westlichen Suburb. Es stand auf einem vorgelagerten Hügel, und man hatte von dort aus eine gewaltige Aussicht auf die bedrückende, endlose City. Hier gab es zwei Golfplätze, fünfundvierzig Tennisplätze, ein Wasserspaß-Center für die Kleinen, ein Aquarium, ein Kasino, ein IMAX, ein Multiplex mit achtzehn Kinosälen, ein Krankenhaus, eine Bibliothek, ein Krisenberatungscenter und eine überirdische eingleisige Bahn, die irgendwohin in die Wüste zischte. Das alles schien ihnen lange, stille und leere Korridore zu garantieren, wo sie niemandem begegnen würden, leere Treppenhäuser und Fahrstühle, deren Türen sich auf Gesichter öffneten, die keiner von ihnen je wiedersehen würde. Dazu luftdichte Zimmer mit Klimaanlage und schweren lichtundurchlässigen Vorhängen, ausladenden Betten mit kratzigen Laken, riesigen Fernsehern, vollen Minibars, Jacuzzis und anonymem Zimmerservice rund um die Uhr.

Und doch wussten sie, jeder kleinste Hinweis, dass irgend etwas womöglich nicht stimmte, konnte sie verraten. Worauf sie umgehend arbeitslos sein würden. Die Immobilienbranche war auch nicht mehr, was sie mal war - als eine Büroromanze aufflackern konnte und jeder sie süß finden und weggucken

würde (um zu tratschen). Büroromanzen, selbst wenn die Büros viele Meilen auseinander lagen, brachten einen heutzutage vors Bundesgericht, weil man den Arbeitsplatz mit verwickelten persönlichen Angelegenheiten belastet und das Leben der Versagerkollegen beeinträchtigt hatte, die besessen davon waren, auf einem boomenden Markt reich zu werden, und nach einer Entschuldigung suchten, warum sie immer alles vergeigten. »Persönlich« war heute ein Begriff, fast schon gleichbedeutend mit »kriminell«. Alle hatten Angst.

Dementsprechend waren Howard und Frances von verschiedenen Flughäfen angeflogen, Providence und Hartford - und hatten Zimmer in verschiedenen »Towers« verlangt. Howard hatte sogar ein Raucherzimmer bestellt, obwohl er nicht rauchte, und darum gebeten, keine Anrufe durchzustellen. Am ersten Abend, beim Eisbrecher-Empfang im Platin-Club, hatten sie sich unter verschiedene Leute gemischt - Frances stand bei ein paar aufgedrehten lesbischen Maklerinnen aus New Jersey, Howard bei öden Kirchenheinis aus Maine. Danach waren sie in verschiedene Daiquiri-Bars gegangen und in weit voneinander entfernte mexikanische Restaurants, wo sie darauf achteten, nicht zu viel zu trinken und nonstop von ihren Ehepartnern zu erzählen, ohne sich gegenseitig je zu erwähnen, nicht mal Connecticut.

Mit dem Resultat, dass sie es am Ende des ersten Abends, als Frances um halb zwölf leise an Howards Tür klopfte, bereit zum Abflug, gar nicht so leicht fanden, auf die Schnelle ihre untadelige Öffentlichkeitsmaske abzulegen, und sich deshalb eine Stunde lang in unbequemen Hotelsesseln an einem hölzernen Beistelltischchen gegenüber saßen und nichts anderes taten, als die Ereignisse des Tages durchzugehen, obwohl ihr Tag hundertprozentig identisch gewesen war.

Frances redete gern über Immobilien. Zu ihrer Überraschung hatte ihr der Abend mit den »Garden-State-Lesben« Spaß gemacht, sie hatte ein paar neue Ideen über Telefonmarketing-Strategien in einkommensschwachen und ethnisch unvermischten Gegenden aufgeschnappt und festgestellt, dass sie der Runde selber auch einige nützliche

Erkenntnisse zu bieten hatte, etwa wie man Anzahlungsregelungen entwarf, in denen der Käufer die komplette Kaufsumme vorab anbot, aber bis zum Vertragsabschluss geschützt war und ohne Schrammen wieder rauskam, falls er es sich doch noch anders überlegte. Sie erzählte, sie habe sich, nach einem Arbeitsunfall, den ihr Mann Ed zu einem unbestimmten früheren Zeitpunkt erlitten hatte, mit einer nicht genauer benannten Verletzung und daraus folgender Arbeitsunfähigkeit (er war schon »älter«), in den Beruf der Maklerin stürzen müssen, obwohl sie viel lieber Physiotherapeutin geworden wäre und am liebsten in Frankreich gearbeitet hätte. Es war einfach ein glücklicher Zufall, fand sie, dass sich herausgestellt habe, wie »verdammgt gut im Verkaufen« sie sei.

Howard dagegen hatte (zu diesem Geständnis war es schon in der dunklen kleinen Chef-und-Sekretärin-Bar gekommen, nach dem Bankett im Juli) das Verkaufen von Immobilien als »Übergangsstrategie« angesehen zwischen seinem ersten Job nach dem College (Schulhofaufseher) und einer stärker unternehmerisch orientierten Zukunft, in der Reisen vorkamen, ein Motivationsbonus und ein Firmenwagen. Seine ganze Familie bestand aus lebenslangen Republikanern, zwei seiner Brüder waren Straßenbauingenieure in New London unten und überlegten, ihn da mit reinzunehmen. Das einzige Problem war nur, dass er mit diesen Brüdern gar nicht so gut auskam und dass seine Frau Mary sie überhaupt nicht leiden konnte. Weshalb er immer noch Häuser verkaufte.

Frances hatte eine Flasche nicht sehr kalten, nicht sehr guten Pinot Grigio mitgebracht, die schwitzend auf dem Hoteltisch stand, flankiert von zwei durchsichtigen Plastikbechern aus dem Bad. Der riesige dunkle Wüstenkoloss von Phoenix lag gen Osten hinter dem Fensterglas - fahrende Autos, Flugzeuge, die zu lichtmarkierten Landebahnen hinabsanken, blau blinkende Polizeiblinklichter, große ummauerte Viertel, die einzelne Flicken der Nacht mit ihrer Anti-Einbruchs-Beleuchtung kürbisorange sprenkelten. Es war exotisch. Es war der Westen. Keiner von ihnen war je hier

gewesen, aber Howard sagte, er hätte gelesen, dies sei die amerikanische Stadt, in der einem am allerwahrscheinlichsten das Auto gestohlen würde.

Frances mochte Howard Cameron. In ihrer betrunkenen, jetlaggestörten und leergequasselten Stimmung gefiel es ihr, dass er diesen Sinn für Humor aufbrachte, genauso aber einfühlsame Zuwendung zeigen konnte - diesmal zum Beispiel, indem er sich nicht über sie erhob, weil sie in seinem Zimmer aufgetaucht war, dabei waren sie seit dem Bankett schon an vier verschiedenen Nachmittagen in vier verschiedenen Küstenstädten zusammen im Bett gewesen. Er verstand etwas von Rücksicht (obgleich sie davon ausging, dass er genauso vor Begierde platzte wie sie). Außerdem erkannte er die heikle Situation, in der sie sich befanden, und dass sie sich deshalb womöglich gestresst fühlte. Sicher, er war im Begriff, seine Frau zu Hause in Pawcatuck zu betrügen; aber er wirkte auch wie ein anständiger Familienvater mit einem ausgeprägten Gefühl für Richtig und Falsch, der eigentlich niemandem wehtun wollte. So ging es ihr auch. Es war delikat. In irgendeinem Lehrbuch gab es vermutlich eine Kategorie für das, was sie mit ihrem Herumeiern gerade taten, aber sie konnte noch nicht sagen, welche es war.

Sie hob ihre Augen etwas benebelt von den glitzernden Achtecken des protzigen Phoenix in die milchige, mondlose Dunkelheit, wo sich das Gesicht von Howards Frau Mary, das sie noch nie gesehen hatte, nicht mal auf einem Schnappschuss, aus den dunklen Wolken heraus materialisierte wie ein Foto in der Entwicklerflüssigkeit. Das Gesicht gehörte einer jungen, süßen Blondine, wie sie selbst eine war, deren ovale Züge und kleiner herzförmiger Mund einen Ausdruck der Enttäuschung trugen, ihre Augen waren groß und betrübt und drückten unmissverständlich Verletztheit aus.

»Das stimmt«, sagte Frances Balandic. »Das versteh ich.«

»Hm?«, fragte Howard. Er drehte sich zur Tür um, als wäre gerade jemand hereingekommen und Frances hätte etwas zu ihm gesagt, wer auch immer es war. Das rote Nachrichtenlämpchen am Telefon blinkte, wie schon die ganze Zeit, seit er

vom Abendessen hereingekommen war. Zu spät, jetzt noch zu Hause anzurufen, hatte er beschlossen, der Zeitverschiebung wegen.

Nur war niemand ins Zimmer gekommen. Vor der Tür hing die Sicherheitskette. »Hast du mit mir gesprochen?«

»Ich bin wohl ziemlich erledigt«, sagte Frances. »Ich muss im Sitzen eingeschlafen sein.« Sie lächelte und wusste, es war ein süßes, wahrscheinlich albernes Lächeln. Das war ihr Kapitulationslächeln, und sie wollte, dass er jetzt damit aufhörte, so reserviert zu sein. Es war gar nicht angenehm gewesen, das Gesicht von Howards Frau vorwurfsvoll aus dem Himmel herabschauen zu sehen. Nicht das Ende der Welt, aber ein bisschen schwummrig machte es sie schon. Aber das würde sich geben, sobald sie Howard so weit hatte, sie aufs Bett zu werfen und zu bumsen, so verflucht beängstigend fast, wie sie zu Hause in Connecticut auch losgelegt hatten.

»Ich fühle mich gerade so frei«, sagte Howard plötzlich. Seine großen glatten Ballspielerhände umklammerten seinen winzigen Plastikbecher voller Billigwein. Er schaute Frances direkt an, sein längliches, nicht besonders gut aussehendes Gesicht voller Verwunderung, seine sinnlichen Lippen leicht geöffnet zu einem dümmlichen Lächeln. »Wirklich. Ich kann's nicht erklären, aber es ist so.«

»Das ist gut«, sagte sie. Sie hoffte, er würde jetzt keine Rede schwingen.

Howard schüttelte den Kopf, leicht erstaunt. »Nicht, dass ich das je wirklich anders empfunden hätte. Aber das ist hier kein Nebenschauplatz. Das ist mein reales Leben, ja. So frei und so gut, wie es je werden kann. Kurz, ich glaube - das ist es.« Er nickte, statt seinen angetüterten Kopf zu schütteln. »So real wie die Ehe, das ist mal sicher.«

»Viele Dinge sind so real.«

»Okay«, sagte Howard. »Aber ich bin mir nicht sicher, ob ich das je begriffen hab.«

»Musst halt das Kleingedruckte lesen«, sagte Frances. Das war noch so eine von den Polacken-Maximen ihres Vaters.

Wann immer man von etwas Unangenehmem überrascht wurde, hatte man irgendwo versäumt, das *Kleingedruckte zu lesen*. Ehe, Kinder, Arbeit, Altern. Im Kleingedruckten stand die Wahrheit, immer, und die war nie das, was man erwartet hatte.

»Ich mag dich wirklich«, sagte Howard. »Ich weiß nicht genau, ob ich das schon mal so gesagt habe.«

»Ich mag dich auch«, sagte Frances. »Sonst würde ich nicht mit dir vögeln.«

»Nein. Natürlich nicht.« Sein Grinsen zeigte seine großen weißen Zähne hinter seinen fast femininen Lippen. »Gilt wahrscheinlich auch für mich.«

»Na, dann vögeln wir doch einfach jetzt.« Sie riss ihre hübschen blauen Augen deutlich auf, um zu zeigen, dass das auch real war.

»Okay, mach ich«, sagte Howard Cameron, kam näher, berührte ihr Knie, ihre Brust, ihre weichen Wangen, ihre Lippen in einem schnellen, atemlosen Überfall. »Ich will es«, sagte er. »Den ganzen Tag habe ich es gewollt. Ich weiß nicht, warum wir bis jetzt gewartet haben.«

»Jetzt ist okay«, sagte Frances. »Jetzt ist perfekt.« Und so war es auch.

Eine Eigenschaft, die er an Frances Bilandic mochte, war die direkte, beinahe strenge, aber leidenschaftliche Art, frei von jedem Schuldbewusstsein, mit der sie sich daran machte, ihn um seinen Verstand zu ficken. Sexuell neigte er eher zu einer Menge lautstarkem Gerammel und feurig-lärmendem Abtauchen; Mary nannte ihre frühen Liebesnächte immer *das Begleitprogramm*. Das war ihm peinlich. Frances dagegen gab dem Ficken eine neue Bedeutung. Sie fixierte ihn mit einer Intensität, die manchmal geradezu einschüchternd war, sie erreichte eine andere Dimension der Sexualität, gab selbstbewusste Erläuterungen von sich, wie sie im Einzelnen vorhatte, von ihm Besitz zu ergreifen und umgekehrt, heisere Anstachelungen, als Anweisungen formuliert, wie schwungvoll genau sie von ihm ihre Erfüllung erwartete; plus ein schier

grenzenloses körperliches Durchhaltevermögen und verblüffende Originalität und Abwechslungsreichtum ihrer Orgasmen. »Nicht so, *nicht* so, nein, nein, nein. Gott noch mal, Herrgott«, schrie sie ihm ins Ohr, just dann, wenn er glaubte, er hätte sie am Haken. Allein schon diese beharrliche, kompromisslose Stimme machte ihn wahnsinnig an. »Wehe, du bleibst nicht dran, bleibst du wohl dran, *verdammmt!*«, kommandierte sie. »Genau. Genau so. Da ist es. fetzt kann ich dich sehen. Da bist du. Keiner ist wie du, Howard. Keiner. Howard. Keiner!«

Er glaubte ihr das tatsächlich. Dass es durch einen verblüffenden Zufall tatsächlich unter allen Männern keinen Einzigsten gab wie Howard Cameron. Ja, er war genauso unersättlich wie sie im Bett; ja, er hatte das Bedürfnis, die Energie, die Naivität - plus die konkrete Bestückung, um die Sache anständig zu erledigen. Er hatte nie viel über seine Bestückung nachgedacht. Sie kam ihm einfach normal vor, in Anbetracht seiner Körpergröße. Und doch, eigentlich war es kein großes Rätsel, warum andere Männer es nicht brachten. Das Leben war nicht fair. Hatte ja auch keiner behauptet oder verlangt.

Frances dagegen entsprach uneingeschränkt seinem sexuellen Ideal. Das stand unwiderlegbar fest. Er hatte nie gewusst, dass es überhaupt ein Ideal gab oder dass er sich diese Version davon immer gewünscht hatte (so ausgeprägt waren seine sexuellen Erfahrungen nicht). Ihr sexueller Appetit kam direkt und mit Vollgas zur Sache, und sie war arrogant genug zu sagen, wenn all das nicht so absolut fantastisch wäre, würde sie keine Zeit darauf verschwenden. Bloß dass es eben so fantastisch war. Frances und der Sex mit ihr berührten ihn auf eine Weise, wie er es im Leben nicht erwartet hätte.

Natürlich führte so ein Erlebnis nicht zur Ehe oder auch nur zu irgendeiner dauerhaften Beziehung. Er erinnerte sich daran, was sie über das altnordische Wort gesagt hatte. Sie hatte eine Menge Ahnung. Sie und der arme lahme Ed hatten wahrscheinlich höflichen, seltenen Sex miteinander, genau wie seine Eltern, und sie drängte ihre Anfälle von sexuellem

Heißhunger ständig in den Hintergrund, aus Respekt davor, dass er immer noch zu gebrauchen war, wenn auch in jämmerlich eingeschränktem Maße. Und er, begriff Howard, hatte das Glück, eine Miniaturrolle in dem kleinen Alltag ihres Lebens zu spielen. Und die war viel zu gut, um auf sie zu verzichten.

Eins hatte ihn überrascht. Nach ihrem ersten wilden Treffen im Howard Johnson's im September - und zwar nach drei Wochen glühend heißer Verabredungen in anrüchigen Bars und Straßencafés irgendwo in den Kleinstädten am Arsch von Connecticut zwischen Willamantic und Pawcatuck - waren sie aus dem Zimmer in das laserstarke Sonnenlicht auf dem Parkplatz getreten, der Verkehr von der Interstate 95 donnerte fast über sie hinweg. Er hatte nach oben in den blassen, oxidierten Himmel geschaut, sich die Augen gerieben, die noch an die Dunkelheit des Zimmers gewöhnt waren, und ohne groß nachzudenken verkündet: »Mann, das war vielleicht was.« Er hatte es als Kompliment gemeint.

»Was soll das heißen, *vielleicht* was?«, sagte Frances mit ihrer rauen Blondie-Stimme - einer Stimme, die ihn im Bett elektrisierte, die für Sex gemacht war, aber auf dem schroffen, brütenden Asphalt draußen plötzlich ganz anders klang. Sie trug eine rote Sonnenbrille, einen kurzen blauen Lederrock, der ihre Schenkel betonte, und eine inzwischen restlos verknitterte weiße Beffchenbluse. Ihre Haare waren an den Seiten flach gedrückt, und sie schwitzte. Sie sah benommen aus, als wäre sie heftig rangenommen worden, und er fühlte sich genauso. Platt gefickt hätte es auch getroffen.

Er lächelte unbehaglich. »Ich meine nur, na ja... du machst das echt gut. Weißt du?«

»Ich *mache* das nicht gut«, fauchte Frances. »Ich bin mit *dir* gut. Und nicht, weil ich in dich verliebt wäre. Das bin ich nicht.«

»Klar. Ich meine, nein. Genau«, sagte er, unfroh, ausgeschimpft zu werden. »Es braucht immer zwei, stimmt's?« Er lächelte, Frances aber nicht.

»Manche vielleicht.« Sie runzelte die Stirn hinter ihrer Sonnenbrille, als wollte sie ihn im Laufe eines Augenblicks noch einmal ganz neu einschätzen. Als gäbe es eine Person, die man kennen lernte und vielleicht mochte und fand, sie sah okay aus und lustig, und mit der man es trieb - eine Art von Howard; und als gäbe es dann noch einen anderen Howard, den man nie gemocht hatte und der sofort anfing, einen mit anderen Frauen zu vergleichen, kaum dass man es mit ihm trieb, und der einen ankotzte. Diesen Howard hatte sie gerade kennen gelernt. Das war ihre »zähes Frettchen«-Seite, und sie meinte es todernst.

Aber vielleicht, überlegte er, wollte Frances bloß klarstellen, dass hier nur einer das »zähe Frettchen« sein konnte, nämlich sie. Wogegen er nichts hatte. Wenn man eine einzige Situation in seinem Leben hatte, die ohne unglückliche Überraschungen auskam und halbwegs gut funktionierte - wie seine Eltern zum Beispiel, dreißig Jahre lang - , dann war man ein Glückspilz. Seine eigene Ehe gehörte, alles in allem, vielleicht auch zu diesen Seltenheiten. Er war nicht darauf aus, Frances Bilandic zu Nummer zwei zu machen. Wenn sie bloß nicht so ernsthaft wäre. Sie wussten doch beide, was sie taten.

Frances hatte winzige Kinderhände - aber stark waren sie, mit tiefen Runen in den Handflächen. Wie von einem alten Menschen. Als er sie gehalten hatte, im Bett im Howard Johnson's, war ihm ganz zärtlich zu Mute geworden, als würden ihre Hände sie machtlos machen gegenüber jemandem von seiner ungewöhnlichen Größe. Er ergriff ihre beiden kleinen Hände und umschloss sie, während die Sattelschlepper über die Fahrbahnschwellen der I-95 donnerten. Sie war so klein - ein zähes, sinnliches kleines Paket, aber auch ein explosives kleines Paket, wenn man nicht ordentlich durchgriff.

»Sei doch nicht sauer auf mich«, sagte er und zog sie an sich heran. Ihre kräftigen kleinen Kugelbrüste trafen auf sein kastanienbraunes T-Shirt, Pawcatuck-Parks und ihre Erholungsgebiete.

»Ich hab so was noch nie gemacht, okay?«, sagte sie fast unhörbar, ließ sich aber heranziehen. Sie mussten ja nicht ineinander verliebt sein, aber zärtlich konnten sie doch miteinander umgehen. Was sollte das Ganze sonst? (Er glaubte ihr kein Stück, dass sie so was noch nie gemacht hätte. Bei ihm dagegen stimmte es tatsächlich.)

»Gleichfalls«, sagte er. Aber das war egal. Er wollte nur sichergehen, dass sie es möglichst bald wieder machten.

Einer der großen Sattelschlepper hupte von oben runter. Sie standen draußen auf dem heißen Parkplatz, um zwei Uhr nachmittags an einem Dienstag Anfang September. Das war süß und rührend, aber auch vollkommen bescheuert, denn das Weiboldt-Büro von Mystic lag nur fünf Blocks entfernt. Irgendein Makler hätte Kunden vom Motel abholen und sie sehen können. Irgendeiner quatschte, und dann war blitzartig alles vorbei. Wumm... kein Job mehr. Nichts hätten ihre Kollegen lieber gesehen, als wenn zwei »Makler des Jahres« gefeuert worden wären und sie ihre Kundenkartei hätten übernehmen können. Und weswegen? Wegen eines kleinen Missverständnisses darüber, dass Frances gut im Bett war - was sie einfach war. Mit einem Mal wurde ihm unbehaglich dabei, sie draußen im Freien zu berühren, und er ließ sie los und sah sich auf dem Parkplatz um. Nichts. »Vielleicht sollten wir wieder reingehen«, sagte er. »Wir haben das Zimmer noch für den Rest der Nacht.« Er wollte eigentlich nicht - er wollte lieber zu einer Verabredung in White Rock. Aber wenn das Schicksal es verlangte, würde er schon ins Zimmer zurückgehen. In Wahrheit wäre ein Teil von ihm - ein kleiner Teil - am liebsten einfach ins Auto gestiegen, hätte Frances Bilandic neben sich gesetzt, die Interstate genommen, wäre nach Süden gefahren und nie wieder zurückgekehrt. Den ganzen tristen Scheiß im Staub liegen lassen. Das könnte er bringen. Und sich später ums Kleingedruckte kümmern. Leute, die so was machten, bewunderte er immer, obwohl man eigentlich nie hörte, wie ihr Leben danach lief.

»Ich glaub, wenn ich in das Zimmer zurückgehe, komme ich die nächste Woche nicht wieder raus«, sagte Frances und

drehte sich nach der grünen Tür des Motelzimmers um. Sie legte ihre raue kleine Hand schamlos auf seinen immer noch steifen Schwanz und kniff einmal fest zu. »Das würde dir schon gefallen, was?«

»Spricht wohl einiges dafür«, sagte Howard feierlich.

»Wollte nur mal kurz nach Garfield schauen«, sagte Frances hinter ihrer Sonnenbrille. »Ich heb ihn mir für Phoenix auf. Wie wäre das?«

»Ich kann's kaum erwarten.« Howard merkte, dass er grinste wie ein Idiot.

»Würd ich dir aber auch empfehlen«, sagte Frances. »Ich merke das genau.«

Und dabei beließen sie es.

Der Maklerkongress, der auf die jetlagverschwommenen Partys und die geistlose Kameraderie des ersten Tages folgte, entwickelte sich fast schlagartig zu einer einzigen Plackerei. Frances stolperte immer wieder über die großmäuligen Lesben aus Jersey, die jedes Mal die Pointe des schon zwanzigmal erzählten Witzes vom Vorabend wiederholten. »Lucmich? Ein russischer General, Soldat, was sonst?« Den Spruch krähnten sie im Fahrstuhl oder auf der Damentoilette oder kurz vor einer Podiumsdiskussion, und dann brachen sie in kreischendes Gelächter aus. Sie wusste nicht mehr, wie der Witz anfing, deshalb konnte sie ihn Ed nicht am Telefon erzählen.

Alle Seminare, Schaubild-Vorträge, Motivationsreden und peu à peu auch Sitzungen mit den Topmanagern von Weiboldt waren zäh und brachten nichts Neues, eigentlich eine Unverschämtheit. Sie zielten für ihre Begriffe auf Leute ab, die noch nie eine Immobilie verkauft hatten, nicht aber auf die Platin-Makler, die an der Vier-Millionen-Marke vorbeigespurtet waren und besser daran täten, zu Hause die Nachzügler am Ende der Sommersaison zusammenzutreiben.

Howard schwänzte die meisten Sitzungen und suchte sich ein paar neue Typen aus West-Massachusetts, mit denen er

über Sport reden konnte - darunter ein glatzköpfiger Lette, gegen den er mal in den Achtzigern bei einem Connecticut-Turnier gespielt hatte. »Das kommt davon, wenn man einer von fünf ist«, sagte er an Tag drei zu Frances, als sie ihre Regel durchbrachen und sich ein gemeinsames Mittagessen im Food Court des Hotels gestatteten, ein Themenrestaurant (ganz okay: Pioniertreck), wo die Kellner wie Westerndesperados herumliefen, mit Pistolen und falschen Schnurrbärten. »Ich habe meine Jugend damit verbracht, meinen Eltern zuzuhören, wie sie mir zum dreizehnten Mal was erzählten, das ich schon wusste.« Er wirkte vergnügt und kaute an seinem Taco-Salat. »Ich meine, es macht mir nichts aus, wenn mir jemand erklärt, wie man ein Haus verkauft, wo ich schon fünfhundert verkauft habe. Aber ich brauche dem ja nicht nachzulaufen, oder?«

Howard Cameron hatte gewisse Eigenschaften, an die sie sich nie gewöhnen würde, dachte Frances. Er gab sich immer damit zufrieden, wenn ihm jemand etwas sagte, statt selber etwas Relevantes hervorzubringen. Das war eine passive Eigenschaft und ließ ihn zunächst sensibel wirken. Nur war es gar nicht passiv, sondern eigentlich aggressiv: eine Bereitschaft, den anderen etwas Falsches sagen zu lassen und sich dann urteilend an die Seitenlinie zu setzen. So eine Haltung lernte man beim Sport: Der andere Typ baut Scheiße, und wenn er das macht - er macht es nämlich früher oder später immer - , bist du zur Stelle, um den entstandenen Vorteil zu nutzen. Das war eine privilegierte, vorstädtische, zynische Vorgehensweise, und sie ging als locker-flockig durch. Und er machte sie für sich nutzbar. Während jemand wie sie raufen und rackern und die Dinge direkt angehen musste, damit sie überhaupt getan wurden.

Und natürlich würde man ihn nie davon überzeugen können, dass sein Weg nicht in Ordnung war. Er war genetisch darauf festgezwirbelt, die Dinge so zu mögen, wie sie waren. »Das klappt bestimmt«, lautete sein Lieblingsausdruck, um die meisten Fragen zu regeln - etwa die Forderung eines höheren Gebots für eine Immobilie, nachdem ein niedrigeres Gebot bereits akzeptiert worden war, oder dem Klienten einen

niedrigeren Zinssatz als den der Bank zu nennen, damit er bei der Stange blieb. Was sie niemals machen würde. Howard aber - der langarmige feierliche dumpfbackige Hartschwanz-Howard Cameron - , der *würde* es machen, hatte es zahllose Male gemacht, ließ es aber gern so aussehen, als wäre das anders. Es war eine Überraschung - ein Erfahrungswert nach zwei Nächten am Stück mit ihm allein - , aber sie hatte schon beschlossen, schockiert zu sein - falls sie ihn wiedersehen sollte, sobald sie wieder zu Hause waren. Er war kein Betrüger, aber viel besser war er auch nicht.

Am anderen Ende des lärmigen Hotelrestaurants sah sie zwei der New Jerseyerinnen, die neben der großen Chromskulptur mitten im Raum standen und sich suchend nach jemand umschauten, mit dem sie zu Mittag essen konnten. Sie hechelten mal wieder alles durch, wie üblich. Der Food Court befand sich in einem großen lichtdurchfluteten, glasüberdachten Atrium, das dem Radisson aufgepfropft worden war und zwanzig Etagen hoch reichte, mit echten Spatzennestern in den Mauernischen. Aus einem mittigen Spiegelbecken ragte fünfzehn Etagen hoch Richtung Dach ein riesiger rechteckiger Chromflatschen, an dem Wasser herunterrieselte. Natürlich hatten die Leute Hunderte Pennymünzen in das Becken geworfen. Die New Jerseyerinnen schauten daran hoch und lachten. Sie fanden, alles hatte eine sexuelle Bedeutung, die bewies, dass Männer dumm waren. Frances hoffte, sie würden sie nicht erspähen, und wollte sie nicht mit dem Thema Howard Cameron anstacheln. Ihr wurde klar, dass sie nicht hätten gemeinsam herkommen sollen.

Aber sie hatte eine gute Idee und wollte Howard dafür einspannen, falls sie bis Mitte der Woche immer noch so heiß und heftig drauf waren. Es machte mehr Spaß, gemeinsam Sachen zu unternehmen, und sie mochte Howard immer noch genug, auch wenn er ein paar Eigenschaften hatte, die ihr jetzt schon auf die Nerven fielen. »Weißt du, was wir meiner Meinung nach tun sollten?« Sie wollte spontan wirken, auch wenn die Idee so ungewöhnlich gar nicht war. Sie lächelte beim

Versuch, in seine Gedanken einzudringen, egal, welche es waren - Sport, Sex, seine Eltern, seine Frau - egal.

»Komm, wir gehen rauf in mein Zimmer«, sagte Howard.  
»War das deine Idee?«

»Nein, ich meine *tun* ganz konkret.« Sie klopfte mit einem Mittelfinger auf den Rücken seiner großen Hand, um mehr Aufmerksamkeit von ihm zu bekommen. »Ich möchte den Grand Canyon sehen«, sagte sie. »Ich habe ein Buch darüber mitgebracht. Ich wollte ihn immer schon sehen. Willst du mitkommen?« Sie versuchte, ihn hoffnungsvoll anzustrahlen.

»Lieg der in Phoenix?« Howard schaute verwirrt drein, seine Art, Überraschung an den Tag zu legen.

»Nicht sehr weit entfernt«, sagte Frances. »Wir können ein Auto nehmen. Morgen haben wir frei. Wir können in einer Stunde aufbrechen und morgen Nachmittag zurück sein.«

Howard schob den Rest seines Taco-Salats weg. »Wie lange müssen wir da fahren?«

»Vier Stunden. Zweihundert Meilen. Ich weiß nicht. Ich habe mir die Karte in dem Begrüßungspaket angeschaut. Er liegt direkt nördlich. Das macht bestimmt Spaß. Du wolltest ihn auch immer sehen, das weiß ich genau. Na los, trau dich.«

»Schon möglich«, sagte Howard und schob seine Unterlippe skeptisch nach vorn, deren Innenseite wie ein Stück Leber aussah. Wahrscheinlich sah er seinem Vater ähnlich, wenn er das mit den Lippen machte, dachte sie, und wahrscheinlich gefiel es ihm.

»Ich fahre«, sagte Frances. »Ich werde den Wagen mieten. Du brauchst dich nur daneben zu setzen.«

»Mmmmm.« Howard lächelte versuchsweise, aber es schien ihren Enthusiasmus nicht gerade zu teilen. Das war natürlich seine Selbstbedienungsmasche: Lass dir von den anderen Leuten - der armen, unschuldigen Ehefrau zum Beispiel - eine gute Idee servieren, mäkle hochnäsig daran herum, bis man dich dazu überredet hat, dann zeig bloß nicht, dass dir irgendwas gefällt, bis alles vorbei und gut gelaufen ist,

und dann brüste dich damit. Sie hätte auch allein fahren können, aber sie hatte keine Lust dazu. Wenn Ed hier wäre, würde er ganz sicher *nicht* mitkommen.

»Also pass auf«, sagte sie, »wenn du mitkommst, plädiere ich dafür, dass wir gleich nach der Podiumsdiskussion über Amortisierung fahren. So kriegen wir noch die Wüste in der Abenddämmerung zu sehen. Wir können irgendwo unterwegs absteigen, den Grand Canyon bei Sonnenaufgang sehen und zum Abendessen wieder da sein.«

»Hast dir ja schon alles genau überlegt«, sagte Howard mit schiefem Grinsen. Langsam gefiel ihm die Sache. In seinem Kopf machte seine Zustimmung das Ganze zu seiner Idee.

»Ich kann gut planen«, sagte Frances.

Howards Grinsen wurde Besitz ergreifend. »Ich plane nie. Die Dinge werden von selber was, egal.«

»Na, wir würden ja kein gutes Team abgeben.« Sie stand auf, bereit, zum Avis-Schalter in der Hotelhalle zu gehen. Sie dachte an einen großen roten Lincoln oder Cadillac. Das wäre der Hit - nicht die Begleitung.

»Na, dann sollten wir wenigstens Spaß haben«, sagte Howard und wirkte plötzlich liebenswert. »Wir sind ungefähr da draußen, wo sie die Atombombe hochgejagt haben, stimmt's?« Er schaute mit tumbem Vergnügen zu ihr auf, als hätte er vergessen, dass er sie mochte, und sich plötzlich daran erinnert. Vielleicht war er ja gar nicht so schlimm. Vielleicht verwechselte sie ihn mit Ed - schmiss die Männer alle in einen Topf und übersah dabei ihre feineren Unterschiede. Genau wie die Lesben.

»New Mexico«, sagte sie und winkte den New-Jersey-Mädels zu, die herumgestikulierten, um ihr zu zeigen, dass sie etwas zwischen ihr und dem unbekannten Mann, mit dem sie zu Mittag aß, vermuteten. »Wo sie die Atombombe hochgejagt haben, war New Mexico.«

»Ja, na gut, gleiche Wüste, oder. Unterm Strich.« Er sah zufrieden aus.

»Unterm Strich. Wahrscheinlich«, sagte Frances. »Du konzentrierst dich ja echt aufs Wesentliche. Aber das weißt du wahrscheinlich schon.«

»Hab's schon mal gehört«, sagte Howard und stand auf, um in sein Zimmer zu gehen.

Im Auto saß er nicht auf der richtigen Seite, um den Sonnenuntergang zu sehen. An der Interstate 15 Richtung Flagstaff nichts als karges Gestrüpp, und auf der anderen Seite des Autos, wo die Sonne tatsächlich unterging, abschreckende, baumlose Berge. Ansonsten kriegte man nur zersiedeltes Gebiet zu sehen - große Tankstellen, Einkaufszentren, halb fertige Kinocenter, ganze Straßenzüge voller neuer Filialen von Restaurantketten, Wohnhäuser, die verstreut an ausgetrockneten, befestigten Flussbetten lagen, daneben gigantische Golfplätze mit Hunderten von Rasensprengern, die die Luft in Sprühnebel verwandelten. Es gab nichts Interessantes oder Originelles oder Urwüchsiges zu sehen, nur immer mehr Menschen, die den Raum anfüllten, wo früher keiner hinwollte. Der einzige Grund dafür, hier draußen zu leben, dachte er, war, dass man davor an einem noch schlimmeren Ort gelebt hatte. Das hier war das moderne Äquivalent der verschleppten Stämme. Das Seltsamste an dieser Fahrt waren die vielen überfahrenen großen Eselhasen, die zu Dutzenden den Highway zumüllten. Bei sechzig hörte er auf zu zählen. Mary glaubte, dass atmosphärische Umstände, für die der Mensch nicht empfänglich war, Tiere dazu brachte, sich vor Autos zu werfen. In Connecticut waren das Hirsche, Waschbären und Opossums. Irgendwann würde es auch Menschen treffen - vielleicht die Menschen hier draußen in der Wüste. Vielleicht gehörten sie ja zu einer Sekte, die das plante.

Frances hatte einen neuen roten Lincoln Town Car gemietet - »Judenkanu« nannte sie ihn -, ein großes Feuerwehrauto mit unberührten Sitzen aus weißem Leder, roten Fußmatten, blitzblanken Aschenbechern und einem schweren Geruch nach neuem Auto. Er durfte nicht fahren, denn er war nicht Frances' Mann, ebenfalls hervorragend. Er hatte seine Makler-kongress-

Kleidung abgelegt und seine grünen Frotteeshorts angezogen, dazu ein weißes T-Shirt und ein Paar alte Basketballschuhe. Wenn er den Sitz zurückschob, konnte er seine Beine ausstrecken und an der Kopfstütze dösen. Das Ganze war eine runde Sache.

Frances saß bester Laune hinter dem großen weißen Ledersteuer. Sie hatte ihr Grand-Canyon-Buch, ihr Handy und ein paar lärmige Tito-Puente-CDs mitgebracht, auf denen viel laute Bongomusik war. Sie hatte sich ein paar enge weiße Bermudas angezogen, eine blaue Segeltuchbluse mit einem gemalten weißen Anker vorn drauf, winzige Saphirohrringe und ein Paar rosa Keds mit kleinen betroddelten Halbsöckchen. Außerdem hatte sie eine Viertelflasche billigen Gin gekauft, den sie beide aus weißen Styroporbechern tranken, eislos.

Der Plan lautete, in Flagstaff zu Abend zu essen, bis zum Einbruch der Nacht weiterzufahren und dann in einem Motel zu übernachten, möglichst nah am Eingang zum Canyon, so dass sie früh aufstehen und das große leere Loch bei Tagesanbruch sehen konnten. Dann, so glaubte Frances, würde es spirituell am wirkungsvollsten sein. »Ich habe ja nie gewusst, dass ich ihn sehen wollte, ja.« Sie fuhr mit dem Becher in einer Hand. »Aber dann hab ich davon gelesen und wusste, dass ich ihn sehen musste. Die Indianer dachten, er ist das Tor zur Unterwelt. Teddy Roosevelt hat Berglöwen darin umgebracht.« Einen Eselhasen hatte sie schon platt gefahren. »Uups, 'tschuldigung. Scheiße«, aber dann vergaß sie es wieder. »Die Conquistadores kamen im Jahre fünfzehnhundertsowieso«, fügte sie mit mutwilligem Seitenblick auf Howard hinzu. Der dachte an den überfahrenen Hasen und starre trübsinnig auf einen großen Kinokomplex, der aussah wie eine Jukebox auf altägyptisch. Eine breite, unverpachtete Fläche aus schwarzem Asphalt ohne Randstreifen lag zwischen dem Kino und dem Highway. Nicht lange, stellte er sich vor, und auch dort würde es von neuen Autos und Leuten wimmeln. Und dann, in zehn Jahren, wäre damit wieder Schluss.

»Hab ich nie darüber nachgedacht«, antwortete er (was hatte sie gerade gesagt?) und überlegte, welche Filme hier wohl vor

allem gezeigt wurden. Western. Weltraumfilme. Idiotische Komödien über Golf. Hier draußen war es wieder das reinste Kalifornien, bloß schlimmer. »Kalifornien« hieß es vor zwei Jahren überall in Maklerkreisen. Langsam stieg ihm wohl der Gin zu Kopf.

»So groß wie der Grand Canyon, sagt man nicht so?«, fuhr Frances träumerisch fort. »Mein Vater hat das immer gesagt. Er war ein Einwanderer. Seiner Meinung nach war der Grand Canyon etwas Absolutes: Er stand für alles, was wichtig war an Amerika. Ich denke, diese Bedeutung hat er für mich auch.«

»In einer Hinsicht ist es ein großes Loch in der Erde, das die Erosion gebildet hat.« Er las laut aus dem Klappentext ihres Grand-Canyon-Buches vor. Vor ihnen saß der nächste große grauweiße Eselhase vornübergebeugt am Fahrbahnrand, Autos peitschten an ihm vorbei. Howard starnte ihn an. Der Hase schien jeden Moment losstürzen zu wollen, wartete aber auf das, was sich in seinem geschäftigen Hasenhirn als der richtige Moment anfühlte. Auf der gegenüberliegenden Spur donnerten große Sattelschlepper in der Dämmerung südwärts Richtung Phoenix. Dieser Hase hat Probleme, dachte Howard. Menschengemachte Hürden überwinden. Unnatürlichen Gefahren ausweichen. Giftigen Müll am Straßenrand meiden. »Achtung, der Hase«, sagte er und versuchte, nicht besorgt zu klingen. Und noch ein Schluck von seinem warmen Gin.

»Roger. Der ist ein Replikant, Houston«, sagte Frances. Sie hatte den Rand ihres weißen Styroporbechers zwischen zwei Fingern eingeklemmt und ließ den Becher unter der oberen Sprosse des Steuerrads baumeln. Sie machte keinerlei Anstalten, auf Abstand zu dem Häschen zu gehen, das da am Straßenrand hockte. Sie war betrunken.

Und genau als der Town Car beinahe auf gleicher Höhe mit dem großen Hasen war, in dem kritischen Sekundenbruchteil, nach dem er verschont geblieben wäre und es vielleicht über die vier Fahrspuren geschafft hätte, um eine weitere Nacht auf dem Mittelstreifen zu schlummern, in diesem Sekundenbruchteil stürmte der Hase los, direkt ins Scheinwerferlicht des Wagens, ohne einen Blick nach rechts

oder, besser noch, links. Und *wumms!* Der Lincoln raste drüber, rammte die höchste Stelle des Hasen, was immer das war, und schleuderte ihn blindwütig über den Highway.

»Autsch! Verflucht! O Scheiße. Nummer zwei... Sschulligung, kleiner Wupser«, sagte sie. »Die Härte, voll die Härte.«

»Wieso hast du denn nicht die Scheiß-Spur gewechselt?«, sagte Howard.

»Ich weiß.« Frances hatte nicht mal in den Rückspiegel geschaut. »Das hab ich jetzt auf mein Karma geladen. Dafür werde ich bezahlen.«

»Wirklich lächerlich ist das.« Er stierte sie an, dann nach draußen, in das dunkel werdende Wüstengestrüpp. Total lächerlich, dachte er.

»Ich werd mich jetzt zusammenreißen.«

»Na, dem Hasen nützt das nichts mehr.«

»Stimmt. Diesem Mister Bunnyhäschchen nicht«, sagte Frances. »Der ist hinüber.«

Er wünschte sich ins Radisson zurück, zu einem Glas Pinot Grigio statt des billigen warmen Gins, den er nicht mal mochte. Er könnte sich jetzt über das glimmende Bernsteinmuster des nächtlichen Phoenix freuen und sich für einen Anruf bei Mary bereitmachen.

»Glaubst du, dir fällt irgendein Grund für bessere Laune ein?« Sie sah ihn an und lächelte ein Lächeln, das die Kanten ihres Gesichts übertrieben wirken ließ. »Versuch dir doch *einen* Grund auszudenken.«

Sie war ekelhaft, dachte er. Einen Hasen platt machen, das war wahrscheinlich erst der Anfang. Genau so verkaufte sie bestimmt ihre Häuser: wie eine Dampfwalze; niemals nachlassen, nichts anderes im Blick als den Abschluss; den Käufer mit Anrufen vom Autotelefon wahnsinnig machen; jedes Wochenende arbeiten.

»Leg mal neue Musik auf, ja, Mister Schlechte Laune?«, sagte Frances. Die kranke Bongo-Musik hatte seit einigen

Meilen aufgehört, Frieden war im Auto eingekehrt. »Leg die Rolling Stones auf«, sagte sie. »Magst du die? Ich mag die.«

»Egal«, sagte er, fingerte sich durch ihren Kassettenstapel, den sie auf dem Ledersitz zwischen ihnen untergebracht hatte. Er versuchte, sich irgendein Lied von den Stones ins Gedächtnis zu rufen, ihm fiel aber keins ein. Er hatte mittlerweile eindeutig zu viel getrunken.

»Leg mal *Let it Bleed* auf, zu Ehren des tapferen Hasen, der sein Leben geopfert hat, damit wir den Grand Canyon sehen und Ehebruch begehen können.« Sie sah ihn nicht mal an.

Das Ganze war verkackt, merkte er. Ganz plötzlich wirkte sie wie ein anderer Mensch. Am besten suchten sie jetzt den Busbahnhof in Flagstaff, und dann würde er sie betrunken in die Nacht hinausfahren lassen und nie wiedersehen. Ein kluger Mann würde das tun.

»Das war ein Witz mit *Let It Bleed*.« Sie schniefte. »Es ist nicht dabei. Leg noch ein bisschen Chiquita-Banana-Musik auf und schenk uns von dem Gin nach. Bald sehen wir die hellen Lichter von Flagstaff. Bestimmt wird dich irgendwas in Flagstaff glücklich machen. Ist das nicht ein berühmter Ort?«

»Weiß nicht«, sagte Howard, dann, halblaut: »Das will ich aber hoffen.«

»Ich auch, Schätzchen«, sagte Frances und reichte ihm ihren leeren Becher zum Auffüllen. »Sonst müssen wir ihn eben berühmt machen.«

In Flagstaff gingen sie in einen trüben kleinen Einkaufscenter-Sushi-Laden direkt an einer breiten Verkehrsader im Abendstau. Er war Mexikanisch und Spaghetti leid und wollte Fisch, selbst wenn er ihn roh essen musste. Er würde nie ein echter Westler werden, begriff er; er musste einmal in der Woche den Ozean sehen, und Meeresfrüchte waren einfach gesünder. Auf der Suche nach dem Restaurant, während vor der bläulichen Ferne Ampeln aufstrahlten, war ihm aufgegangen, dass er schon einmal in Flagstaff gewesen war - in den Achtzigern, auf einer zehntägigen Überland-Ferienreise mit der ganzen Cameron-Familie nach Disneyland. Die hatte er

irgendwie vergessen. Aber natürlich sah heute alles anders aus. Die Straßen waren alle doppelt so breit gemacht worden, und es gab jetzt Tausende Motels und Burgerfilialen und Autowaschanlagen. Komisch, mal in einer Stadt gewesen zu sein und das komplett ausgeblendet zu haben. Natürlich konnte es auch sein - gerade begann er, die Erinnerung schon wieder zu vergessen - , dass er Flagstaff nur geträumt oder vielleicht im Fernsehen gesehen hatte.

Von dem kleinen Teakimitat-Tisch am Fenster spähte Frances zu der leeren Telefonzelle draußen auf dem Parkplatz. Sie wollte Ed anrufen. Er würde bald ins Bett gehen, obwohl der Himmel über den Berggipfeln hier noch hell war. Sie wusste nicht mehr, wann sie ihn das letzte Mal angerufen hatte. Und es tat ihr Leid, dass sie sich derart besoffen hatte, Leid, dass sie einen Hasen überfahren hatte, Leid, dass sie ihren Mann komplett vergessen hatte. Es war so ungewöhnlich, so frei zu sein, mit jemandem zu vögeln, an dem ihr absolut nichts lag, oder überhaupt mit jemandem zu vögeln. Es war verwirrend und sogar etwas peinlich.

Howard aß Seebarsch-Tempura und ließ sie gern gehen, als sie telefonieren wollte. Sie trat nach draußen in den warmen Abend, stellte sich neben den Lincoln und machte den Anruf von ihrem Handy. Eine Nebenstelle der Polizei war in einem leeren Laden eingerichtet worden. Durch die Glasfenster konnte man die Beamten hinter Schreibtischen sehen, am Telefon und bei fluoreszierendem Licht schreibend. Außerdem war ein junger Schwarzer drin, offenbar die Hände mit Handschellen auf dem Rücken gefesselt. Zwei Polizisten neben ihm lachten, als hätte er gerade etwas Lustiges gesagt.

»Hallo, Liebes«, sagte sie munter zu Ed über die große Entfernung hinweg. Sie wollte gern gut gelaunt klingen. »Rate mal, wo ich bin. In Flagstaff.«

»Aha. Und?«, sagte Ed. »Wo ist das, Texas?« Ed litt an einer seltenen Blutkrankheit, durch die sich seine Knochen von den Zehen an aufwärts auflösten, und er hatte oft Schmerzen. Er nahm Steroide und musste eine strenge Diät halten, die ihm

entweder Dauerhunger oder Brechreiz einbrachte. Er hatte fast immer schlechte Laune. Als sie Ed kennen lernte, der fünfzehn Jahre älter war, war er stark wie ein Rennpferd und hatte eine eigene Firma, die Jet Skis verkaufte. Jetzt konnte er nicht mehr arbeiten und saß nur vorm Fernseher und schluckte seine Medikamente.

»Nein, Dummchen, in Arizona«, sagte Frances. »Aber rate mal, wo ich hinfahre. Das glaubst du nie.« Sie überlegte, ob sie »rate mal, wo wir hinfahren« gesagt hatte.

»Bulgarien«, sagte Ed. »Iran. Was weiß ich. Wen juckt's. Ich bin ja nicht dabei.«

»Zum Grand Canyon«, sagte sie und kratzte Begeisterung zusammen. Sie merkte, wie ihr Mund sich unwillkürlich zu einem Lächeln öffnete. Sie lächelte für Ed, neben ihrem großen roten Lincoln.

An Eds Ende tat sich Schweigen auf.

»Zum Grand Canyon«, sagte Frances noch einmal. »Ist das nicht toll? Ich werde ihn morgen sehen.« Bei den Einzelheiten musste sie aufpassen. Sie könnte sagen, dass sie mit einer der Lesben hingefahren wäre. Das würde Ed garantiert brüllkomisch finden.

»Und was dann?«, sagte Ed reizbar. »Du siehst ihn, und dann?«

»Das weiß ich gar nicht so richtig.«

Wieder Schweigen. Ed war von irgendetwas abgelenkt. Wahrscheinlich das Spiel der Red Sox. Kurz schoss ihr durch den Kopf, zu sagen: »Ich fahre mit einem Mann zum Grand Canyon, mit dem ich jede Nacht ficke und dessen Schwanz so hart wie ein Besenstiel ist.« Obwohl Howard, ehrlich gesagt, davon auch nicht interessanter wurde, ob nun mit oder ohne diesen Schwanz.

Sie starre rüber in die hell erleuchtete Polizei-Nebenstelle. Die uniformierten Polizisten steuerten den jungen Mann in Handschellen auf einen Gitterkäfig im hinteren Teil des Raums zu, der aussah wie ein Tierkäfig. Plötzlich fühlte sie sich

niedergeschlagen und bekam Angst, sie musste losheulen, hier am Telefon. Gin brachte Frauen zum Vögeln, dann zum Heulen, dann zum Streiten, hatte ihr Vater immer gesagt. Sie sollte sich fern halten vom Gin. Ed sah natürlich immer noch gut aus - ein großer, barscher, blauäugiger Ire aus Boston, dessen Leben ihn leider nicht glücklich gemacht hatte. Obwohl er sie liebte. Das wusste sie. Es war so schade. In letzter Zeit hatte er angefangen, im Garten Hortensien zu pflanzen, das schien doch ganz nett zu sein. »Ich wünschte, du könntest den Grand Canyon zusammen mit mir sehen, Schatz.«

»Vielleicht nehme ich heute Abend einen Flieger«, sagte Ed sarkastisch und stieß ein trockenes kleines Hustenlachen aus.

»Das wäre toll. Ich würde dich abholen.«

»Vielleicht sollte ich dann gleich runterspringen«, sagte Ed bitter. »Das wäre doch auch toll, oder?«

»Nein, Liebes. Das nicht.«

Unerwartet sah sie am anderen Ende des Parkplatzes Howard, Zahnstocher im Mundwinkel, aus dem Restaurant kommen. Er warf einen Blick auf die befahrene Straße und setzte sich dann in Bewegung, über den Bürgersteig, der am Einkaufscenter entlangführte. Er ging direkt vor dem Fenster der Polizeistation vorbei, und zwei der Polizisten unterbrachen, was sie gerade taten, und schauten nach draußen zu ihm. Howard sah komisch aus - groß und tolpatschig, wie ein Mann aus den Fünfzigern.

Aber wo ging er hin? Sie spürte, wie ihr Herz drei, dann zwei heftige Schläge machte. Haute er ab? Auf dem Weg zur Arco-Tankstelle gegenüber, um zurückzutrampen? Ihr Herz machte wieder drei Trommelschläge, während sie den fortstrebenden Howard mit seinem fast anmutigen Gang und seinem Deppenhaarschnitt beobachtete. (Lächerlich sah er aus in seinen langen Frotteeshorts, seinem weißen T-Shirt und den Turnschuhen ohne Socken.) Aber ihr war panisch zu Mute - als liefe eine Katastrophe vor ihren Augen ab und sie wäre unfähig, sie aufzuhalten. Wie beim Überfahren des Hasen. *Ka-zong, ka-zong*, hämmerte ihr Herz. Sie erkannte, es wäre ihr sogar egal

gewesen, wenn er fortgegangen wäre, aber der Anblick seines Fortgehens lahmte sie geradezu.

»O Gott, geh nicht«, sagte sie.

»Meine Füße lösen sich auf. In einem Jahr bin ich wahrscheinlich nicht mehr am Leben. Dahin gehe ich«, sagte Ed.

»Wie war das?«

»Was ich gesagt habe?«, sagte Ed. »Ich sagte...«

Als Howard die Asphalttauffahrt der Arco-Tankstelle erreicht hatte, wandte er sich nach links, direkt in die leere Telefonzelle, und fing an, Zahlen hineinzuhämmern, doch während er das tat, verdrehte er den Hals zu ihr hin, von Telefon zu Telefon grinsend - wie sie beide ihre Ehepartner anriefen, um Bericht zu erstatten, wo sie waren, und den entscheidenden Teil der Geschichte wegließen. So sollten die Dinge absolut nicht laufen, fand sie. Die Dinge sollten immer weiter aufwärts gehen. Sie wünschte, sie wäre allein hier, ohne irgendwelche Lügen. Wie gut sich das anfühlen würde. Ganz allein in Flagstaff zu sein.

»Vielleicht weißt du einfach nicht, was es bedeutet, wenn man die Nase so richtig scheißvoll hat«, sagte Ed gerade wütend.

»Entschuldige, Liebling, was ist? Ich kann dich kaum noch verstehen. Ich stehe hier in der tiefsten Prärie.«

»Prärie-Prärä«, fauchte Ed. Irgendetwas hatte ihm den Kragen platzen lassen. »Wir haben uns eh kaum noch verstanden.«

»Sag doch so was nicht«, sagte Frances. Sie versuchte, Howard aus ihrem Denken zu verbannen, sich auf Ed, ihren Mann, zu konzentrieren, der wütend auf sie war, weil sie zum Grand Canyon fuhr, wütend, weil sie sich amüsierte oder es zumindest versuchte, wütend, weil sie sie selbst war und nicht er. Vielleicht wusste sie wirklich nicht, was es bedeutete, die Nase voll zu haben. »Nimm doch eine Tablette, und ich ruf dich später noch mal an, Schatz, okay?« Sie starre Howard an. Er

drehte ihr den Rücken zu, sein Kopf wippte vor und zurück. Er sprach angeregt mit seiner Frau in Connecticut. Fröhliches Lügen.

»Nimm du doch eine Tablette«, sagte Ed. »Und verschwinde dann.«

»Das ist aber nicht sehr nett.«

»Das dachte ich nur gerade«, sagte Ed.

»Ich ruf dich später an, Liebling«, sagte sie leise.

»Später schlafe ich.«

»Dann schlaf gut«, sagte sie und klappte ihr Handy zu.

Wieder unterwegs in der dunkel gewordenen Wüste, ließ Howard sein Fenster hinab, um die volle kühlende Brise hereinzulassen. Frances hatte irgendeine wässrige elektronische New-Age-Musik aufgelegt, die ihn wuschig machte. Er zog seine Schuhe aus, legte sich zurück und starrte in die von der Nacht verhangene Landschaft hinaus.

Ein kleiner Riss der Gemeinheit, den er kein bisschen mochte, hatte sich auf dem Weg nach Flagstaff zwischen ihnen verbreitert. So was erlebte man auch am Arbeitsplatz oft. Nur weil das eben am Arbeitsplatz stattfand und nicht in seinem normalen Leben, saß man nicht mit dem anderen, egal wer es war, so unnatürlich fest wie er jetzt mit der durchgeknallten Frances. Das war das Gute am Verheiratetsein - zumindest sah er das so: Wenn man die Richtige heiratete (so wie er), dann erlebte man solche unwillkommenen Überraschungen nicht. Je besser man diese Richtige kennen lernte, desto besser wurde es - nicht desto schlimmer und ärgerlicher. Man mochte sie, und man mochte das Leben. Die Institution der Ehe eröffnete einem tiefere Gefilde, man fühlte ernsthafte Dinge, die man sonst nicht fühlen würde. Idiotische und unnötige Eskapaden wie dieser Ausflug standen einfach gar nicht an. Er war noch nicht lange genug verheiratet, um all dies wirklich zu schätzen - ein Jahr nur -, aber allmählich kam er drauf. Natürlich war es auch nett, in einem großen teuren Auto dahinzubrausen,

unterwegs an einen exotischen Ort, wo er die Nacht lang eine Frau bumsen würde, um die er sich nicht für den Rest seines Lebens kümmern musste. Es tat ihm trotzdem Leid, dass er in Flagstaff nicht den Bus genommen hatte. Frances wäre das wahrscheinlich nur recht gewesen. Er hatte es einfach vergessen.

Ab und zu zischte eine schwach beleuchtete Siedlung vorbei. Verstreute Lichter, ein paar finstere Männergestalten, die vor einer Bar oder einem schrottigen Laden oder bei einer Reihe Pick-ups standen, anscheinend ungerührt von dem vorbeiführenden Highway.

»Indianer«, sagte Frances herrisch. Sie hatte ihren Sitz höher gestellt, dichter am Steuer, so dass sie wie eine winzige Pilotin in einem grün beleuchteten Cockpit wirkte. »Wir sind hier im Hopi-Reservat.«

»Dann sollten wir besser keine Panne haben«, sagte Howard.

»Bestimmt würden sie sich gut um uns kümmern.«

»Sobald sie damit fertig wären, das Auto auszuschlachten und uns umzubringen. So ist es doch wahrscheinlich. Sie würden uns auf irgendeiner Hochebene anständig begraben.« Er starnte in die Nacht hinaus, wo eine einzelne Birne in ihrer Fassung leuchtete wie ein Boot auf dem Meer. »Ich habe Indianerblut in mir«, sagte er ohne bestimmten Grund. »Mein Vater war ein Paiute, und meine Mutter heißt Sue.« Das war witzig gemeint, obwohl er es noch nie so gesehen hatte, bis jetzt. »Meine Mutter heißt wirklich Sue. Sue Crosby«, sagte er und fühlte sich schon besser der Welt gegenüber, auch Frances. Die Gemeinheit schien plötzlich verflogen zu sein. Allerdings war er nicht gerade begeistert davon, wie sie aussah in ihren weißen Shorts (zu eng) und ihrer blauen Bluse mit dem dusslichen handgemalten weißen Anker. Sie sah wie eine Polackenbraut aus - eine, die anderen Polacken billige Häuser verscheuerte und ihre Kleider bei Woolworth kaufte. Zu muskulös war sie auch - wie eine aus der polnischen Turnermannschaft. Eine, die Magda hieß. Ihr Körper fasste sich

nicht gerade toll an. Weichere, weniger durchtrainierte Frauen (wie Mary) waren ihm lieber. Obwohl Frances älter war und wohl besser auf sich achten musste.

Mit einer spontanen Bewegung langte er von seinem zurückgeklappten Sitz hinüber, löste ihre kleine rechte Hand vom Steuer und umschloss sie mit seiner. »Das wollte ich schon die ganze Zeit tun«, sagte er, obwohl es gar nicht stimmte.

»Okay«, sagte sie, ohne ihn anzuschauen, nach vorn in den Lichttunnel spähend.

»Ich dachte gerade an diese Japaner in dem Restaurant«, sagte er. »Wie komisch das ist. In Scheiß-Flagstaff. Indianer. Wüste. Schlangen. Man fragt sich, wie sie da hingekommen sind.« Er drückte ihre Hand, um seinen Satz zu unterstreichen. Er hasste elektronische Musik und schaltete sie ab, bevor er seekrank davon wurde.

»Die sind jetzt überall«, sagte Frances in die plötzliche Stille hinein. »Ich habe ihnen schon Häuser verkauft. Sie sind ziemlich nett. Sie gehen pfleglich mit ihren Sachen um.«

»Wie Lesben«, sagte er. »Lesben sind gute Hausbesitzer.«

Frances saugte ihre Unterlippe nach innen, blinzelte, knüllte ihr Gesicht zu einer Grimasse zusammen und schaute zu Howard hinüber. Ihre Imitation von einer Japanerin. »Ai-Gen-Haim«, sagte sie mit zusammengebissenen Zähnen.

»Wil wollen Ai-Gen-Haim kaufen schon lange«, sagte Howard, und sie lachten beide. Sie war witzig - diese Seite von ihr hatte er noch nicht gesehen. »Du bist klasse«, sagte er. Dann sagte er: »Du bist ganz toll.«

»Männel manchmal suuu anspluchsvoll«, sagte sie mit derselben japanischen Stimme. »Suu schwielig.«

»Ja, aber es lohnt sich doch. Oder? Odanüch?« Das war das Einzige, was er nachmachen konnte - die Hasenscharte. Da schmissen sich die Leute immer weg.

»Nicht wissen«, sagte Frances. »Su flüh. Spätel bessel wissen.«

Er glitt mit seiner Hand nach oben zu ihrer festen, kleinen, spitzen Brust, war dann aber unsicher, was er als Nächstes tun sollte, schließlich saß sie am Steuer und wirkte nicht so, als wollte sie gleich anhalten und drauf einsteigen. »Wenn du rechts ranfährst, mach ich's dir sofort, auf dem Vordersitz.« Er drückte den Knopf, um seinen Sitz wieder aufrecht zu stellen, so als wollte er seinen Worten Taten folgen lassen.

»Jetzt gelade nicht gut Idee«, sagte Frances in ihrem Japanisch. »Halt wilden Dlachen sulück bis spätel. Wer walten kann, wild Gutes elleben. Gloßes Velsplechen.«

Er streichelte ihre Brust, beugte sich näher zu ihr und roch das Parfüm, das sie in Flagstaff aufgelegt hatte. »Großes Versprechen, worauf du dich verlassen kannst«, sagte er, und wieder wusste er nicht genau, was er als Nächstes tun sollte. Er hielt ihre Brust noch ein Weilchen, dann wurde er verkrampt, klappte seinen Sitz wieder zurück und starre von neuem nach draußen.

So ließen sie sich die nächste Zeit, eine Stunde lang vielleicht, vom Schweigen einhüllen - Frances mit Blick voraus in die erleuchtete Nacht, Howard auf den Rand der Wüste starrend, wer wusste schon, was in diesen struppig-stillen Winkeln der Dunkelheit so sein Dasein fristete. Er sinnierte eine Weile darüber, in was für einem Haus Frances wohl lebte. Er hatte es natürlich nie gesehen, nahm aber an, dass es ein kleines Holzottage mit weißen Schindeln und grünem Dach war, mit Pseudo-Gauben und ohne Garage, ein Haus, das sie selber finanzierte. Dann dachte er finster über Ed nach, der ihm zum ersten Mal eingefallen war, als er gesehen hatte, wie Frances mit ihm telefonierte. Frances war im Grunde ein solider, familienorientierter Mensch, ganz gleich, was sie bei dieser Eskapade mit ihm trieb. Sie war eine fähige Macherin, die die Dinge in die Hand nahm und gut verdiente. Nur konnte sie eben nicht immer erwarten, dass jede Einzelheit zu Eds Wohlergehen passte. Mit *ihm* zu ficken beispielsweise - das passte nicht. Obwohl, man musste schon ein Talent für das

Ungewöhnliche haben - dann war auch für eine verheiratete Frau ein Seitensprung in Ordnung. Selbst wenn man deshalb lügen musste. Es hatte doch keinen Sinn, andere Menschen zu verletzen, für Dinge, die sie ebenso wenig in der Hand hatten wie man selber. Nur weil nicht immer alles ins Zelt passte, schmiss man ja nicht gleich das Zelt weg.

Er hatte eine ziemlich klare Vorstellung von Ed, obwohl er ihn noch nie gesehen hatte. Für ihn war Ed ein großer heruntergekommener, unrasiert Mann in grauen Klamotten und ungeschnürten Schuhen, der einst körperlich stark, ja sogar einschüchternd gewesen war, aber heute nicht mehr; und deshalb schmolte er ständig und war imstande, unschuldigen Leuten grausame und unfaire Dinge an den Kopf zu werfen, nur weil das Leben nicht perfekt gelaufen war. Was natürlich bei niemandem der Fall war. Der Ausdruck »Holzklotz« und das verwitterte Gesicht des alten Filmschauspielers Lon Cha-ney Jr. verband sich mit Ed und mit dem nichtexistenten Sex zwischen ihnen, den Frances angedeutet hatte.

Immer wenn Howard an Ed dachte, stellte er sich irgendeinen Zusammenprall vor, bei dem er - Howard - kühl und kontrolliert, Ed dagegen wutentbrannt, aber verwirrt sein würde. Er würde versuchen, sich großzügig und freundlich zu verhalten, doch Ed würde irgendwann unvermeidlich schneidend und sarkastisch reden. Er würde versuchen, Ed klar zu machen, dass ihn Frances wirklich liebte, aber dass hin und wieder auch mal ein anderes Zelt daneben aufgestellt werden musste. Und dann wurde es immer unumgänglich, Ed in den Arsch zu treten, allerdings nicht genug, um wirklich Schaden anzurichten. Später, wenn beider Ehe wieder repariert und einige Zeit vergangen war, konnten Ed und er vielleicht grollende Freunde werden, weil sie einen ähnlichen Blick auf die Wirklichkeit gemeinsam hatten - und die Tatsache, dass sie beide zutiefst an derselben Frau hingen. Er stellte sich vor, wie er auf Eds Beerdigung ging und feierlich ganz hinten in einer katholischen Kirche stand.

Vor ihnen, im blassen Scheinwerferlicht des Wagens, tauchten die Gestalten eines Mannes und einer Frau am

gegenüberliegenden Fahrbahnrand auf - zuerst klein und unscharf und dann hyperreal, als sie aus dem Dunkel hervortraten, nebeneinander. Zwei Indianer - schäbig gekleidet, in der Gegenrichtung unterwegs. Mann und Frau schauten den großen roten Town Car an, der da vorbeischoss. Der Mann trug ein grell-türkisfarbenes Hemd und ein rötliches Stirnband, die Frau ein dünnes graues Kleid. Ein Augenblick nur, und sie waren weg.

»Das waren unsere Ur-Geister«, sagte Frances. Sie hatte eine Zeit lang geschwiegen, und ihre Worte klangen unerwartet ernst. »Das ist ein Zeichen. Aber ich weiß nicht wofür. Irgendwas nicht so Gutes, würde ich sagen.«

Er hörte auf, an Ed zu denken.

»Na, wenn sie in die andere Richtung gegangen wären, hätten wir unsere Ur-Geister ja ein Stück mitnehmen können. Und beim nächsten 24-Stunden-Markt absetzen.«

»Die kamen gerade von dort, wo wir hinwollen«, verkündete Frances mit tieferster Stimme.

»Vom Grand Canyon?«

»Das ist ein total spiritueller Ort. Ich hab dir ja schon gesagt, dass die Indianer ihn für das Tor zur Unterwelt gehalten haben.«

»Na, dann treffen wir ja vielleicht auch Teddy Roosevelt dort.« Howard fand sich gerade ganz toll. »Wir sollten umdrehen und zurückfahren und sie fragen, was wir sonst noch sehen sollten.«

»Wir würden sie nicht finden. Sie sind weg.«

»Wo denn?«, sagte Howard. »Einfach in Luft aufgelöst?«

»Vielleicht.« Frances betrachtete ihn ernst. Tadelnd, wie er merkte. »Ich will dir mal was sagen, okay?« Sie schaute wieder auf die dahinfließende weiße Mittellinie.

Vor ihnen eine Reihe weißer Lichter - ein Motel, hoffte er. Es war lange nach elf, und er war plötzlich todmüde. Vielleicht waren diese zwei Indianer ja Erschöpfungsphantome gewesen, allerdings komisch, dass sie beide sie gesehen hatten.

»Wenn mir irgendwas passiert, ja?«, sagte Frances, ohne eine Antwort abzuwarten. »Ich meine, wenn ich im Motel einen Herzanfall habe oder im Auto, wenn ich umkippe und einfach tot bin, weißt du, was ich dann von dir erwarte?«

»Ed anrufen«, sagte Howard. »Alles beichten.«

»Genau das will ich *nicht*«, sagte sie, und ihre Stimme wurde scharf vor Gewissheit. Ihre Augen suchten in dem grün beleuchteten Innenraum nach ihm. »Begreif das sofort. Du gehst einfach weg. Lässt alles so. Es würde zu viele Erklärungen erfordern. Lös dich einfach in Luft auf wie diese Indianer. Ich mein's ernst. Ich bin ja sowieso tot, oder?«

»Was zum Teufel«, sagte Howard. Er konnte weiter vorn die magischen Buchstaben M-O-T-E-L erkennen. »Scheiße, jetzt werd mal nicht komisch, ja? Ich weiß nicht, was passiert ist, als du mit Ed geredet hast. Aber du brauchst doch nicht gleich deine Beerdigung zu planen. Heiliger Bimbam.« Er wollte jetzt über nichts Ernstes als Sex reden. Es war einfach zu spät am Tag. Und wieder tat es ihm Leid, überhaupt hier zu sein.

»Versprich's mir«, sagte Frances, deren Augen beim Fahren wieder zu ihm huschten.

»Ich werde dir gar nichts versprechen«, sagte Howard. »Höchstens eine Menge Spaß, falls wir aus diesem Leichenwagen rauskommen und ein Bett finden.«

Ganz offenkundig meinte sie es todernst. Aber er war keiner, der einfach so weggehen konnte, das brauchte er ihr gar nicht erst zu versprechen. Da hatte ihn seine Familie anders erzogen.

»Weißt du, was ich tun würde, wenn dich ein Auto überfahren oder der Blitz erschlagen würde?«

»Lass mich raten.«

»Nicht nötig«, sagte Frances finster. »Manche Komplikationen kann man sich auch gleich sparen. Du weißt nicht, was ich meine, oder?«

Das weiße Motelschild stand auf der rechten Seite. Links gab es - wie eine kleine Oase - eine leuchtend rote Neonschrift

KASINO mit rotierenden blauen Polizeilichtern obendrauf, darunter eine große zusammengerollte Klapperschlange aus Neon, kurz vorm Zuschlagen. Neben der Schlange war zu lesen SCHLAG ZU, WERD REICH. Das Kasino selbst war nur ein niedriger, fensterloser Würfel mit einer Tür, und davor, Schnauze an Schnauze, eine Menge Schrottkisten und Pick-ups und ein paar Polizeistreifen. »Flauen manchmal suuu an-spluchs-voll«, sagte Howard auf Japanisch, einfach um die trübe Stimmung zu durchbrechen.

»Mir wär lieber, du würdest tun, was ich dir sage«, sagte Frances entnervt und kurvte auf den Kiesparkplatz des Motels. In dem beleuchteten Bürogebäude neben dem Highway war ein Mann hinter einem Tresen zu sehen, der gerade telefonierte. Die Einheiten waren weiße Stuck-Tipis mit Pseudo-Holzstämmen, die aus Pseudo-Rauchlöchern hervorstaken. Zehn Stück standen in einer Reihe, jedes mit einem kleinen runden Fenster links und rechts von der Eingangstür. Zwei weitere Autos parkten vor Tipis, deren Fenster erleuchtet waren.

»Wenn du einen Herzanfall hast«, sagte er, »verspreche ich, deine Leiche nach Willamantic zu bringen. Genau wie, wer war's noch gleich. Präsident Kennedy.«

»Dann bist du ein Idiot«, sagte Frances, bremste vor dem Büro und starre angewidert geradeaus.

»Aber ich bin *dein* Idiot. Zumindest heute Nacht«, sagte Howard.

Schnell war er ausgestiegen, die Turnschuhe auf dem Kies, der Himmel ringsum plötzlich blendend hell mit seinen vielen bleichen Sternen, aber ein starker Geruch nach Desinfektionsmittel schwelte überall auf dem kleinen Parkplatz, und aus dem Kasino kam Country-Musik. Frances im Auto redete weiter - immer noch darüber, dass er sie zurücklassen sollte - , aber er hörte es nicht. Er schaute hoch und atmete den beißenden Geruch ein, bis tief in seine Lungen hinein. Das war eine Erleichterung. Sie waren viel zu weit gefahren. In der ganzen Idee war von Anfang an der Wurm drin gewesen. Und jetzt wollte er sie nur von diesem dämlichen Thema abbringen -

Herzanfälle, Tode usw. - und zurück zu dem Grund, warum sie zusammen hergekommen waren. Immer redeten und redeten die Leute, und nichts davon änderte etwas am Großen und Ganzen. Es war wie das Rücktrittsrecht des Käufers - morgen würde es schon wieder anders sein, egal was man sich heute für Sorgen machte. Man konnte es aussitzen. Bald war es vorbei. Kurz dachte er daran, dass er zum Makler des Jahres ernannt worden war. Einen Moment lang machte es ihn glücklich.

Vom Fahrersitz aus beobachtete Frances eine große lang-schwänzige Ratte, die eine Schlange ärgerte. Die Schlange versuchte, über den Kies vor der Tipi-Reihe auf die Gestrüppbrache, wo die Wüste begann, zu entkommen. Durch das summende Motelschild wirkte der Parkplatz im Flutlicht wie elektrisch aufgeladen, und der kleine Kampf war komplett sichtbar. Sie hatte nicht gewusst, dass solche Dinge geschahen. Die Schlange war, wie sie glaubte, der natürliche Feind der Ratte und ihr körperlich überlegen. Die Ratte musste sich in Acht nehmen. Doch die überraschende Wahrheit sah anders aus. Wie Frances durchs Autofenster sehen konnte, hielt die Schlange mehrere Male inne, rollte sich zusammen und griff die Ratte an, diese aber erhob sich auf ihre Hinterbeine wie ein winziger Hengst und tänzelte herum. Dann entrollte sich die Schlange wieder, schließlich hatte sie danebengetroffen, und machte sich auf Richtung Vegetation und Dunkelheit. Die Ratte blieb dran, träge fast, stupste die Schlange und hüpfte zurück und stupste sie wieder, als wären die beiden persönlich miteinander bekannt. Nach einer Weile ließ Frances die Scheibe herunter, um zu hören, ob sie Geräusche von sich gaben - ob Klappern klapperten oder eine von ihnen zischte oder knurrte. Aber die Country-Musik vom Kasino war zu laut. Irgendwann erreichte die Schlange den Rand der Kiesfläche und glitt davon, die Ratte huschte nach vollendeter Arbeit zurück über den Parkplatz und verschwand unter einem der dunklen Tipis - hoffentlich nicht unter dem, wo sie schlafen würden.

Frances war nun komisch zu Mute. Passte eigentlich nicht zu ihr, der kleinen Maklerin aus Nirgendwo in Connecticut - spezialisiert auf »das erste Eigenheim« und umgewandelte Eigentumswohnungen. Tochter. Ehefrau. Stolze Besitzerin eines BWL-Abschlusses nach Kurzstudium an einem zugelassenen Community College. In gewisser Hinsicht war dieser Typ aber genau richtig für sie, so falsch er auch war. Ist man nicht eigentlich immer man selbst? Ist einer, den man begehrt, jemals falsch für einen? Und sie begehrte ihn, vor allem jetzt, wo sie so viel getrunken hatte. Genau wie ihr Vater gesagt hatte. Aber warum sollte sie ihn auch nicht begehrn? Manchmal ging es im Leben nur darum, diesen oder jenen Drang loszuwerden, wonach alles einfacher wurde.

Und Ehebruch - sie mochte es, wenn ihre Gedanken sich gut ineinander fügten - , Ehebruch war der Akt des *Loswerdens*, des *Ausradierens*, der sich sogar selbst ausradierte, sobald er einmal durchgeführt war. Manchmal allerdings, so stellte sie sich vor, radierte er bestimmt mehr aus als sich selbst, manchmal radierte er bestimmt alles ringsum aus. Er war ein Mittel für Übel, die man auf keine andere Weise kuriert bekam. Und ein Mittel, bei dem Vorsicht geboten war. Wie dem auch sei, heute Nacht war sie wieder dankbar dafür. Und sie wusste, wie sie all das dachte, dass sie einfach Recht hatte.

Howard schlenderte aus dem Rezeptionsbüro, einen Schlüssel in der Hand, grinsend. Sie fragte sich, wie oft er das wohl schon getan hatte. Es schien ihm ganz natürlich vorzukommen, nicht, dass es sie im Geringsten kratzte. Sie hatte es noch nie getan, und doch fühlte es sich vollkommen vertraut an, als täte sie es schon ewig.

»Fahr runter bis zum letzten Tipi«, sagte Howard, der sich gerade hereinbeugte, die Hände auf seine nackten Knie gestützt. »Und wenn du das Kasino aufmischen willst, der Große Häuptling Pokerface da drinnen hat mir ein paar Drink-Coupons geschenkt.«

»Ich will bloß gefickt werden, sonst nichts.« Sie schaute in die andere Richtung. »Ich mag nicht am Einarmigen Banditen herumspielen.«

Howard kniff seine Augen zusammen, und die Ecken seines großen, unintelligenten Mundes hoben sich fast unmerklich an. Er sah nicht gut aus, sein Haar war abgesäbelt, und seine Ohren und sein Mund waren viel zu groß. Einfach clownesk. Das brachte seine kleine Frau wahrscheinlich zur Ekstase: ein Ehemann, den sonst keiner so recht wollte, aber der Wunder., bewirken konnte.

Howard steckte seine große Hand in einer schöpfenden Aufwärtsbewegung durchs Fenster hinein und wieder unter eine ihrer Brüste. Er schien kein Ziel damit zu verbinden. Nur ein unsinniger Akt liebloser Vertraulichkeit. »Setz dieses Schätzchen nach da drüben zurück, und wir machen's im Auto«, sagte er mit theatralisch heiserer Stimme. Seine kleinen Augen zuckten zum Rand des Parkplatzes. »Wird keinen stören.« Er schnüffelte ein kleines Lachen, das mit Humor nichts zu tun hatte.

»Ich erwarte dich.«

»Na, das klappt ja dann bestimmt«, sagte er und richtete sich schnüffelnd wieder auf.

»Gut«, sagte sie. »Wurde auch langsam Zeit.« Sie drehte den Zündschlüssel im Schloss und setzte zurück.

Sie wusste genau, was er mochte. Er mochte ihren Blick auf sich. Er mochte es, wenn sie seinen Schwanz in den Mund steckte und genau in diesem Moment ihren Blick zu ihm erhob. »Das werde ich jetzt mit dir machen«, hieß das. Wie eine billige Verlobung. Ansonsten mochte er noch ihre Stimme. Mit ihrer Stimme, egal was sie ihm gerade zuflüsterte, konnte sie ihn zum Ejakulieren bringen. Einfach so. Sogar mit ihrem Atmen konnte sie das. Deshalb musste sie aufpassen. Aber ihm ging es auch gar nicht so sehr ums Kommen. Er war klug. Er wollte mit ihr dranbleiben, sie bewegen, wenn sie im Bett herumbewegt werden musste, und es weiter und weiter und immer weiter treiben, bis der Orgasmus ein mögliches Ende war, wenn sie das Interesse verloren hatten. Komisch, im Bett so intelligent zu sein und in anderen Lebenslagen überhaupt

nicht. Das war ihr Werk, dachte sie. Sie hatte ihn erfunden, jemand anderen aus ihm gemacht, den sie gebrauchen konnte. Seine wahre Intelligenz bestand einfach darin, keinen Widerstand zu leisten.

Nur, in dem beengten Raum ohne Luft, mit dem dünnen Türvorhang aus Rayon, den herumkrabbelnden Kakerlaken und dem dicken Gestank nach Insektengift, wollte er sie jetzt viel zu schnell nehmen, zu heftig - plötzlich, lautstark - , als hätte er jetzt vor, sie von etwas zu befreien, ganz allein, von diesem Ding, das seine Klauen in sie geschlagen hatte. Als wäre das seine Pflicht. Hämmern, hämmern. So. Keine Zeit, ihn mit ihrer Stimme zu bearbeiten, ihn mitzureißen, ihn mühelos hinein- und wieder hinauszubefördern. Jetzt nur auf die harte Tour, bis es vorbei war. Und wieder - seltsam, dass dieser Mann etwas von ihr begriffen haben sollte; wusste, dass irgendetwas nicht stimmte, und sich daranmachte, es in Ordnung zu bringen, so, wie er es konnte. Das war Vertrautheit. Einer bestimmten Art. Ja.

Vielleicht aber - während sie in der körnigen Dunkelheit lag, Howard neben ihr sofort und unendlich tief eingeschlafen - , vielleicht hatte sie sich im Auto nur allzu deutlich ausgedrückt, und er war einfach ihrer Anordnung gefolgt. »Ich will bloß gefickt werden.« Das hatte sie gesagt. Das konnte jeder verstehen. Sie hatte also die Dinge inszeniert, nicht er. Es war ihr nur nicht klar gewesen. Er hatte lediglich zugelassen, dass sie ihn *einsetzte* - das war das richtige Wort - und zu ihrem Instrument machte, wodurch er etwas reparieren, entleeren, beenden, loswerden wollte - was auch immer. So gut kannten sie sich doch gar nicht. Mit der Vertrautheit hatte sie sich geirrt.

Draußen auf dem Parkplatz hörte sie Männerstimmen, dann Lachen, schließlich knallten Autotüren zu, Motoren wurden gestartet, Reifen rollten über den Kies. Weiter weg plötzlich laute Country-Musik, als wäre eine Tür aufgestoßen worden. Dann war die Musik wieder gedämpft, woran sie erkannte, dass sie sie schon seit einer Weile gehört hatte, ohne es zu merken. Dann rief jemand: »Uuu-iii«, und ein Auto röherte davon. Sie hatte die Flasche Gin aus dem Auto mit hereingebracht, und sie

nahm sie vom Nachttisch, drehte den Verschluss auf und kippte einen winzigen Schluck - nur um den schalen, papiernen, insektengiftgetränkten Geschmack im Mund loszuwerden. Und dann konnte sie nicht anders, sie musste sich doch fragen, so müßig das war: War das alles jetzt wirklich vorbei? Konnte es nicht noch ein bisschen länger andauern, nach heute Nacht, ohne festes Ziel? Es hatte schon seine kleinen guten Seiten. Sie begriffen beide etwas. Die Leute beendeten so etwas oft zu früh, verloren die Geduld, auch wenn sie noch weitermachen konnten. Wenn sie sich wirklich mit dem anderen ausradierten, dann konnten sie endlos so weitermachen. Sie jedenfalls. Und Howard würde keinen Widerstand leisten, nahm sie an. Diesen Blickwinkel konnte sie jetzt einnehmen, und sie war froh darüber, es war mehr, als sie von dieser Nacht erwartet hatte. Eine Überraschung im Dunkeln.

Auf dem Beton der Eingangsstufen zu ihrem Tipi lagen die braunen Hüllen von zweihundert Kakerlaken verstreut, getötet von dem Insektengift, das jemand um die Tür gesprüht hatte, als sie schon schliefen. Unangenehm, da draufzutreten. Eine Indianerin fegte die Hüllen vor den anderen Tipis mit einem Besen und einem Kehrblech weg. Ein junger Indianer mit Pferdeschwanz stand daneben, schaute zu und sprach leise mit ihr. Das einzige andere Auto auf dem Parkplatz war ein zerbeulter schwarzer Camaro mit gelben Flammen auf der Seite und einem Ersatzreifen hinten über der Stoßstange.

Die Morgensonnen war warm, obwohl eine kühle Herbstbrise den Staub über den Asphalt zum Kasino blies, vor dem immer noch ein paar Autos und Trucks standen. Es war acht. Ein kleines Neon-Rechteck, das zuvor auf dem SCHLAG ZU, WERD REICH-Schild nicht erkennbar gewesen war, leuchtete auf: FRÜHSTÜCK WIRD JETZT SERVIERT. Die blauen Polizeiblinklichter waren abgeschaltet.

Frühstück war doch mal eine Idee, dachte Howard, ohne Hemd auf der Schwelle des Tipis, seine Augen schmerzten. Er hatte sein Hemd auf dem Boden des dunklen Zimmers nicht gefunden. Welche Erleichterung - selbst ohne Hemd - , allein in

dem leeren Kasino zu frühstücken, während Frances weiterschlief. In einem Kasino waren sie durch nichts zu erschüttern. Er konnte auf dem Rückweg Kaffee mitbringen, mit den Drink-Coupons dafür bezahlen.

Weit hinter dem SCHLAG ZU, WERD REICH ragten baumlose braune Berge mächtig vor dem kühlen Himmel auf. Gestern Nacht bei ihrer Ankunft hatte es die nicht gegeben. Im Osten kam so eine Aussicht wirklich nie vor - immer Bäume und Wolken und ein kleinerer dunstiger Himmel, selbst am Meer. Also war das gut - die Fahrt hatte sie an einen höheren Ort gebracht, wo die Luft sauberer, dünner war, auf ein wunderschönes Ödland, wo keiner leben wollte außer Indianern. Und irgendwo dahinter lag der Grand Canyon - das große Erosionsloch, dessen Anblick bei Tagesanbruch Frances jetzt verschlief. Vielleicht würde sie das Ganze einfach vergessen und wieder zum Kongress zurückfahren wollen.

Er trat hinaus auf den Parkplatz, ohne Hemd, in seinen Frotteeshorts und Turnschuhen. Auf der anderen Seite des Highways, neben dem Kasino, stand eine kleine, neu wirkende weiße Holzlatten-Kapelle mit einem Turm und ein paar Kirchenfensterglasscheiben, die nach Plastik aussahen, das Ganze umgeben von einem weißen Staketenzaun, der auch nach Plastik aussah. Für Quickie-Heiraten, nahm Howard an, eine Ehefrau, die man am Hals hatte, wenn man Glück im Kasino hatte. Wie in Atlantic City. Auch indianische Besitzer, ganz bestimmt. Auf einer Holztafel im graslosen umzäunten Vorgarten stand »Sünder, sucht die Vergebung Chrisi!«, und ihm fiel ein, dass alle in seiner Familie Christen gewesen waren. Die Camerons - Presbyterianer, irgendwo in Schottland damals. Inzwischen nicht automatisch mehr Christen. Der Sonntag war jedermanns freier Tag. Aber absolut gute Menschen. Sein Vater hatte sich immer gefreut, wenn er eine Kirche sah.

Nur brachte ihn diese schrottige kleine Kapelle auf den Gedanken, dass das Leben im besten Fall eine kleine, kaum wahrnehmbare Einheit darstellte; dabei war es zugleich eine verdammt wichtige Einheit. Und man konnte seine eigene

Einheit ganz schnell ruinieren, ohne es zu merken. Und darüber hinaus, überlegte er, war das Gefühl, wenn man gerade dabei war, sein Leben zu ruinieren, bestimmt genauso, wie diese verschandelte Landschaft aussah! Trocken, leer, hell, eisig, fremd. Nicht leicht, hier Luft zu kriegen. Und ringsherum war also die Hölle, dachte er, und die Hölle war gar nicht die alte Version, von der ihm sein Vater erzählt hatte, die unter der Erde. In diesem Augenblick zog die Brise über seine nackte Brust, er fröstelte und verkrampfte sich. Ein Greyhound rumpelte über den Highway, wirbelte Staub auf und schickte einen einsamen Mann aus der Kasinotür, zum Starren. Nur hier draußen zu sein, dachte Howard, reichte schon, um einem Angst zu machen, bis man sich bereitwillig in *Chrisi* Hände begab, bevor man noch irgendetwas Furchtbarem zum Opfer fiel - eine Verzweiflung, vor der man nicht davonlaufen würde, eben weil man so klein und unbedeutend war. Oder schlimmer. Er fand es absolut gerechtfertigt, diesen Ort hier zu hassen. Ein Glück, dass sein Vater nicht dabei war. Der Greyhound wurde zu einem kleinen Fleck auf dem südwärts fahrenden Highway. Er musste Frances unbedingt dazu kriegen, den Grand Canyon zu vergessen, und sich an diesen Bus Richtung Phoenix dranhängen. Er war eigentlich ja nur für die Fahrt mitgekommen. Gesellschaft leisten. Er konnte für all das gar nichts.

Als Frances aus dem Tipi ins harte Licht und die kühle Brise trat, sah sie müde aus - ihre blaue Ankerbluse verknittert, ohne ihre Saphirohringe, nur die kleinen Löcher sichtbar. Aber glücklich sah sie aus. Sie hatte geduscht und ihr blondes Haar zurückgestrichen, in der Hand hielt sie ihre Handtasche und die Ginflasche. Sie wirkte jünger und so, als wusste sie nicht genau, wo sie war, hätte aber gar nichts dagegen. Was immer die letzte Nacht für sie gewesen war, unbefriedigt hatte sie sie nicht gelassen - obwohl er sich an nicht mehr viel erinnern konnte, außer dass es nicht sehr lange gedauert hatte und er dann weggesackt war.

Er hatte im Kasino zwei Styroporbecher voll Kaffee geholt und saß jetzt auf dem Kotflügel des Lincoln und blätterte in ihrem Grand-Canyon-Buch. Er hatte sein Hemd gefunden und fühlte sich besser, war aber bereit zur Abfahrt.

»Scharrste schon mit den Hufen?« Frances sah sich auf dem leeren Parkplatz um und hoch zu den Bergen. Sie lächelte den klaren blauen Himmel an und trank einen Schluck Kaffee. Ihre Kehle schien irgendwie verstopft zu sein, und sie räusperte sich die ganze Zeit. Ganz trittsicher war sie noch nicht, mit zusammengekniffenen Augen und aufgedunsenem Gesicht.

»Bereit zum Aufbruch, irgendwohin«, sagte er, in der Hoffnung auf Phoenix, ohne mit der Tür ins Haus fallen zu wollen.

»Wunderschön hier, oder?« Sie blinzelte, den Becher an den Lippen. »Bist du glücklich?«

»Mir geht's prima.«

»Gestern Nacht?«, sagte sie. Schaute verwirrt drein. »Weißt du? Nachdem du eingeschlafen warst? Ich bin aufgewacht und wusste nicht, wo ich war, und ich wusste auch wirklich nicht, wer *du* warst. Das war komisch. Wahrscheinlich lag's am Gin. Aber ich ging auf alle viere und habe dir direkt ins Gesicht gestarrt. Ich konnte deinen Atem auf meinen Augäpfeln spüren. Ich habe dich nur angestarrt und angestarrt. Ein Glück bist du nicht wach geworden. Du hättest glatt denken können, du wärst mitten in einer Operation aufgewacht.«

»Oder dass ich tot wäre.«

»Klar. Das auch.« Sie bemerkte die vielen Kakerlaken-Hüllen, die noch von den Stufen zu ihrem Tipi weggefegt werden mussten. »Oje«, sagte sie. »Guck mal da.«

»Was dachtest du denn, wer ich war?«, sagte er und rutschte vom Kotflügel herunter.

»Ich wusste es nicht«, sagte sie und betrachtete die Kakerlaken zu ihren Füßen. »Du warst nicht mal irgendjemand. Du hättest ein Tier sein können. In veränderter Gestalt.«

»Dachtest du, ich wäre Ed?«

»Nein.« Sie griff in ihrer Handtasche nach dem Autoschlüssel und stupste mit der Spitze ihres rosa Schuhs nach den Kakerlaken. »Keine Ähnlichkeit vorhanden.«

»Weiß ich ja nicht.«

»Nein, woher auch.« Sie wirkte jetzt verärgert und kam auf das Auto zu. »Komm jetzt«, sagte sie. »Wir sind spät dran.«

Eine Meile vom Motel entfernt stand auf einem grünen Verkehrsschild SÜDRAND - 85 MEILEN. Dorthin bogen sie ab, und Howard legte die Tito-Puente-Musik auf, dann fiel ihm ein, was es war, und er stellte sie wieder ab, gerade als der Highway anstieg, und sie trafen auf eine lange Reihe von Wohnmobilen und Reisebussen, die nach oben krochen und herunterkamen. Die Landschaft, allmählich unter ihnen, wirkte flacher und glatt und rosig wie eine Sandskulptur. Sie sah jetzt - fand Howard - überhaupt nicht mehr so gespenstisch und abweisend aus wie vorher, als er in ihr gestanden hatte. Und gedacht hatte, das sei die Hölle.

Frances zog einen Fotoapparat hervor, so ein neues glattes, modelliertes Gerät, von den Japanern entworfen, um seriös und professionell auszusehen, obwohl es eigentlich billig war. Dreimal hielt sie auf der steil ansteigenden Straße an, damit sie Fotos von der Wüste machen konnte. Zweimal musste er sie knipsen, wie sie kurzhälsig, steif und blinzelnd vor einer Stützmauer aus Feldstein stand. Einmal nahm sie ihn auf, und einmal ließ sie einen Mann aus Michigan ein Foto von ihnen beiden machen, vor dem kühlen leeren Himmel. »Die kann man vor dem Scheidungsrichter verwenden«, sagte Frances, den Mann aus Michigan immer noch in Hörweite. »Ich gebe dir die Negative, und du kannst sie zerstören. Ich möchte nur einen Abzug.«

Howard dachte gerade, wie wenig er Touristenorten abgewinnen konnte, an denen man nie etwas zu sehen bekam, das nicht auch zehn Millionen anderer Dödel angeguckt und vollgeschissen und mit Graffiti beschmiert hatten, bevor man sei- her hinkam. Was sie jetzt machten, hatte wirklich überhaupt

keinen Sinn und Zweck. Sinn und Zweck hatten sich gestern Nacht erfüllt. Und jetzt machten sie das einfach nur.

Frances stand neben dem Auto und untersuchte ihre Kamera, sie versuchte, sie auf Automatik umzustellen, schaffte es aber nicht. Der Apparat gab seine leisen, Vertrauen erweckenden Surr-, Klick- und Seufzgeräusche von sich. »Wieder ein klarer Fall von Händchen«, sagte sie.

»Ich glaube nicht, dass ich den Grand Canyon kapieren werde«, sagte Howard. Jetzt war sie wieder anders geworden, geschäftsmäßig. Jede Stunde war sie anders. Für Frances brauchte man ein Programm.

»Du hast's noch nicht erlebt«, sagte sie, hielt ihre Kamera hoch, richtete sie rückwärts auf die Stützmauer und die perfekt blaue Glanzlosigkeit des leeren Raums. Wieder Surren, Klicken, Seufzen. »Das muss man glauben, damit man es sieht. Natürlich hab ich ihn auch noch nicht gesehen. Nur auf Fotos.«

»Ich nix wissen«, sagte er, aber Japanisch klang das nicht. Eher Indianisch und ziemlich düstlig.

Sie lächelte gequält, drehte die Kamera um und las etwas, das unten draufstand. »Nun, das wirst du noch.« Sie schüttelte den Kopf, steckte den Apparat in ihre Handtasche und umrundete das Auto. »Dann wirst du diese Bilder haben wollen. Du wirst mir Geld dafür anbieten. Du wirst einer Erfahrung ausgesetzt worden sein, die deinesgleichen weder gesehen noch erwartet hätte. Und du wirst dich bei mir bedanken, auf der ganzen Rückfahrt nach Phoenix.«

Es gefiel ihr sehr, dass die Luft kühler wurde und sich die Vegetation veränderte, dass da kleine Kiefern direkt aus der trockenen, felsigen Bergerde wuchsen - so interessant anders als an der Ostküste. Es gefiel ihr sehr, dass der schrundige Wüstenboden von hoch oben einem Sandgemälde ähnelte, wie es von einem Indianer stammen könnte - Rot- und Pink- und Blau- und Schwarztöne in Schichten, die man nie erkennen würde, solange man mittendrin wäre. Solche Erkenntnisse hielt das Draußensein also bereit, dachte sie: was wirklich existierte,

verborgen in den Dingen, die man sah; und außerdem, dass man sich besser nicht allzu vieler Dinge allzu sicher war. Das machte Hoffnung. Sie musste in Zukunft mehr Zeit draußen verbringen. Und zwar richtig, nicht wie beim Immobilien-Verkäufen.

Sie fand es immer noch grässlich, und es wollte ihr einfach nicht aus dem Kopf gehen, auch jetzt, fast drei Wochen später: dass er gesagt hatte, sie sei gut im Bett - als wäre sie irgendeine Verrenkungskünstlerin vom Jahrmarkt, die er bewerten und vielleicht beklatschen konnte. Howard war ihr Fehler, sosehr sie auch versucht hatte, das anders zu sehen, ihn glücklich zu machen. Es war das eine, dachte sie, und vielleicht in Ordnung, es in einem Motel an der Interstate mit Howard zu treiben. Aber etwas ganz anderes - deutlich weniger gut - , die ganze Sache nach Phoenix zu verlagern, ihn besser kennen zu lernen, zu riskieren, dass sie erwischt und gefeuert würden, und immer noch zu glauben, dass alles gut gehen würde. Und dumm, *saudumm* war es, ihn zum Grand Canyon mitzunehmen, diesen kleinen Bremser, Hände-in-Umschuld-Wascher und Quengler. Ed wäre besser gewesen. Ed wäre besser gewesen, denn auch wenn null Sex lief, war Ed immerhin *früher* mal kein Spielverderber gewesen. Howard Cameron war als Mensch von Anfang an unter ihrem Niveau gewesen. Sie hatte das Kleingedruckte nicht gelesen.

Sie warf ihm einen verstohlenen Blick zu, wie er über absolut nichts herumsinnierte, seine langen, unbehaarten weißen Beine vor ihm ausgeklappt wie Stelzen, seine knochigen blassen Knie zu tief unter seinen Shorts, seine gewaltigen Füße mit den riesigen grauen Zehennägeln, so hart wie Wolfram, sein weiches charakterloses Gesicht, seine buschigen ungepflegten Augenbrauen. Und sein Basketball-Haarschnitt. Was hatte sie da geritten? Er war nicht interessant oder geistreich oder nett oder tief oder hübsch. Er war ein Besenstiel. Und hier oben, wo alles natürlich und rein und unverfälscht war, erkannte man das einfach. Und wie falsch es war. Die wahre Natur enthüllte die wahre Natur.

Doch während sie das große rote Feuerwehrauto die kurvige, immer steiler werdende Straße hinaufsteuerte, sechs Meter neben dem jäh abfallenden Abgrund zur Wüste, hatte sie nicht die geringste Lust, sich von ihm ihren Tag verderben zu lassen, mit seiner schlaffschnütigen, sauertöpfischen, mäkeligen, stinkigen schlechten Laune. Heute fühlte sie sich aufgekratzt - berauschend war das. Das Gefühl fuhr ihr direkt in die Körpermitte und setzte etwas frei, das sie dort niemals vermutet hätte, so eingeschlossen und gefangen schon gar nicht. Und sie waren immer noch auf der Straße, nicht mal in der Nähe des Canyons! Wie würde es sein, wenn sie aussteigen könnte, zehn Schritte gehen, und da läge der große Raum vor ihr, der sich über Meilen und Abermeilen erstreckte? Sie konnte es sich nicht vorstellen. Die tiefe Kluft in der Erde. Die großen Wunder hatten alle die Macht, etwas in einem freizusetzen, das nicht frei war. Dichter schrieben darüber. Nur die schleppenden, mürbenden Kleinteiligkeiten des Alltags - Kochen, Fahren, Telefonieren, sich gegenüber Fremden und Nächsten erklären, Häuser verkaufen, Konten führen, Videos ausleihen - all das ließ einen vergessen, was im Leben möglich war.

Höchstwahrscheinlich würde sie ohnmächtig werden. Ganz sicher würde es ihr erst die Sprache verschlagen, dann würde sie weinen. Womöglich würde sie auf der Stelle hierher ziehen wollen, begreifen, was an ihrem bisherigen Leben falsch gelebt war und wie sich das reparieren ließ. Aus diesem Grund zogen die Leute, denen sie Häuser verkauft, auch um: Sie wollten dorthin, wo sie besser leben konnten. Sie beschlossen - jedenfalls diejenigen, die kein furchtbarer Unglücksfall zum Umzug zwang - , dass sie selbst ihr Leben bestimmten, nicht irgendwer sonst.

»Das waren Navajos«, sagte Howard und starnte auf den steil abfallenden Abhang hinter dem rechten Straßenrand. Er brütete schon länger über seinen Gedanken. »Nicht Hopis, ja? Das habe ich in deinem Grand-Canyon-Buch gelesen, während du heute Morgen geschlafen hast.«

»Egal«, sagte sie.

»Mache ich dir Angst?«, fragte Howard.

Frances bremste ab, als sich der Verkehr auf der zweispurigen Straße vor ihnen verlangsamte. »Ob du mir Angst machst?«, sagte sie. »Soll das etwa eine Drohung sein?«

»Ich weiß nicht«, sagte er.

»In diesem Augenblick fällt mir wirklich nicht ein, wie du mir Angst machen könntest.« Sie kamen ins Dorf South Rim, Arizona, das wie eine eigenständige Stadt wirkte. Eintausend Einwohner, die am Südrand des Grand Canyon lebten - Lebensmittel einkauften, zum Zahnarzt gingen, Fernsehen schauten, Fahrgemeinschaften bildeten... alles hier! Vielleicht käme es einem nach einem Monat wie Connecticut vor, aber so ganz sah sie das nicht.

»Kannst du dir vorstellen, je mit mir verheiratet zu sein?« Howard warf ihr einen seltsamen Blick zu.

»Ich glaube nicht.« Sie kämpfte sich zentimeterweise voran und behielt den Verkehr im Blick. »Das hat mit der Tatsache zu tun, dass ich schon verheiratet bin. Und du auch. Und zwar mit anderen Leuten.«

»Also unverbindlicher Sex. Einmal drüber und weg.« Er passte gar nicht auf. Quatschte bloß. Gelangweilt.

»Eher wie Etch-a-Sketch. Schnell hingekritzelt und schnell wieder gelöscht. Verstehst du?« Sie starre das Nummernschild des Explorer vor ihnen an. Maine. Schatz der Natur. Was gab es denn da?

»Und hast du deshalb Schuldgefühle?«

»Meine Gefühle...« Sie brach ab. Egal was sie gerade hatte sagen wollen, es konnte ihren ersten Blick auf den Grand Canyon schon beeinträchtigen, einfach weil er irgendwas Hirnloses darauf antworten würde. Zum ersten Mal war gerade so etwas wie Ruhe eingekehrt, und sie hatte nicht vor, sich das durch idiotisches Gelaber vermasseln zu lassen. Warum war jetzt nicht Meredith da, ihre Mitbewohnerin vom Junior College, die an Gehirntumor gestorben war, statt dieses Typen hier? Meredith hätte das gefallen. »Ich schlage eine Runde Funkstille

vor, okay?« Sie lächelte ihn unwirtlich an. »Ich möchte mir, weißt du, den Grand Canyon anschauen. *No más preguntas esta maíana.*«

»Das klappt bestimmt. Egal«, sagte Howard, griff nach unten, wo er seinen Schuh ausgezogen hatte, und zupfte an dem hoch stehenden Nagel seines großen Zehs herum, als wollte er ihn abreißen.

Vielleicht brachte sie sich ja in Gefahr, wenn sie mit diesem Mann zusammen war. Vielleicht stellte er eine Bedrohung dar, wie er so seinen riesigen Zehennagel anglotzte. Was dachte er wohl? Irgendetwas Finsteres. Sie würde sich auf die Toilette zurückziehen, sobald sie aus dem Auto gestiegen waren, und sich dann aus dem Staub machen. Die Polizei anrufen und sagen, er würde sie belästigen. Sollte er sich doch alleine nach Phoenix zurückwurschteln, dieser Jammerlappen. Sie dachte an den schmerzlichen Gesichtsausdruck seiner Frau, den sie vorgestern am nächtlichen Himmel von Phoenix gesehen hatte wie eine Erscheinung. Die konnte ihn gerne zurückhaben.

»Hast du es lieber kompliziert oder einfach?«, sagte Howard, der immer noch an seinem Zehennagel herumfummelte.

»Einfach«, sagte sie.

»Hm. Dacht ich mir's doch«, sagte er träge. »Ich auch.«

»Das ist mir nicht entgangen.«

»Stimmt«, sagte er, richtete sich auf und starre auf den Verkehr. »Genau.«

Mit der Einfahrt ins South Rim Village kam man auch in den Nationalpark. Autofahrer mussten der ausgeschilderten asphaltierten Route folgen, die man nicht verlassen durfte und die sich als Einbahnstraße durch hübsche Kiefernwälder schlängelte. Bald staute sich der Verkehr. Aber alle Fahrer waren geduldig, hupten nicht oder versuchten zu wenden. Nur so waren die Massen zu bewältigen: in geordnetem Fluss, Einfahrt/Ausfahrt, organisiertes Parken, bleiben Sie in Ihrem Fahrzeug. Sonst würden die Leute direkt an den Canyonrand fahren, aussteigen und ihre Autos stundenlang da stehen

lassen wie vorm Kaufhaus. In ihrer Vorstellung hatte es keinen Verkehr gegeben, sie war auf einem Palomino-Pferd herangeritten, hatte am Rand innegehalten und stundenlang geschaut, allein mit ihren Gedanken.

»Alles dreht sich nur darum, die Leute durchzuschleusen«, sagte Howard. Er hatte seinen Sitz nach vorn geschoben und die Knie zum Kinn hochgezogen und beobachtete gebannt den Verkehr. »Was wir, du oder ich, sehen oder tun, ist belanglos. Die Leute müssen weiterbewegt werden, sonst bricht das System zusammen.« Er kratzte mit der Hand über sein Borstenhaar und zog sich am Ohr. »Genau wie bei Immobilien. Die Leute ziehen irgendwohin, und wir finden ein Haus für sie. Dann ziehen sie woandershin, und wir finden ein anderes Haus für sie. Es ist unwichtig, wo sie letzten Endes *sind* - und das weicht natürlich schon von dem ab, was wir in der Schule gelernt haben. Wir sollen daran glauben, dass es durchaus wichtig sei, wo wir sind. Aber wir leben wie die Haie. Ständig unterwegs.« Er nickte zu seinem eigenen Konzept.

»Ich glaube, sie kommen aus guten Gründen her«, sagte Frances. Die Wohnmobile und Strandsegler nahmen einfach *zu viel* Raum weg, das dachte sie. Das Problem lag in dem *beengten* Raum, nicht in der Bewegung. Der Grand Canyon war *offener* Raum. »Die Leute ziehen nicht einfach weiter, nur um weiterzuziehen. Es ist doch nicht so, als hätte ich unbedingt irgendwohin fahren wollen, und irgendwer hätte sich dann einen Grand Canyon für mich ausgedacht. Das ist bescheuert.«

»Die Zivilisation«, sagte Howard dumpf, ohne auf sie zu achten, »hier hoch kommen, hier oben arbeiten, hier oben leben - Tausende Menschen. Das ist wie ein Flughafen, kein wirklicher Ort. Falls wir den Scheiß-Grand Canyon je *zu* sehen kriegen, falls er nicht bloß ein Mythos ist, dann wird es sein wie auf einem Flughafen. Ihn zu sehen wird sein, als sähe man sich eine Startbahn an, wo die Flugzeuge aufgereiht stehen. Deshalb bleibe ich lieber zu Hause, als mich hier zusammenpferchen und dort zusammenpferchen zu lassen.« Howard schniefte mit seinen großen Nasenlöchern.

Er verdarb ihr allmählich wirklich alles, genau wie sie es befürchtet hatte, dabei war sie doch fest entschlossen gewesen, das nicht zuzulassen. Sie sah ihn an und merkte, wie sie geradezu das Gesicht verzog. Sie musste von diesem Mann weg. Sie hätte ihn am liebsten auf die Straße geschubst, mit dem Fuß getreten. Aber das wäre hysterisch gewesen und hätte ihn zu Tode erschreckt. Sie musste einfach versuchen, ihn noch eine Weile zu ignorieren, bis sie aus dem Auto ausgestiegen waren. Vor ihrem geistigen Auge beschwore sie das unangenehme Bild herauf, wie Howard auf sie einrammelte in dem schmierigen, grässlichen kleinen Tipi mit all den Kakerlaken am Boden und ohne Fernseher. Was war das bloß gewesen? All die Gedanken, die sie gewälzt hatte. Was machte ihr Gehirn eigentlich? Wie verzweifelt war sie denn?

»Da ist dieser Indianer aus dem Motel.« Howard zeigte auf einen jungen Mann mit langem schwarzem Pferdeschwanz, der Jeans und ein grünes T-Shirt anhatte. Er ging über den sonnenbeschiene Parkplatz, wo ein Nationalparkwächter mit spitzem Hut, der neben einer kleinen Hütte stand, den Verkehr einwies. Der Indianer war bei den Touristen, die zu Fuß vom Parkplatz zu einem höher gelegenen asphaltierten Pfad gingen, zum Canyonrand, wie Frances annahm. Es würde gut werden, dachte sie. Zu spät, es jetzt noch zu verderben. »Vielleicht ist er ja einer von den uralten Geistern.« Howard grinste schief. »Vielleicht ist er unser spiritueller Führer zum Grand Canyon.«

»Halt den Mund«, sagte Frances und parkte schwungvoll zwischen anderen Autos und Wohnmobilen. Familien verließen ihre Fahrzeuge und strebten eilig in die Richtung, wo der Indianer verschwunden war. Einige rannten, als könnten sie keine Minute länger warten. So ging es ihr auch. »Vielleicht kannst du uns ein Sandwich besorgen. Ich hole dich dann.« Sie

schlang sich den Fotoapparat um den Hals, bereit zum Aussteigen.

»Wohl kaum.« Howard schubste die Tür mit seinem Turnschuh auf und fing an, seine langen Beine auseinander zu falten. »Das will ich auf keinen Fall verpassen. Schließlich hat man ja noch nie auf einer Baustelle gestanden und ins Loch geguckt. So wird das gleich auch sein. Echt umwerfend.«

Sie betrachtete ihn kalt. Eine eisige, kiefernfrische Brise wehte durch die offenen Autotüren. Viele andere Menschen waren gekommen, um die großartige Aussicht zu bestaunen, die spirituelle Größe und die Pracht der Natur. Mit diesen Menschen würde sie das Erlebnis des Grand Canyon teilen. Nicht mit diesem Versager. Wenn alles vorüber war, konnte er ruhig beschließen, es sei seine Idee gewesen. In einer Stunde war er abgemeldet, und sie konnte die Rückfahrt nach Phoenix allein genießen. Das würde alles nicht lange dauern.

Vom Parkplatz aus konnte Howard bergab zwischen den Kiefern, abgesetzt von den Touristenströmen, einige Gebäude erkennen, die wie Kasernen aussahen, beige gestrichen, um sich in die Landschaft einzupassen, und mit langen, fliegengitter-bestückten Fenstern. Das waren Schlafsäle. Als würde man in ein Basketball-Ferienlager in den Catskill Mountains fahren. Ein Junge und ein Mädchen —Teenager —schleppten kichernd eine Matratze von einem Kasernenbau zum nächsten. Wahrscheinlich gewöhnte man sich dran, überlegte er. Wahrscheinlich vergingen die Tage, und man sah den Grand Canyon nicht mehr oder dachte auch nur daran. Es war absolut dasselbe, wie in einem Flughafen zu arbeiten.

Frances hetzte den Pfad hoch, ohne auf ihn zu achten. Hier oben waren bestimmt auch Leute von Weiboldt, dachte er, die sie sehen und wiedererkennen und im Handumdrehen alles begreifen würden. Frances und er fielen doch auf wie Pat und Patachon. Nicht gerade das Beste, um ungeschoren davonzukommen. Sein Vater hatte immer gesagt, es käme nicht drauf an, wer wüsste, was man getan hätte, sondern nur darauf, was man getan hätte. Und was hatten sie getan? Gevögelt und eine Spritztour mit einem gemieteten Auto gemacht, während der Arbeitszeit. Wahrscheinlich inzwischen längst ein Schwerverbrechen. Außerdem schien Frances ihn inzwischen nicht mehr sehr zu mögen. Er sah zwar nicht, was er so furchtbar falsch gemacht hatte, außer dass er in dem Motel zu schnell eingeschlafen war. Er hatte absolut nichts dagegen, mit ihr hier oben zu sein, nichts dagegen mitzumachen, Hauptsache, sie blieben nicht den ganzen Tag. Er merkte, dass er Hunger hatte.

Bergan auf dem Pfad merkte man gar nicht, dass es etwas zu sehen gab, da war nur eine niedrige Steinmauer weiter vorn, wo die Leute stehen geblieben waren, und eine Menge blauer Himmel dahinter. Ein Flugzeug, eine kleine einmotorige Maschine, tuckerte über diesen Himmel.

Und dann, jäh, einfach urplötzlich, war er da; am Grand Canyon, neben Frances, die ihre Kamera schon am Auge hatte. Und es war tatsächlich unmöglich, davon nicht verblüfft zu sein - der gesamte Grand Canyon, auf einmal alles einfach so da, aufgeklappt und tief und weit vor einem, gigantisch und ohne Boden, bewohnt von einer großen unsichtbaren Stille, und eine kühle Luftsäule quoll daraus empor wie aus einem riesigen Brunnen. Ein Schock.

»Ich möchte nicht, dass du auch nur ein Wort sagst«, sagte Frances. Gerade schaute sie nicht durch ihre Kamera, sondern starnte direkt in den Canyon hinein, als atmete sie ihn ein.

Sonnenschein lag auf ihrem Gesicht. Sie wirkte durch und durch selig.

Aber er *wollte* etwas sagen. Es schien nur natürlich, die ganze Sache in ein paar eigene Worte zu fassen. Nur dass er neben Frances augenblicklich das Gefühl bekam, schon etwas falsch zu machen, sich der Sache falsch genähert zu haben oder falsch dazustehen oder den Scheiß-Canyon am Ende auch noch falsch anzuschauen. Es hatte damit zu tun, dass man ihn erst gar nicht sah und dann komplett sah, so als könnte man ihn tatsächlich versäumen. Den ganzen Grand Canyon versäumen!

Natürlich gab es eine Art, ihn richtig anzuschauen, nämlich alles auf einmal, die volle Dosis, so wie Frances es offenbar gerade tat. Doch der Canyon war viel zu groß, um seinen Blick darauf scharf zu stellen. Zu groß und zu kompliziert. Howard hätte am liebsten kehrtgemacht, wäre zurück zum Auto gegangen und wieder hochgekommen. Hätte sich noch mal richtig vorbereitet.

Er schaute sinnierend auf das flache braune Plateau und die jäh abstürzende Wand gegenüber auf der anderen Seite - wie weit weg, ließ sich schwer sagen, denn die Perspektive war im Eimer -, genau so wie zu erwarten, nach den Fotos, die er an der High School gesehen hatte. Eine Touristenattraktion. Etwas Sehenswertes. Ganz schön groß. Aber zwanzig Billionen Menschen hatten ihn schon besichtigt, dadurch fühlte sich die Sache irgendwie zwecklos an. Ein Negativ. Anders als das Meer, das einen Nutzen hatte. Kein Mensch brauchte den Grand Canyon für irgendetwas. Von Belang war er höchstens, überlegte er, als Hindernis für jemanden, der auf die andere Seite wollte. Aber das sollte er besser nicht zu Frances sagen, die wahrscheinlich gerade ein religiöses Erweckungserlebnis hatte. Die würde in die Luft gehen. Die beste Bemerkung zum Grand Canyon wäre doch, dachte er, wie still er war. Er hatte noch nie etwas so Stilles erlebt. Überhaupt nicht wie ein Flughafen. Obwohl man ihn wahrscheinlich am besten auf einem Flug mit der kleinen Maschine da besichtigen sollte.

Die Leute, denen sie auf dem asphaltierten Pfad nach oben gefolgt waren, zogen jetzt weiter zu den Teleskopen, die in ein paar kleine Felsauswüchse vor der Mauer hineingebaut worden waren. Man hörte lauter Oohs und Aahs, und die meisten hatten ihre Videoausstattung dabei, um den leeren Raum aufzunehmen. Weiter hinten lag vermutlich ein neues rustikales Hotel und die Souvenirläden, eine Kunsthalle und ein IMAX-Kino, das einem zeigte, was man auch allein sehen konnte.

Er hatte noch nichts gesagt, aber er wollte Frances gern mitteilen, dass er das alles doch sehr lohnenswert fand. Er wollte sie bloß nicht wieder wütend machen. Für sie war das eine große Sache. Sie hatten viel Mühe und Zeit dafür aufgewendet. Nun sollte sie es auch genießen, selbst wenn es ihm nicht so viel bedeutete. Wahrscheinlich konnte er ihr Interesse jetzt unmöglich zurückgewinnen; aber während sie hergefahren waren, hatte er gedacht, dass sie zu Hause schon versuchen sollten, das fortzusetzen und etwas ein wenig Dauerhafteres daraus zu machen, falls sie die Logistik in den Griff bekamen. Das wäre gut. Inzwischen sah es allerdings eher danach aus, als würden sie auf der Rückfahrt nicht mehr miteinander reden. Wozu also der Aufwand?

Weiter vorn auf dem Panoramaweg, wo die anderen Touristen auf die Teleskope und Souvenirläden zustrebten, sah er den Indianerjungen aus dem Motel wieder. Er sprach in ein Handy und nickte. Er war ein bezahlter Führer, entschied Howard, kein spiritueller. Einer, der Beads oder anderen Kram an Provinztrottel verkauft.

»Was hältst du jetzt davon?«, sagte Frances schließlich mit heiserer, ehrfürchtiger Stimme, als hätte sie tatsächlich gerade ein Erweckungserlebnis. Sie wandte ihm den Rücken zu. Immer noch starnte sie hinaus auf den großen stillen Raum des Canyons. Sie waren allein. Die letzten drei Touristen schlenderten plaudernd fort. »Ich dachte, ich würde weinen, aber ich kann nicht.«

»Es ist eigentlich das Gegenteil von Immobilien, oder?«, sagte Howard und hielt das für eine interessante Bemerkung. »Es ist groß, aber es ist leer.«

Frances drehte sich stirnrunzelnd zu ihm um, die Augen zusammengekniffen und verärgert. »Das denkst du? Groß, aber leer? Du denkst, er ist leer? Du schaust auf den Grand Canyon und denkst: leer?« Sie blickte zurück auf den offenen Canyon, als könnte der sie verstehen. »Du wärst wahrscheinlich auch im Himmel enttäuscht.«

Also eindeutig keine interessante Bemerkung. Er trat an die Steinmauer, bis seine nackten Knie die Steine berührten, und er tat, was sie seiner Meinung nach wollte. Jetzt konnte er weit, weit unten am Grund des Canyons ein kleines Fäserchen weißen Fluss erkennen. Und dann konnte er winzige Menschen sehen, die auf Pfaden die Flanken des Canyons hinunterwanderten. Gar nicht so wenig, sobald man mal einen entdeckt hatte - in kleinen hellen Hemden, und sie bewegten sich wie Insekten. Würde ein Vogel denken. Da unten gab es nichts zu sehen, das man nicht von hier oben besser sehen konnte. Da unten gab es nichts als Giftschlangen und einen tödlichen Aufstieg zurück, es sei denn, irgendwer schickte einem einen Hubschrauber. »Was für ein Fluss ist das?«, sagte er.

»Ist doch egal, welcher Scheiß-Fluss es ist«, fauchte Frances. »Der Ganges. Es geht nicht um den Fluss. Aber gut, ich verstehe. Du findest den Canyon leer. Für mich ist er voll. Du und ich, wir sind einfach anders.«

»Voll wovon?«, sagte Howard. Das kleine summende Flugzeug tauchte wieder auf, flog Stückchen um Stückchen auf den Canyon hinaus. Wahrscheinlich die Polizeipatrouille. Obwohl, was für ein Unrecht konnte man denn hier draußen begehen?

»Voll heilender Kraft«, sagte Frances. »Er löscht alle schlechten Gedanken. Ich fühle mich nicht mehr so überdrüssig.« Sie starre direkt hinaus in die kühle, leere Luft und sprach, als spräche sie zum Canyon, nicht zu Howard. »Ich fühle mich so wie früher, als kleines Mädchen«, sagte sie leise. »Ich kann es nicht richtig ausdrücken. Es hat seine eigene Sprache.«

»Toll«, sagte Howard und dachte aus irgendeinem Grund an sie und ihn im Bett, gestern Nacht, und wie sie sein Gesicht mit ihrem Blick fixiert hatte, als sie ihn in sich aufnahm. Er fragte sich, ob sie jetzt den Canyon genau so fixierte. Er hoffte es.

»Ich muss jetzt einfach etwas tun, was nicht erlaubt ist«, sagte Frances und warf einen schnellen Kundschafterblick auf die anderen Besucher, die mit ihren Videokameras beschäftigt waren oder sich um die Messingteleskope weiter unten am Weg schartern. »Du sollst gleich ein Bild von mir machen, auf dem hinter mir nur der Canyon zu sehen ist. Ich will diese Mauer nicht auf dem Bild. Ich will nur mich und den Canyon. Tust du das?« Sie reichte ihm die Kamera und erkletterte schon die oben abgeflachte Stützmauer aus Feldsteinen und blickte hinter sich nach unten auf das breite gestrüppbewucherte Felssims. »Du kannst den Canyon wahrscheinlich von da aus, wo du stehst, gar nicht sehen, oder? Du bist groß, aber immer noch nicht groß genug.«

Er stand da, hielt den Fotoapparat, schaute zu ihr hoch und wartete, dass sie die richtige Stelle zum Posieren fand.

Überall standen handgeschnitzte Holzschilder mit frischen weißen Lettern, »Bitte klettern Sie nicht auf oder hinter die Mauer. Das ist gefährlich. Es kommt häufig zu Unfällen.« Sie konnte diese Schilder sehen. Sie konnte lesen, dachte er. Er wollte nicht noch einen Streit anfangen.

»Ich glaube, ich muss noch ein paar mehr Regeln übertreten«, sagte Frances oben auf der Mauer und huschte auf der Außenseite daran hinunter, bis ihre rosa Schuhe die Erde berührten. Er schaute hinüber, auf sie. Kleine Krüppelkiefern wuchsen aus dem dünnen Boden, ihre Wurzeln brachen hervor. Da waren weitere Fußabdrücke zu sehen. Wo sie sich jetzt befand, waren andere Leute herumgelaufen. Eine kleine gelbe Filmschachtel lag halb begraben da. Eine rot-weiße Zigarettenpackung war zusammengeknüllt und hinübergeworfen worden. »Ich möchte nur ein, zwei Schritte weiter«, sagte Frances, schaute von unten zu ihm hoch, mit weit aufgerissenen Augen, lächelnd. Sie war glücklich, dabei

hatte sie sich ihre weißen Shorts dreckig gemacht und die rosa Schuhe auch.

Er schlängelte sich den Riemen der Kamera um den Hals, um sie nicht fallen zu lassen.

»Ich will nur mich und den Canyon auf dem Bild. Sonst nichts. Guck jetzt mal durch. Schau mal, was du siehst, wenn du mich siehst.« Sie strahlte, tastete sich rückwärts durch die kleinen Krüppelkiefern und blinzelte hoch in die Morgensonne.  
»Ist das okay?«

»Sei vorsichtig«, sagte Howard, setzte das kleine Gummikissen an sein Auge und spürte die warme Kamera an der Nase.

»Okay?«, sagte sie. Er hatte sie noch nicht im Sucher.  
»Das wird toll. Dieser Canyon ist eigentlich ganz jung, er sieht nur alt aus. Oha.«

Er richtete den kleinen schwarzen Rahmen des Suchers auf sie, das heißt auf die Stelle, wo er sie erwartet hatte, direkt unter ihm - wo sie gewesen war. Aber jetzt nicht mehr war. Durch die Linse schaute er nach links und rechts, dann nach oben und nach unten. Er ließ die Kamera sinken, um herauszufinden, wohin sie gegangen war. »Wo bist du hin?«, sagte er. Er lächelte. Aber sie war weg. Die Stelle, die er mit dem Sucher eingerahmt hatte, war da, erkennbar an einem größeren, herausragenden Stück Krüppelkiefer - *pinon*, fiel ihm von irgendwoher ein. Aber Frances nahm diese Stelle nicht ein. Er sah nur sonnige Landschaft und weit weg die braune und rote und lila Wand der gegenüberliegenden Canyonflanke und die flache Ebene dahinter. Eine große Entfernung. Eine unmögliche Entfernung.

»Frances?«, sagte er und wartete, die Kamera schwerelos in seiner Hand. Er hatte ihren Namen fast nie ausgesprochen, all die Male, all die Stunden. Wie hatte er sie genannt? Keine Ahnung. Vielleicht hatten sie nie Namen benutzt. »Oha.« Dieses Wort hatte er gehört. Es war in seinem Gedächtnis verankert. Er war sich nicht sicher, ob er es nicht selber gesagt hatte. Was bedeutete das?

Er stand still und spähte direkt zu der Stelle, die Frances Bilandic eingenommen hatte, mit viel leerem Raum dahinter. Sie würde auftauchen. Sie würde hochschnellen. »Frances?«, sagte er wieder, ohne recht mit seiner Stimme zu rechnen, eher mit ihrer. Er hörte das entfernte Summen des Patrouillenflugzeugs. Er sah hoch, konnte es aber nicht entdecken. Er hielt seine Knie und Oberschenkel an die Mauer gepresst. Alles wirkte vollkommen freundlich. Er blickte nach links und nach unten, wo er die kleinen menschlichen Wesen in den weißen Hemden gesehen hatte, die sich langsam an den Canyonwänden entlangbewegten. Einer oder einige von ihnen, dachte er, sollte jetzt hier hoch schauen und etwas sehen. Einen Augenblick lang erwartete er, Frances da unten zu finden, wo sie waren. Aber dort war sie nicht, und niemand schaute hoch. Niemand dort unten wusste das Geringste von irgendjemand hier oben.

Und niemand auf dem Pfad ging gerade zurück, in seine Richtung. Er war allein hier, unbeobachtet. Er legte die Kamera auf die sonnenbeschiene Oberseite der Mauer und krabbelte drüber, erst ein nacktes Knie, dann das andere, schürfte sich das Schienbein auf, konnte sich aber hinunterlassen auf das bewucherte Stück Fels, wo Frances sein sollte, jenseits der Stelle, wo die Filmschachtel und die Zigaretenschachtel lagen. Er machte einen Schritt über die lose daliegenden Steine - es roch warm und vertraut nach Urin. Doch nach nur vier vorsichtigen Schritten (hier konnte es durchaus Schlangen geben) stand er an einer jähn zackigen Kante, hinter der es direkt nach unten ging.

Und in diesem Augenblick begann sein Kopf zu hämmern und sein Herz in der Brust zu holpern und zu stolpern, sein Atem wurde flach und schwer und seltsam heiser, ein Brausen in seinen Ohren setzte ein, als wäre er gerannt und hätte laut gerufen, kommt schnell her. Und in diesem Augenblick ging er auf die Knie und Fäuste wie ein Tier, als könnte er so besser atmen, und spähte über die zackige Kante und nach unten, weit nach unten, so weit nach unten - und bestimmt noch nicht bis zum Grund, wo der Fluss weiß aufschien. Aber weit. Bestimmt

über fünfzig Meter tief, wo die Erd- und Felsflanke des Canyons in ihrem direkten Fall nach unten durch einen Vorsprung unterbrochen wurde, der vielleicht einen Meter vorragte und dann wieder abbrach, und noch viel weiter hinab bis zum Grund. Da waren Steine und weitere Krüppelbüsche und ein Baum - eine zerzauste, asiatisch aussehende Zeder, die in einem solchen Winkel aus Erde und Fels hervorgewachsen war, dass sie irgendwann abstürzen musste. Und genau dort, am bergauf gekrallten Fuß dieser alten Zeder, war Frances, über fünfzig Meter unter ihm.

Ihr Gesicht sah er als Erstes, rund und glänzend im Sonnenschein. Sie starre hoch zu ihm, ihre Augen anscheinend offen, aber alles andere - ihre weißen Shorts und das blaue Segelleinen-Oberteil mit dem Anker, ihre nackten Beine und Arme - all das lag wild verstreut um sie herum, als wäre erst ihr Gesicht nach unten geworfen worden und dann alles andere. Von hier oben sah es sogar so aus, als wäre ein Arm heil, aber von ihrem Körper getrennt.

Und sie regte sich nicht. Einen Augenblick lang glaubte er, ihr Gesichtsausdruck hätte sich verändert, genau in dem Moment, als er sie entdeckte. Aber das war unwahrscheinlich, denn er veränderte sich nicht noch einmal. So schlecht er sie auch erkennen konnte, ihr Gesichtsausdruck veränderte sich nicht.

Wie lang kniete er da zwischen den Krüppelkiefern und dem Geröll und den Papierabfällen und dem Uringeruch jenseits der Mauer? Er konnte es nicht genau sagen. Aber nicht lang. Das Brausen in seinen Ohren hörte als Erstes auf. Eine Zeit lang schlug sein Herz noch wild, dann schien es fast stehen zu bleiben, danach stieg kühler Schweiß seinen Nacken hoch und in seine Haare und machte Flecken auf sein T-Shirt. Er schaute wieder zu Frances hinunter, behielt ihr bleiches Gesicht sorgfältig im Auge und versuchte zu überlegen, was er tun sollte: ihr helfen, sie retten, sie trösten, sie zurückholen, ihr geben, was sie brauchte, dort, wo sie war. Irgendetwas davon. Alles davon. Aber was? Die Zeit verging nicht langsam oder

schnell. Er jedenfalls, allein dort im Gestrüpp, schien so viel Zeit zu haben, wie er brauchte, um einen Entschluss zu fassen.

Nur wusste er, dass dieser Zustand nicht anhalten würde. Howard sah hoch zu den Teleskopen, wo die anderen Besucher hingegangen waren. Frances würde zuerst nicht entdeckt werden - sie lag zu nah an der Canyonwand, zu verborgen unter den Ästen der Zeder. Zu überraschend. Eine Zeit lang würde man sie für etwas halten, was sie nicht war. Ein Teil ihrer eigenen Kleidung. Niemand würde sehen *wollen*, was geschehen war. Sie wollten sich doch etwas ganz anderes anschauen.

Obwohl, falls es irgendwer gesehen haben sollte, wären sie schon unterwegs - schreiend, fuchtelnd -, genau wie er sich vor einer Sekunde oder zehn Minuten gefühlt hatte. Andere Menschen würden schon an der Mauer stehen und nach unten schauen. Dann würden sie auch ihn sehen, der hingekauert dahockte wie ein Tier, sein T-Shirt eine weiße Fahne im Gesträuch. Das würde sehr bald passieren. Ihre Kamera lag auf der Mauer. Er musste los, und zwar jetzt.

Auf Händen und Knien robbte er rückwärts von der Kante weg, drehte sich um, kroch zwischen den Kiefernwurzeln und dem menschlichen Abfall bis zum nach Pissee riechenden Fuß der Mauer. Und weil er so groß war, stand er einfach auf und spähte hinüber und konnte den ganzen asphaltierten Pfad bis unten zum Parkplatz übersehen, von wo aus Frances und er der Menge gefolgt waren. Niemand war auf dem Weg nach oben oder kehrte von den Teleskopen zurück. In der Erkenntnis dieses Augenblicks hechtete-hievte er sich auf und über die Mauer, wobei er Frances' billige Pentax auf den Asphalt kickte,

Er stand schnell auf, auf der richtigen Seite der Mauer, der korrekten Seite, die dem Rest der Welt zugewiesen war. Und es war gar nicht, spürte er in der kühlen Luft, die aus der offenen Weite des Canyons strömte, gar nicht mal ein schlechtes Gefühl, jetzt hier zu sein. Was immer Schlimmes passiert war, gehörte auf die andere Seite. Jetzt war er hier. In Sicherheit.

Obwohl jetzt gleich all die anderen Phrasen einsetzen würden. Ihre genaue Bedeutung würde nur zu bald sein Denken beherrschen. *Behörden benachrichtigt. Hilfe angefordert. Frances gere-tet* (obwohl sie natürlich tot war). Die Institutionen, die für schreckliche Ereignisse zuständig waren, mussten in Gang gesetzt werden, auf der Stelle.

Er starre Frances' Pentax an, die auf dem schwarz glitzernden Asphalt lag, kaputt. Er versuchte sich zu erinnern, ob sie ihn heute Morgen im Auto fotografiert hatte, ihn im Motel gestern Nacht, ihn in Phoenix, ja, ihn bei der Panorama-Aussicht vor einer Stunde. Aber er konnte sich schlicht nicht erinnern. Sein Kopf war nicht so stillgelegt, dass er sich nicht an so etwas hätte erinnern können, so gut er auch wusste, wie sehr er sich gewünscht hätte, die Antwort wäre *nein*, sie hätte ihn nicht fotografiert, und die Kamera würde da liegen bleiben, wo sie hingefallen war. (Obwohl, hatte er sie nicht angefasst?) Und natürlich, klar, die Antwort lautete *ja*, sein Gesicht war auf dem Film. Mehr als einmal. Diese Erkenntnis kehrte zurück. Und natürlich hatte er den Apparat auch berührt. Und trotz der Tatsache, dass er binnen zwei Minuten oder noch schneller ins Dorf laufen und einen Notruf losschicken würde, musste die Kamera beseitigt werden. Denn alles, was geschehen würde - mit Frances, mit ihm, mit Mary, mit Ed - , hing davon ab, was mit dieser einen Kamera und ihrem Inhalt geschah, fetzt war der entscheidende Moment - das wusste er aus dem Fernsehen - , wo Frances mit dem Gesicht nach oben zum leeren Himmel da hing und er selbst noch unversehrt war; dies war die »kritische Zeitspanne«, über die eine gründliche polizeiliche Ermittlung Rechenschaft ablegen musste; befragt, betrachtet, immer wieder und wieder und wieder durchgegangen. Die Zeit davor, während und sofort danach würde untersucht und nochmals untersucht werden, um herauszufinden, ob er Frances Bilandic umgebracht hatte und warum das plötzlich notwendig geworden war. (Eine schief gegangene Liebesgeschichte? Ein plötzlicher Streit beim Frühstück? Hasserfülltes Heimzahlen. Eine unerklärliche Tat aus Leidenschaft oder Wut. Ein bloßer Fehler. Er konnte fast

meinen, er hätte es getan, so viele plausible Gründe ließen sich ausdenken.)

Zu dumm, dachte er, wie er über der schwarzen Kamera auf dem schwarzen Asphalt stand und nachdachte, zu dumm, dass er Frances nicht genau in dem Augenblick geknipst hatte, als sie abgestürzt war. Viele tausend Worte hätte dieser glückliche Zufall erspart. »Oha.« Das war offenbar ihr letztes Wort auf dieser Welt. Und er war derjenige, der es gehört hatte. Was sonst keiner wusste. Er hing tief drin.

Da schnappte er sich die Kamera und setzte sich, warum, das hätte er auch nicht recht sagen können, vom Canyonrand zum Parkplatz in Bewegung, nicht zum Dorf, wo es Hilfe gab. Gerade angekommene grandcanyonbegeisterte Touristen schlenderten vom Parkplatz in Shorts und leuchtenden Pullis herauf, mit Kameras und Rucksäcken beladen, und scherzten darüber, »ein großes Loch in der Erde« zu sehen. Sie würden ihn mit Frances' Kamera in der Hand sehen. Aber eigentlich hatte er nichts richtig Verdächtiges an sich, abgesehen davon, dass er sehr groß und allein war. Sah sein Gesicht komisch aus? Gequält?

Eine Telefonzelle stand gleich beim landschaftlich hübsch gestalteten Parkplatz am Rand des Kiefernwaldes. Hier wuchsen sogar noch ein paar rosa Wildblumen. Natürlich sollte er anrufen. Zumindest das. Den Notfall melden. Obwohl es heutzutage ja keine anonymen Anrufe mehr gab. Alles tauchte blitzschnell auf irgendeinem Bildschirm auf. »Howard Cameron meldet Todesfall.« In Sekundenschnelle würden Maßnahmen ergriffen werden. Und was dann? Er musste nachdenken, während weitere Besucher an ihm vorbeizogen, plaudernd, kichernd. Anrufen und was sagen? Was erklären? Für was die Verantwortung übernehmen? (Wo er doch nichts anderes getan hatte, als ein Foto nicht zu machen.) Möglichkeiten stiegen ihm heiß zu Kopf, schwebend wie Asche über einem Feuer - keine davon genau umrissen, greifbar, aber alle real und gefährlich. Dabei war es so seltsam, dachte er immer wieder: Kaum waren sie da, war sie schon abgestürzt. Und er hatte gar nicht kommen wollen.

Er schaute auf den Parkplatz in der Sonne. Der Parkwächter mit seinem Uniformhut leitete Autos an seinem kleinen Häuschen vorbei, beugte sich hinein, lächelte und scherzte mit den Besuchern. Der Anblick des Parkwächters versetzte ihn in ein Gefühl tiefster Einsamkeit, er wäre am liebsten Meilen und Abermeilen weit weg gewesen - zu Hause, beim Aufwachen, im Bett liegend, über den beginnenden Tag nachdenkend, an dem er ein Haus verkaufen würde, mit einem Freund Mittagessen gehen, seine Mutter anrufen, zum Sportplatz fahren, ein bisschen Basketball spielen, dann beim Dunkelwerden heimkehren zu einem Menschen, der ihn liebte und verstand. All das war wirklich. All das war möglich, wenn er nicht anrief.

Doch all das würde bald zu einem Traum-Leben werden, das er nie mehr leben konnte, denn irgendwann würde er irgendwie doch erwischen werden. Eingefangen. Man kam eigentlich nie ungeschoren davon. Und er war ja mit Frances hierher gefahren - zwar nur, um es mit ihr zu treiben; er hatte einige Wahnsinnsfehler gemacht, Fehler der Beurteilung, der Übertreibung, der Maßlosigkeit, der Leidenschaft, der Kurzsichtigkeit, der Dummheit. Klar kam ihm das alles ganz normal vor, als er es tat. Aber niemand würde das so sehen. Niemand würde Partei für ihn ergreifen, selbst wenn es absolut unstrittig als bewiesen gälte, dass er Frances nicht von der Klippe geschubst hatte (er war tatsächlich auf dem Film, seine Hände und Füße, sogar die Zehennägel hatten tatsächlich Spuren auf den Automatten hinterlassen, er war tatsächlich oft genug mit ihr auf dem Kongress gesehen worden). Selbst wenn er letzten Endes vor Gericht freigesprochen wurde - er hatte sich immer noch genug zu Schulden kommen lassen, er hätte es genauso gut tun können. Wer es wirklich getan hatte - Frances hatte es sich selbst angetan - , war eigentlich Haarspaltereи. Er hatte es getan. »O Scheiße, was für eine Riesenscheiße.« Das sagte er laut, gerade als einige Fremde an ihm vorbeikamen. Eine junge Frau, die ein Baby in einer Wickelschlinge trug, warf ihm einen Blick zu und lächelte mitfühlend. »Ich muss mir einen Plan machen. Ich versteh's

nicht«, sagte er verzweifelt, denn natürlich gab es jetzt einfach keinen Ausweg mehr.

So dass er einfach zur Telefonzelle ging, die da in der Vormittagssonne glänzte, den Riemen des Fotoapparats um sein Handgelenk schlängelte und die ganze, komplizierte Maschinerie der Verantwortung in Gang setzte.

Später am Tag, als er das Mietauto suchen ging, um der Parkpolizei zu zeigen, wie sie zum Grand Canyon gekommen waren, war es weg. Howard stand in Frotteeshorts und T-Shirt wieder auf dem warmen Parkplatz und musterte die Heckscheinwerfer all der Autos und Wohnmobile und Vans und Freizeitjeeps. Er ging hinüber in die nächste, gelb umgrenzte Reihe - von der er wusste, dass es die falsche war - und schaute dort nach. Nichts, was er sah, erkannte er wieder. Das große rote Feuerwehrauto war weg. Das schien unvorstellbar. Im Sonnenschein, im Blick zweier Polizisten, war es, als hätte er ein Auto erfunden. Zu dumm, dachte er, dass dem nicht so war. »Ich weiß einfach nicht«, sagte er, müde, verwirrt und unerklärlicherweise lächelnd, als erzählte er Lügen. »Genau hier haben wir es gelassen.« Er zeigte auf eine Stelle, wo jemand einen großen weißen Dodge Ram Charger geparkt und seinen Aschenbecher auf den Asphalt geleert hatte. Mit einem seltsamen Gefühl dachte er an die Tito-Puente-CD und die Flasche Gin und Frances' Handtasche und ihr Handy und ihren Reiseführer. Alles weg, wie das Auto.

Zu den Polizisten gehörte eine junge, steife, kurzhalsige Blondine, vom äußeren Anschein her gar nicht weit entfernt von Frances Balandic, aber gekleidet in eine enge beige Polizeiuniform mit hoher Taille und ein sauberes weißes T-Shirt unter der Uniformjacke. Sie trug eine absurd große automatische Pistole mit schwarzem Griff, die hoch auf ihrer plumpen kleinen Hüfte saß. »Jorgensen« lautete der Name auf ihrem glänzenden Namensschild aus Messing. »Und Sie sind ganz sicher, dass Sie hier mit einem Mietwagen hergefahren sind?«, sagte sie und schaute zu Howard Cameron hoch, ihre winzigen immergrünen Augen blinzelten, als wollte sie ihn

durchdringen, in seine Seele schauen, die Quelle der tiefen Abneigung aufspüren, die sie allmählich empfand. Seine Größe machte ihn unsympathisch, glaubte er. Obwohl, wer würde seine Geschichte nicht anzweifeln, dachte er? Er zweifelte sie ja selber an. Nichts daran klang besonders wahr.

»Ja«, sagte er zerstreut. »Ganz sicher.« Er sah eine Krähe, die über die blaue Himmelsfläche über dem Parkplatz flog. »Sie können die Autovermietung anrufen. Sie hat den Wagen gemietet. Nicht ich.«

»Und welche Autovermietung war das?«, sagte Officer Jorgensen und musterte ihn weiter mit leicht zusammengekniffenen Augen.

»Ich weiß es nicht«, sagte er und lächelte. »Ich weiß nicht sehr viel.«

»Ist Ihnen irgendjemand Verdächtiges aufgefallen, der Ihnen folgte?« Plötzlich klang sie fast verständnisvoll - als hätte ihm niemand folgen sollen. Und zwar so sehr, dass er sogar bereit war, den Tag rückwärts durchzugehen. Ein so langer Tag, so kompliziert, voller komplexer, schrecklicher Dinge. Und jetzt das blöde Auto. Er konnte kaum glauben, dass so ein Tag dort angefangen hatte, wo er angefangen hatte, in der kühlen, sonnigen Brise vor einem Tipi, wo eine Indianerin tote Kakerlaken von der Türschwelle fegte, während Frances schlief. Er dachte an den Camaro mit den Flammen an der Seite und dem Doughnut-Ersatzreifen. Und die kleine Kapelle, wo alle Sünder die Vergebung *Chrisi* suchen sollten. Er dachte einen Augenblick daran, wie Frances gestern Nacht gesagt hatte: »Das waren unsere Ur-Geister«, wusste aber nicht mehr genau, was sie dazu gebracht hatte.

»Nein, ich glaube nicht, dass uns jemand gefolgt ist«, sagte er und schüttelte den Kopf. Dann schaute er wieder an der Reihe Heckscheinwerfer entlang. Ihm war, als müsste er jetzt einfach den roten Lincoln sehen. Dass er da war, wie die Brieftasche auf dem Dielentisch - vorhanden, nur einen Moment lang unsichtbar. Aber nein. Der war inzwischen weit weg. Noch etwas, das schwer vorstellbar war.

Natürlich hatte er nicht getan, was ihm Frances aufgetragen hatte, als hätte sie alles kommen sehen. Er dachte an diesem Tag in regelmäßigen Abständen an ihren Rat; als der Verdacht eine Zeit lang auf ihn gefallen war; als ihm ein Mitglied der Rettungsmannschaft in einem Schottenkarohemd mitteilte - während er ein Sandwich aß - , dass ihre Leiche mit Hilfe eines Drahtkorbs und einiger Taue (nicht per Hubschrauber) geborgen und dass ihr linker Arm tatsächlich vom Körper getrennt worden war; als er hörte, dass ihre nächsten Verwandten mit Hilfe von Visitenkarten aus einem kleinen perlenbestickten Portemonnaie informiert worden waren, das sie bei sich gehabt hatte - davon hatte er gar nichts gewusst; als er Eds Nachnamen hörte (der überraschenderweise Murphy lautete) und den Namen der Firma Weiboldt und dann den Namen *seiner* Frau und der Stadt, in der er lebte, was sich mit den Stimmen von Fremden seltsam anhörte; immer weiter und weiter und weiter hinein in Lebensläufe, Einzelheit um Einzelheit, die jetzt alle betroffen und vielleicht sogar vermasselt waren, Lebensläufe von Menschen, denen es ohne Zweifel jetzt schlechter ging als vorher, schrecklich sogar, und das nur wegen ein paar fehlgelaufener Ereignisse und wegen seiner fragwürdigen Entscheidung, dafür geradezustehen. Mehrmals - als er auf einem Klappstuhl aus Metall in einem Büro mit Holzpaneelen saß, dessen Fenster auf das neue, auf rustikal gemachte Besucherzentrum hinausging - dachte er, dass er auf einen Fehler einen noch schlimmeren Fehler gesetzt hatte, dass er einfach hätte weggehen sollen, wie Frances gesagt hatte; auf dass alles, was er jetzt durchmachte, nicht an einem einzigen Tag herauskam - vielleicht auch überhaupt nicht. Jedes kleine bisschen, das er an den letzten zwei Tagen getan hatte, *hätte* unbemerkt bleiben können. Und statt in dieser langwierigen, peinigenden Situation hätte er jetzt auch in Phoenix sitzen und sich überlegen können, wie er die Ereignisse des Tages am besten hinter sich lassen und den Abend einläuten sollte. Obwohl das wirklich noch schwerer gewesen wäre. Während das, was er getan hatte - bleiben, erzählen, auf sich nehmen - , in Wahrheit womöglich leichter war.

Schließlich, noch bevor der Nachmittag zu Ende ging, verflog der Verdacht allmählich, und man war nun geneigt, einen Unfall anzunehmen. Er hatte alles erzählt, die Kamera fast dankbar übergeben, die Missbilligung der Polizisten ertragen, bis irgendetwas an ihm, glaubte er, etwas Redliches in seiner Größe, etwas in der Geduld, mit der er auf dem Klappstuhl saß, die Ellbogen auf den nackten Knien, den Blick auf die großen weichen leeren Hände gerichtet, und durchaus aufgewühlt erzählte, was geschehen war - bis all das plötzlich anfing, wahr zu erscheinen, einen flüchtigen Augenblick lang sogar interessant. So dass die Polizei schließlich, ohne es präzise zu verkünden, seine Geschichte schluckte. Und als sechzig weitere Minuten vergangen waren, drei Dokumente ausgefüllt und unterschrieben, seine Adresse notiert, sein Führerschein zurückgegeben, die Namen der Polizisten und ihre Telefonnummern angegeben, da teilten sie ihm mit, er dürfe nun gehen. Er bemerkte, dass es drei Uhr nachmittags war.

Allerdings ging er nicht, ohne vorher kurz mit Ed zu sprechen. Die Polizistin hatte ihn gefragt, ob er das wolle, wenn sie ihn anriefe, und er hatte das Gefühl gehabt, dass ihr das lieber gewesen wäre und dass es schließlich, in Anbetracht seiner Situation, seine Pflicht war.

»Ich versteh das alles gar nicht«, sagte Ed mit langsamer, vor Rührung heiserer Stimme. Howard stellte sich vor, wie Ed in einem dunklen Zimmer saß, ein verbitterter, unordentlicher Mann (mehr oder weniger derselbe, mit dem er sich in seiner Fantasie geprügelt hatte - Lon Chaney Jr.). »Was hatten Sie denn da zu suchen?«

»Ich bin ein Freund«, sagte Howard feierlich. »Wir sind zusammen hochgefahren.«

»Das ist alles?«, sagte Ed. »Ein Freund?«

»Ja«, sagte Howard und machte eine kleine Pause. »Das ist alles. Praktisch.«

Ed lachte, ein trockenes, unfrohes Lachen, und dann, möglicherweise - Howard war sich nicht sicher, aber möglicherweise -, schluchzte er.

Howard wollte Ed noch mehr sagen, aber keiner von ihnen schien noch Worte zu haben, nicht einmal »es tut mir Leid«. Und dann legte Ed einfach auf.

Aus Gründen, die Howard nicht ganz klar waren, bot ein Corporal von der Highway-Polizei Arizonas ihm an, ihn bis zur Haltestelle des Busses nach Phoenix zu bringen. Nämlich bis zum SCHLAG ZU, WERD REICH. Sie würden spät eintreffen. Aber Howard hatte noch die Drink-Coupons, falls es zu einer Wartezeit kam.

Auf der Fahrt ins Tal wollte der Beamte über Gott und die Welt reden, aber anscheinend nicht über das, was sich an diesem Tag ereignet hatte. Er war ein dicker, breitschultriger, dunkelhaariger Mann in den Fünfzigern mit einem faltigen, eckigen, attraktiv gebräunten Gesicht, und seine Uniform mit dem spitzen Trooper-Hut füllte den Fahrersitz in seinem Wagen voll aus. Er hieß Fitzgerald, und ihn interessierte, dass Howard Immobilien verkaufte, genau wie seine verstorbene »Bekannte« auch. Trooper Fitzgerald sagte, er sei vor vielen Jahren aus Pittsburgh nach Arizona gezogen, weil es ihm da im Osten zu eng geworden sei. Immobilien, davon war er überzeugt, seien der Maßstab, der Schlüssel zu allem. Jedermanns Lebensqualität würde in Immobilienwerten bemessen, sagte er, nur umgekehrt: Je höher der Preis, desto geringer die Lebensqualität. Allerdings gebe es eine traurige Wahrheit: Nicht mehr lange, und alles, was man sehe (Fitzgerald zeigte nach vorn durch die Windschutzscheibe, dorthin, wo Howard am Morgen gesehen hatte, wie sich die vielfarbige, vielschichtige, wunderschöne Wüste auftat, die jetzt lila-grau dalag), all das bestehe bald nur noch aus Häusern und Parkplätzen und Einkaufszentren und Büros, und dann kämen auch alle Übel der Welt, die daher rührten, dass man zu dicht aufeinander wohnen müsse: Kriminalität, Armut, Feindseligkeit und Falschheit und kaum Luft zum Atmen. Diese Übel würden wie

eine Plage über sie kommen, und dann dauere es nicht mehr lang bis zum Weltuntergang. Die Polizei der ganzen Welt könne diesen Ansturm nicht aufhalten, glaubte er. Und nickte in tiefer Übereinstimmung mit sich selbst.

»Dann sind Sie wohl ziemlich gläubig, wie?«, sagte Howard.

Trooper Fitzgerald trug seinen Hut tief auf seinem großen eckigen Kopf, fast berührte er seine Sonnenbrille. »O nein, nein, nein«, sagte er, warf Howard einen Blick zu und entblößte seine großen geraden weißen Zähne, die sich in seine Unterlippe gruben. »Da brauchen Sie kein Buch, um zu wissen, was kommt. Sie müssen bloß die Leichen zählen können.«

»Da haben Sie vermutlich Recht«, sagte Howard und fühlte sich plötzlich unbehaglich in seinen Shorts, in Gegenwart dieses Mannes. Deshalb schaute er seine nackten Knie an und sah die aufgeschürften Stellen wieder, die er sich beim Sprung über die Mauer geholt hatte, nachdem Frances gestorben war. Beim Versuch wegzulaufen. Es war peinlich. Er dachte an Frances, wie sie sagte, er würde sich die ganze Rückfahrt nach Phoenix bei ihr bedanken. Er wusste nicht mehr, warum sie das gesagt hatte oder wann. Dann fiel ihm gestern Nacht ein, als er aufgewacht war, wie Frances sich auf Händen und Knien über ihn beugte und im Dunkeln sein Gesicht anstarnte. Er roch ihren Mundgeruch und spürte ihr Keuchen, wie von einem Tier. Er glaubte, sie würde gleich etwas sagen, befürchtete schlimmste Attacken - gegen ihn -, Dinge über ihn, die er nie vergessen könnte. Aber sie sagte nichts, starre einfach nur, als könnten ihre offenen Augen nicht mehr sehen. Nach einer Weile legte sie sich wieder auf ihre Seite und sagte: »Ich kenne dich nicht, oder? Ich erinnere mich nicht an dich.« Und er sagte: »Nein, du kennst mich nicht. Wir sind einander nie vorgestellt worden. Aber alles ist in Ordnung.« Daraufdrehte sie ihm den Rücken zu und schlief ein. Am Morgen hatte sie sich an so gut wie gar nichts erinnert. Er hatte sie nicht erinnern wollen. Das hatte er als Freundlichkeit angesehen.

Was man tat, veränderte die Dinge, dachte er, während der PS-starke Streifenwagen weiterraste. Selbst sein Blick vom

Berg herunter war jetzt durch die Ereignisse verändert; alles sah jetzt weniger schön aus. Er dachte an seinen Job - dass er ihn verlieren würde. Man würde ihm anbieten zu kündigen, aber unmissverständlich: Sex mit einer Kollegin, ein gewaltsamer Tod, ein heimlicher Ausflug während der Arbeitszeit, die Missachtung wichtigerer Prioritäten - nein, das klappte bestimmt nicht, kein Zweifel. Er dachte an Mary - dass er ihr nichts von seinen wahren Gefühlen erzählen, die meisten Einzelheiten und die Vorgeschichte aussparen und versuchen würde, langsam Gras über die Sache wachsen zu lassen, in der Hoffnung, dass das ausreichte. Er würde versuchen, all das durch bessere Dinge zu ersetzen. Und bei seinen Eltern genauso. Sie würden alle etwas erwachsener werden müssen.

Er hatte Frances nicht noch einmal gesehen, seit er sie unter der kleinen Zeder entdeckt hatte, wie sie zu ihm emporstarrte. Es schockierte ihn - diese Erinnerung, und sie dann nicht mehr gesehen zu haben. Das alles sorgte dafür, dass er sich allein und ganz besonders ungerecht behandelt fühlte, als nähme er ihr ihre Abwesenheit eher übel, als sie zu bedauern. Man konnte sich natürlich freuen, dass sie den Grand Canyon gesehen hatte, bevor er von Häusern und Einkaufszentren und Autobahnen und gläsernen Bürogebäuden verschandelt wurde. Obwohl sie versucht hatte, ihm, Howard, ein Gefühl der Unzulänglichkeit zu geben, als wären die Dinge, an denen ihm lag, belanglos im Vergleich zu den spirituellen Dingen, für die sie sich so begeistert und jetzt ihr Leben hingegeben hatte - die heilende Energie.

Aber das waren die belanglosen Dinge. Als er durch die Windschutzscheibe auf die blassen graue Abendwüste spähte, ging ihm auf, dass das meiste, was er wusste, belanglos war; und dass er jetzt nie mehr empfinden würde, was er an diesem Tag - unter besseren Umständen - hätte empfinden können. Egal was ihm sogar hätte gefallen können, wenn er sich nach bestem Wissen und Gewissen auf diese Erfahrung eingelassen hätte - es war ihm nun genommen. Das Leben ringsum schien zu verschwinden, so schnell, wie dieser Wagen an der Flanke des Berges hinunter in die Dunkelheit raste. Es schien wie

ausgelöscht. Es tat ihm furchtbar Leid. Und er hatte Angst, große Angst, obwohl diese Empfindung ihn nicht so scharf und unerwartet überkam, wie er immer angenommen hatte.